Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

[Von Heinrich Zschokke]

Zehnter Theil.

Dreizehnte
vollständige und unveränderte Original-Ausgabe.

Aarau 1829.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

I.

Gott im Sturm.

Iob. 3, 22. 23.

Wer kann Dich denn verstehen
In Deinem Schicksalsplan?
Wer Deine Ziele sehen,
Und was Du hältst, umfah'n?
Du lösest, was wir binden,
Du stürzest, was wir bau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Du liebst mich ja nicht minder,
Als den geringsten Wurm.
Du hütest Deine Kinder,
Du segnest sie im Sturm;
Läss'st sie ihr Bestes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Zu den majestätischen Schauspielen, welche die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zuweilen darbeut, gehört die Mannigfaltigkeit der Sturmwinde. Wenn diese sich in ihrer Kraft er-

heben, daß die Wälder erbrausen, die Thürme zu wanken, die Berge zu erschüttern scheinen, bebt noch ängstlicher oft das Menschenherz, besonders wenn mit dem Schrecken des Sturmes sich die Finsterniß der Nacht verbindet. Der Aberglaube heidnischer Völker wähnt, daß es die Luftgeister sind, welche im Kampf wider einander rasen. Doch auch den Christen fehlt es nicht an Abergläubigen, welche den Sturmwind für den geheimnißvollen Verkünder irgend einer bevorstehenden unglücklichen Begebenheiten des Landes, für die Anzeige vom nahen Tode einer hohen Person, oder dem Ausbruch eines Krieges oder einer andern Landesplage ansehen. Wie beinahe allezeit, ist auch hier die aberglaubige Meinung daher entstanden, daß ungebildete Leute in ihrer Unwissenheit dasjenige mißverstanden haben, was vernünftige Leute als sehr natürliche Wirkungen gedeutet hatten. Wohl melden Orkane oder heftige Stürme allerlei Unglücksfälle an, nicht die erst geschehen sollen und mit ihnen ausser Verbindung sind, sondern solche, die sie selbst verursachen, und die wir erst später erfahren: Schiffbrüche auf dem Meere, Feuersbrünste, Zusammensturz einzelner Gebäude und andere Ereignisse.

Wegen solcher Unglücksbegebenheiten, und weil sie uns oder unsere Freunde und Bekannte treffen können, sind daher wohl auch Personen, welche nichts weniger als abergläubig sind, während der tobenden Winde in sorgenvoller Unruhe, und sehnen sich nach dem Augenblick zurückkehrender Luftstille. Die Besorgniß wird durch das Schauerliche

der großen Naturerscheinung erhöht. Denn es scheint unter der Macht heftiger Orkane das ganze Weltall um uns her in Aufruhr. Die Wolken des Himmels fliegen schnell und finster dahin, von der Geißel des Windes verfolgt; finstere Staubwolken steigen kreisend empor vom Boden und wandeln über die Ebenen wie ungeheure Rauchsäulen. Die Bäume, groß und klein, verworren, umhergerissen, beugen sich seufzend; ihr Laub fliegt; man hört das Krachen ihrer brechenden Aeste. Die hohen Wälder heulen geschlagen. Es fallen die mächtigsten Tannen des Forstes wie Halme gebrochen; ihr Sturz ist zerschmetternd über andere. Der Boden regt sich über den zuckenden Wurzeln der vielhundertjährigen Eichen. Die Thiere flüchten zitternd in ihre Höhlen. Die Vögel verbergen sich angstvoll. Die Menschen verstehen gegenseitig ihren Ruf nicht mehr; denn die ganze Natur ist Stimme geworden. Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Gebäu gibt Töne und Geschrei. Die Ziegel prasseln von den Dächern der Wohnungen. Man fürchtet den Sturz der erhabenen Thürme. Die Gebäude werden erschüttert. — Aber der Geist des Christen bleibt unerschüttert. Er sieht in der Furchtbarkeit des Sturmes, in der Entsetzlichkeit des empörten Elementes die segnende Hand seines Gottes.

Denn wie grauenvoll auch der Anblick des Sturmwindes und wie gefährlich seine Herrschaft ist, besonders einsamen Schiffen auf den Meeren, die oft von ihm in die Tiefe der Wogen niedergerissen oder an Klippen zerschmettert werden, ist

das Alles doch im Ganzen nicht verheerender und verderbenvoller, als jede andere große Naturerscheinung; vielmehr eben so wohlthätig für das Ganze, dem nur ein kleiner Theil geopfert wird.

Dies wird uns um so deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Luft, in der wir umherwandeln, die wir athmen, die sogar mit ihren feinern Stoffen unsere Gesundheit nährt, gleichsam ein weites, den ganzen Erdball umgebendes und hoch über ihn hinausgehendes Meer ist, in welchem wir leben und uns bewegen, wie der Fisch sich in einer dichtern Flüssigkeit, nämlich im Wasser bewegt. Der Fisch, aus dem Wasser gehoben in die feinere Flüssigkeit der Luft, stirbt. Der Mensch, wenn er sich über den Luftkreis, der sein eigenthümliches Element ist, hinausgibt, wenn er entweder in den Luftschiffen über die Wolken des Himmels emporzusteigen wagt, oder die Gipfel der höchsten Gebirge erklettert, wo keine Pflanze, auch kein Moos, keine Flechte mehr gedeihen mag, verliert das Vermögen zu athmen; seine Kräfte schwinden, das Blut dringt ihm aus Lippen und Augen hervor.

Auch andere Aehnlichkeit hat, rücksichtlich auf das Lebensvermögen, das Element des Wassers mit dem Meere der Lüfte. Stillstehende Wasser werden zu faulen Sümpfen; werden den Fischen, die in der beweglichen und immer erneuten Fluth fröhlich baden, giftig und tödtlich. So würde das Luftmeer, in welchem wir wandeln, uns giftig und tödtlich werden, ein faulender Sumpf pestilenzialischer Dünste, eine ungeheure Quelle des allgemei-

nen Todes für Alles, was auf Erden wohnt, nicht nur für Menschen, nein, auch für Thiere und Pflanzen, wenn die beweglichen Luftwellen nicht in beständiger und zuweilen in starker Regung wären.

Und dafür sorgte der, dessen Liebe das Weltall gebaut hat. Seiner Allmacht waren unzählige Mittel zum Gebot, das Luftmeer in beständiger Erschütterung zu erhalten. Er legte diese Mittel, die Keime der Sturmwinde, in die Natur dieses Elementes selbst. Noch kennt sie der Mensch nicht alle, doch schon viele. Er gebot der Sonne und dem Monde, diese Keime abwechselnd zu wecken oder zu unterdrücken; und so mußten aus den weiten Fernen des Himmels entlegene Weltkörper die Diener unserer Gesundheit, die Pfleger unsers Wohlseins werden.

Wenn im Wasser ein volles Gleichgewicht ist, so steht es stille, so wird es mit der Zeit faulend. Sobald das Gleichgewicht aufgehoben, auf einer Seite das Wasser erhöht wird, fließt es nach der niedrigen Stelle hin und reinigt sich durch die Bewegung. Eben so ist es mit der Luft. Ihre innern Bewegungen, nämlich die Winde, sind nur Störungen vom Gleichgewicht ihrer innern Theile. Dieses Gleichgewicht der Luft, und daß sie nicht überall gleich schwer sei, wird am meisten gehindert durch Wärme und Kälte, oder durch abwechselnde Verdünnung und Verdichtung der Luft. Jedermann weiß, daß man die Luft durch Wärme verdünnen und leichter machen kann. Darum steigt

der Rauch gen Himmel, weil er warm und folglich leichter ist, als die übrige Luft um ihn her. Er, weil er warm ist, dehnt die mit ihm verbundene Luft aus, und drängt wegen seiner Ausdehnung die übrige von seinem Platze. So entsteht eine Lufterschütterung. So steigt im Wasser vom Boden des Gefäßes eine Luftblase aufwärts, weil sie leichter als das Wasser ist. Je größern Raum ein Rauch oder Feuer einnimmt, je größer ist natürlich auch die dadurch bewirkte Luftbewegung. Daher wird man gewöhnlich bei großen Feuersbrünsten Wind in ihrer Nachbarschaft verursacht sehen.

So wie einerseits die durch Wärme verdünnte und ausgedehnte Luft die kältere von ihrer Stelle zurückdrängt, strebt anderseits die kältere oder dichtere Luft, in diejenigen Räume hinzufliessen, wo durch die Verdünnung der Luft gleichsam weniger Luft vorhanden ist. So entsteht ein unsichtbares Durcheinanderströmen. Wir bemerken dies schon in erwärmten Zimmern, wenn eine Thür gegen die kalte Luft geöffnet wird, im Kleinen. Es fährt oberhalb der Thür ein warmer Luftzug aus dem Zimmer, unterhalb stürzt die kältere Luft zum Zimmer herein. Die bewegliche leichte Flamme einer Kerze weht im obern Luftzug zum Zimmer hinaus, unterhalb aber in demselben Augenblick zum Zimmer hinein.

So ist hier im Kleinen das Räthsel vom Ursprung der Winde und Stürme im Großen erklärt. Daher fühlen die Inseln und Küstenländer, deren Boden von der Sonnenhitze mehr erwärmt wird,

als den Spiegel des Wassers, sich am Tage meistens von Seewinden gekühlt, die nach den verdünnten Lufträumen strömen. Daher, wenn die Luft der südlichen Erdhälfte stärker erwärmt, und bei uns Winter ist, strömen die Winde häufiger von Norden und Osten nach jener Gegend hin. Daher weht gewöhnlich Nachts von den Inseln und Länderküsten ein sogenannter Landwind gegen das Meer, weil sich das Meer schneller erkältet, als der Erdboden, und weil die von demselben erwärmte Luft sich nun stärker gegen die über den Gewässern erkaltende Luft ausdehnt, welche weniger Widerstand leistet, je weniger sie selbst durch Wärme ausgedehnt ist.

So entstehen jene große Strömungen im Luftmeer, die oft uns erquicken, oft uns erschrecken; jene Luftströme, die uns bald als laue Westwinde schmeicheln, bald als Orkane beschädigen. Sie kommen, wir wissen nicht von wannen, sie ziehen, wir wissen nicht wohin sie fahren. Ihre Richtung ist so mannigfaltig, wie ihre Eigenschaften sind. Bestimmt fahren viele aus unbekannten Höhen gegen die Erde nieder; andere von der Oberfläche des Erdbodens aufwärts gegen die Wolken; andere gleiten, wie ein Wasser, über die Länder hin. Oft strömen zwei entgegengesetzte Winde über einander hin; der eine in der Tiefe, der andere in der Höhe. Zuweilen stürzen sie gegen einander, und verursachen bei ihrem Zusammenprallen furchtbare örtliche Stürme, die, Alles zerschmetternd, wie zwei gegen einander fahrende Meereswogen sich aufwärts

drängen, Wirbel schlagen, Bäume entwurzeln und wegschleudern, oder große Lasten emporheben, und Dächer entführen. Der ganze Dunstkreis wird von ihnen bewegt und aufgerührt. Stoß auf Stoß folgen die Winde, mit abwechselnder Stärke, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, wenn dessen Ruhe eine hinabgestürzte Last stört.

Die Stürme sind aber weit häufiger und stärker in den höhern Regionen des den Erdball umgebenden Luftmeers als in der Tiefe. Auf den Höhen der Gebirge rasen oft Orkane, während die bewohnten Thäler darunter in tiefer Stille ruhen. Das mag jene Naturkraft bewirken, welche, droben in größerer Menge gesammelt, auch die Erscheinung die Gewitter und Blitze, der Nordlichter, und andere große Schauspiele erzeugt. — In tiefern Gegenden aber vermehren sich Stärke, Wuth und Verwirrung der Winde, wenn ihr Strom zwischen Bergen eingeklemmt, oder von Bergen zurückgeworfen wird.

Inzwischen ist die Geschwindigkeit des Windes nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Man hat darüber mancherlei Messungen angestellt, theils durch leichte, fliegende Körper, oder Bewegungen eines Rades, oder durch Messung des Ganges der Wolken oder ihres Schattens. Gewöhnliche Winde durchlaufen im sechszigsten Theil, einer Minute, das heißt, binnen einer Sekunde, kaum sechs bis zehn Fuß; starke Winde, gegen die ein Fußgänger nur mühsam angeht, zwanzig bis vierundzwanzig Fuß. Sehr schnelle Rosse können aber in einer

Sekunde wohl fünfzig Fuß und darüber zurücklegen. Ein Sturmwind von solcher Schnelligkeit reißt schon Mauern nieder, und entwurzelt die stärksten Bäume. Die allerheftigsten und schnellsten Stürme, die ganze Wälder niederstürzen, durchfahren aber auch hundert und mehr Fuß in einer Sekunde. Doch sind sie selten. Je schneller der Zug des Windes, je größer ist seine Macht. Kann doch schon ein Luftstrom, der nicht schneller läuft als ein Mensch, Mühlen treiben. Was vermag der schnellste? Unter entsetzlichem Geheul erschüttert er die stärksten Wohnungen, bricht er Wälder wie dürres Schilfrohr, stürzt er Felsen von den Berggipfeln, treibt Flüsse in ihrem Laufe emporschwellend zurück, und hebt er schwere Lastwagen auf.

Bewundernswürdig, wie die Gewalt der Winde, ist ihre verschiedene Eigenschaft, die sie oft nur von den Gegenden annehmen, aus welchen sie zu uns kommen. Die über das Weltmeer ziehen, bringen Feuchtigkeit und Regengüsse; die, welche weite Landstrecken durchstreifen, bringen Trockenheit. Einige erscheinen abwechselnd; andere regelmäßig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten; andere in manchen Weltgegenden sind fast immer von einerlei Weltgegend kommend. Die einen tragen auf ihren Flügeln Wetterwolken, die andern Thau und Fruchtbarkeit; manche führen Verderben und selbst den Tod mit sich.

Wenn, von den glühenden Sandwüsten Afrika's her, der heiße Wind nach Europa zieht, den

man Sirocco nennt, wird die ganze Luft, die er durchfährt, schwer und heiß und erstickend. Die Thiere retten sich in ihre Höhlen; die Menschen schliessen sich in ihre Wohnungen ein. Wer hinaustritt, dem schlägt eine Hitze entgegen, wie aus der Gluth eines Ofens. Die Menschen hören auf zu arbeiten. Sie sind matt und erschlafft. Die Freude ist von ihnen gewichen. Das Laub der Bäume, das Gras des Feldes welkt hingesenkt. Die ganze Natur will verschmachten.

Aber die göttliche Weisheit hat es geordnet, daß weder dieser Wind, noch jeder ihm ähnliche, von langer Dauer ist. Z. B. der schreckliche Chamsin, der in Aegypten nach der Nachtgleiche im Frühling folgt, und aus dem Innersten Afrika's brennend hervorströmt, währt nur zwei bis drei Tage. Aber dann ist ganz Aegyptenland in Gluth versunken. Die Luft ist finster grau, wie voller Staub. Die Sonne scheint trübe hindurch, wie eine bläulich-roth glühende Kugel. Die Hitze wird allen lebendigen Wesen unerträglich. Gras und Pflanzen verdorren in wenigen Stunden. Den Bäumen entfällt schnell das Laub. Die Steine und Mauern, das Eisen und Wasser werden heiß. Der Umlauf des Blutes in den Adern stockt; man kann nicht mehr athmen. Das Innere des Mundes und Halses wird trocken. Alles scheint in dieser allgemeinen Gluth verderben zu müssen. Dann entfliehen die Thiere in Felsenspalten, Höhlen und Klüfte, oder bohren ihre Köpfe in die Erde. Die Menschen verschliessen sich in ihre Wohnungen, in Keller und

Gruben. Ganz Aegypten scheint ausgestorben, so lange der Chamsin geht.

Nicht minder furchtbar erscheint in Arabien und an den Küsten Persins der Giftwind Samum. Schon in der Ferne kündet er sein Kommen durch eine glühende Röthe in der Luft an. Die Welt scheint in Flammen zu stehen. Was er im Fortzuge Lebendiges berührt, ist plötzlich des Todes. Menschen und Thiere entgehen ihm nur, indem sie sich schnell auf den Boden werfen, und Mund und Nase in die Erde oder in den Sand verbergen. Der Samum geht über sie hin. Ein erstickender Schwefelgeruch durchdringt Alles. Man hört ein dumpfes Zischen und ein Knistern, wie vom Feuer. Doch binnen einer Viertelstunde ist das schauerliche Wesen vorüber, und die Luft wieder rein und heiter.

Ganz anders äussern sich an den Ufern des Senegalstromes in Afrika die Tornado-Stürme. Eine drückende Schwüle der Luft geht ihnen voran. Düstere Wolken erheben sich zwischen Osten und Mittag, und färben dort den Himmel schwarz, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Man verspürt auch nicht das Wehen eines Lüftchens. Alles ist in Todesstille. Menschen und Thiere verkriechen sich. Immer finsterer wird die Luft. Nichts regt sich weit umher. Plötzlich stürzt ein Alles verheerender Sturm eiskalt und mit Brausen und Heulen durch die Landschaft. Palmen brechen. Hütten zertrümmern. Schiffe stürzen um. Donner, Blitz und

Regengüsse bilden das Gefolge des vorübergegangenen Sturmes.

Wie groß, wie wunderbar erscheint Gott in allen seinen Schöpfungswerken! — Schrecklich sind zwar die Wirkungen jener Stürme, dieser Boten seines Willens; aber gewiß sind sie auch wohlthätig, und zum großen schönen Zweck des Ganzen unentbehrlich. Auch wenn wir diesen Zweck nicht erkennen, dürfen wir es nicht bezweifeln, da wir die Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers überall und selbst da oft wahrnehmen, wo nur Zerstörung herrschen zu sollen scheint.

So ist jener scharf austrocknende Wind, welcher unter dem Namen des Harmattan bekannt ist, die größte Wohlthat für die Gegenden Afrika's, welche, statt des Winters, eine lange und anhaltende Regenzeit haben. Denn die überhandnehmende Feuchtigkeit bedroht das ganze Land mit Versumpfung; alle Niederungen sind überschwemmt; die Menschen erkranken an bösartigen Fiebern und Ruhren. Plötzlich tritt der Harmattan von Norden her ein. Der Himmel ist wie vom Nebel bedeckt und trübe und ohne Gewölk. Der Wind bläst heiß und trocken. Niemand kann sich ihm ohne Lebensgefahr aussetzen. Er ist so trocken, daß ihm preisgegebene Thiere nach wenigen Stunden umkommen; daß den Menschen die Lippen aufspringen, und die Augen sich entzünden; daß die Landseen und Pfützen schnell versiegen; daß alles Holzwerk zusammenschwindet und reißt. Aber die allgemeine Nässe ist dann verschwunden nach wenigen Tagen, und alle Krank-

heiten, welche Folgen der nassen Jahreszeit waren, sind durch den Harmattan eben so plötzlich geheilt.

Also werden die Windstürme, wie grausenhaft auch zuweilen ihre Gestalt sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht. Wie sie in den heißen Himmelsstrichen die Erde nach der langen Regenzeit austrocknen und fruchtbar machen; wie sie dort Fäulniß verhüten, und Krankheiten heilen: so müssen sie in den kalten Gegenden des Erdkreises das Eis von den Ufern der Länder und Inseln wegbrechen, damit die Meere schiffbar werden; müssen sie jenen winterlichen Fluren, wo die Erde nicht mehr Kraft hat, Bäume hervorzubringen, aus gemäßigten Ländern Treibholz mit den Wellen herbeiführen, daß die einsamen Bewohner der Schneefelder sich Hütten bauen und erwärmen können.

Wahrlich, bei diesem Anblick der weisen Fürsorge des Weltenkönigs für sein unermeßliches Reich, bei diesem Anblick seiner Wundermacht, in welcher er den Lauf und Einfluß entfernter Welten des Himmels mit dem Wohlsein von einzelnen Bewohnern unsers Erdballs verknüpft; bei dem Anblicke der unbändigen Sturmwinde, die selbst in ihrem schauerlichsten Walten nur Diener seiner ewigen Huld für das menschliche Geschlecht sein müssen — wer könnte da ohne Erstaunen, ohne Rührung, ohne Trieb zur dankbaren Anbetung des allein Anbetungswürdigen bleiben? Wer sollte da länger zweifeln, daß auch das scheinbare Naturübel zuletzt nur eine der fruchtbringendsten Segnungen sei?

Wer könnte länger zweifeln, daß denen, die Gott gehören, nicht endlich alle Dinge zum Besten gereichen müssen?

Ja, ich spreche mit dem betagten Tobias, und aus der Fülle seiner Erfahrungen, und aus der Tiefe seines frommen Herzens: „Ich weiß es fürwahr, wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröstet, und aus der Trübsal erlöset, und nach der Züchtigung findet er Gnade. Denn Du hast nicht Lust an unserm Verderben. Denn nach dem Ungewitter lässest Du die Sonne wieder scheinen, und nach dem Heulen und Weinen überschüttest Du uns mit Freuden. Deinem Namen sei ewiglich Ehre und Lob, du Gott Israels!“ Tob. 3, 22. 23.

Wie kann ich doch zuweilen so kleinmüthig sein, da ich sehe, wie gnädig und mild er überall sein Regiment führt in der belebten Natur! Wie kann ich doch auch verzagen, wenn es mir nicht immer so geht, wie ich es in meiner Einfalt, und wahrlich in meiner Kurzsichtigkeit oft, ohne daß ich es glaube, zu meinem eigenen Schaden, wünsche! Er, der alle unsichtbare Faden des Schicksals in seiner Hand zusammenhält; er, der allein weiß, wohin er mich durch die Finsternisse meines Daseins führen will; er, der mich wahrlich nicht vergebens hineingerufen hat in das Weltall, und zum Genossen des Lebens, und zur Erkenntniß seiner Macht und Herrlichkeit — er läßt mich nicht verderben. Und wenn es mir auch böse geht, und ich Trübsale leide — kann ich sagen, daß es wirklich böse

sei? Erwarte doch ruhig und vertrauensreich den Ausgang, dann wirst du erfahren, wie er es mit dir wohlgemeint hat, selbst dann, wenn du glaubst, er habe dich verlassen und versäumt.

Geben wir doch unsern thörichten Vorwitz und den vermessenen Stolz auf, klüger zu sein, als der, welcher die Verhängnisse regierte, ehe wir auf Erden waren, und sie weislich leiten wird, wenn wir nicht mehr hier sind! Wie können wir die Fügungen dessen beurtheilen, wie können wir die Zwecke dessen begreifen, der aus den Stürmen segnet, und aus den Gewittern Ueberfluß und Fruchtbarkeit sendet? Was wissen wir von seinen Rathschlüssen, wir, die wir nicht einmal einsehen und begreifen, wie er den Grashalm gebaut und die Mücke belebt hat, die ihr kurzes Dasein freudig im Sonnenstrahl vertanzt?

Und wie sehr wir uns auch kümmern, wie bitter wir auch über unser Loos murren: Gott, der Alleingütige, der Alleinweise, hat es beschlossen; und Himmel und Erde wirken zusammen, den heiligen Beschluß des Allmächtigen zu vollstrecken. Wozu dein Kummer, wozu dein Murren, als dir selbst und vielleicht auch Andern Beweise deiner Thorheit zu geben, wie das unmündige, unverständige Kind, welches den liebevollen und erfahrnen Aeltern wider seinen Willen und doch zu seinem wahren Glück gehorchen muß!

Ja, je näher ich Dich, mein Gott, mein Vater, in Deinen Werken erkenne, aus denen Du

zu mir und zu allen Deinen Erschaffenen täglich redest, je lebendiger überzeugt mich Alles, daß das wohlgethan ist, was Du thust. Freilich finde ich wohl noch viel Böses in der Welt, aber das Böse ist nicht Dein Werk, sondern es ist die Frucht des Widerspruchs vom menschlichen Herzen gegen Deine weisen und unveränderlichen Weltgesetze; es ist der Schmerz, den wir uns durch diesen Widerspruch selbst verursachen; ein Schmerz, der uns hinwieder belehrend und heilsam ist.

Nun, so will ich schweigen, und mit Ergebung in Deine Führungen gehen. Ich will mein eigenes Herz bessern, will meinen Stolz, meine Habsucht, meine Neigung zum sinnlichen Wohlleben, meine Gehässigkeit gegen andere Menschen unterdrücken; will in der Weisheit, Demuth und Nächstenliebe Jesu vor Dir wandeln: dann wird sich mit dem Bösen in meinem Gemüth zugleich das Böse vermindern, was ich ausser mir in der Welt so häufig zu finden glaubte.

Walte Du, mein Vater! ich kann nicht über mein Schicksal walten. Walte Du, denn ich würde oft mein Glück verstoßen, weil ich es verkenne, und oft mein Unglück verlangen, weil mich ein Schein betrügt. Walte Du! Und wenn es auch trüb wird um mich her, ist es hell in mir durch liebendes Vertrauen auf Dich! Und wenn ich auch Deine Führungen und Deine Werke nicht begreife, und mein schwacher Geist Deine Zwecke nicht erkennt — aber ich kenne Dich. Vater, Vater, ich kenne Dich. Und wenn mir Vieles, was mir wohl

theuer ist, verloren geht — aber Dich verliere ich nicht. Und wenn der Sturm des Lebens mich zu vernichten droht — ich weiß es ja, Du segnest auch im Sturm.

Wer darf denn mit Dir rechten?
Wer kennt sein bestes Loos?
Licht rufst Du aus den Nächten,
Glück aus des Unglücks Schoos.
Wenn Hoffnungssterne schwinden,
Lass'st Du uns Sonne schau'n;
Wir könnens nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!

XL.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Erster Theil.

Ps. 111, 2.

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,
Dein sind des Jahres Zeiten;
Du rufst der Felder gold'ner Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du sendest aus des Himmels Höh'
Uns Sonnenschein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch Dich zum Segen.

Du wandelst groß und unsichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkest still und wunderbar,
Mit Stäubchen, wie mit Sternen.

Dir, dessen weise Vaterhand
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der Dir gebühret.

Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. So sang vor Jahrtausenden der fromme Dichter, begeistert von der Majestät seines Gottes, die sich in den Schöpfungen offenbart.

Auch ich werde nicht satt, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in seinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der größte Haufe der Menschen so kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden Machwerk menschlicher Hand stehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Priester des Herrn, zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erstaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie sehen umher und suchen die Thaten Gottes, und finden sie nicht. Gewohnheit blendet sie. Augen haben sie, und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltäglichste ist das Wunderbarste, und was jede Stunde bringt, ist das Unbegreiflichste.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forschet, ob das Wetter schön oder schlimm werde. Noch ein Schritt wei-

ter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unsere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will sich an Halmen und Zweigen statt seiner der Silberreif hängen, bald der Schnee die erstorbenen Fluren und die Straßen der Städte bedecken. Schon jetzt ist in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewässer sind dort schon fester geworden, brausende Wasserfälle sind in ihrem Sturz erstarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Mensch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelstück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen, unter unsern Fersen, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wissen, dies ist die Wirkung der Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohnten Weltkörpers gegen die Sonne, in seinem Laufe um dieselbe. Aber wissen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regnerisch bei uns wird, oder auch trocken? Wissen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder später? Wisser wir auch, woher es kam, daß gestern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heute schon wieder Sturmwinde frostig und regenschwer daherbrausen? Oder warum noch

vor wenigen Stunden die Luft rauh ging, und nun plötzlich lau geworden ist?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir in das Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn Alles hängt in ihr innig mit dem Andern zusammen. Das Höchste wirkt auf das Niedrigste herunter, und das Kleinste bestimmt den Gang des Größten. Daß wir heute Regen, morgen Sonnenschein, heute milde Witterung, morgen durchdringenden Frost erfahren, kann die Wirkung von Ereignissen sein, die in Weltkörpern vorgegangen sind, welche viele Millionen Meilen weit von uns entfernt in den himmlischen Räumen schweben.

Daß z. B. der Mond, aus seiner fünfzigtausend Meilen weiten Entfernung von uns, großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe: wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzigmal kleiner, als unsere Erde, zieht er doch, wo er senkrecht über den Weltmeeren steht, dieselben empor, ungeachtet ihrer Schwere; also daß sie, regelmäßig wie er wandelt, zur Fluth anschwellen, und hingegen nothwendig andere Orte abnehmen an Wassermenge. Kann nun der Mond, vermöge seiner anziehenden Kraft, die ungeheuern Lasten des Weltmeeres heben, daß sie wie angeschwollene Wasserberge werden, die mit ihm fortwandeln: um wie viel mehr muß er den leichten Dunstkreis bewegen, der die Erde umhüllt!

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb Millionen Mal größer ist, als die Erde,

auf der wir leben, durch Wärme und Licht den wichtigsten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Ursachen ihres mannigfaltigen Wechsels in Kraft? Die Sonne ist ein dunkeler Weltkörper, wie unsere Erde, aber von einer hoch über ihr schwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einflusse diese Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unsere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelung des Erdbodens. Oft aber zerreissen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkeler Körper wird dazwischen sichtbar. Man nennt solche dunkele Stellen in der Lichthülle gewöhnlich schwarze Sonnenflecken. So unbedeutend dieselben unsern Augen oft zu sein scheinen, sind sie doch zuweilen größer, als die gesammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen — sie nehmen manchmal wohl den dritten Theil der Sonne ein — bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, selten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zustände der Lichtwolken der Sonne? Sind auch sie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endlosen Räumen des Himmels unserm Auge gar nicht mehr erkennbar sind wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß also, o Landmann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu wenigen Regen oder zu

viel haben sollen; daß deine Weinberge Ueberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in Entfernungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszusprechen der Mensch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige Gott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ländlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde umhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihen von Pflanzen und Thieren hat; so gewiß ein Stern dem andern Licht zusendet, und schon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; so gewiß nicht nur auf Erden, sondern hoch über derselben, so weit hinauf keine Wolke mehr steigt, jenes wunderbare Feuer waltet, das bald sichtbar, bald unsichtbar wirkt, im Blitz und Nordlicht, wie im Funken des mit Stahl geschlagenen Steins und im erschütternden Schlage mancher Fische erscheint; so gewiß diese wunderbare Naturkraft durch die Einwirkungen der Sonnen gemehrt und geschwächt wird: eben so gewiß stehen alle Sternenwelten durch die geheimnißvolle Kraft, welche sie gegenseitig in sich erregen oder mindern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß die sich täglich ändernde Stellung und Verhältniß unsers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den übrigen Wandelsternen oder Planeten eine der Hauptursachen von den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte des Tages, von der abwechselnden Feuchtigkeit und Trockene der Luft und dem Unbestand der Witterung ist. Das Weltall ist eine grenzen-

lose Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderwerk spielt, Alles vom Größten zum Geringsten ineinandergreift, und dennoch Alles zu seiner Zeit und Stunde seinen vorher bestimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlstand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfschaften, Städten, Ländern zu bestimmen: wirkt auf sein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus seinem Innersten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den nahe liegenden Dunstkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Bestandtheilen, in das Wasser und tief in die Erde eindringt: so dringt wieder das Wasser in die uns umgebende Luft, und schwebt verdünstend in dem Nebel um uns her, in den Wolken hoch über unsern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann sich leicht eine Vorstellung vom Einflusse des auf Erden vorhandenen und verdünstenden Wassers auf die Luft machen, sobald man an die Menge desselben denkt. Ungerechnet die zahllosen Bäche, Flüsse, Ströme, Seen, nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unserer Weltkugel ein; sie betragen mehr als zwei Drittel von derselben; das feste Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erscheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von aussen mehr wie ein Wasserball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Wasserflächen verdünsten und die Wassertheilchen in die Luft aufsteigen, wird durch ihr Emporsteigen anderes aus der Stelle verdrängt, und die zarte bewegliche Luft dadurch erschüttert. Diese Erschütterung heißt Wind. Schnelle und starke Verdünstungen erregen Sturm. Der Sonnenstrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter Wärme die Luft, anderswo beschleunigt er die Verdünstung des Wassers, bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerschmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das ist, o Sterblicher, die Macht des Allmächtigen in seinem Sonnenstrahl. Du wärmest dich an demselben gedankenlos, oder sinnest, wie das Thier, auf deine Nahrung und Wollust, während groß und feierlich dieser Strahl die Majestät des Ewigen verherrlicht.

Gleich wie der menschliche Körper aus festen und flüssigen Theilen besteht, und das Blut wundersam durch verborgene Höhlen und Adern strömt und die Wassertheile durch die Haut ausdünstet, in seinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt ist, welche er keinen äussern Umständen dankt: so ist auch das Innere der Erde. Da liegen tief und starr die Felsen und Metalle, als feste Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochenwerk und Gerippe; darum legen sich Luft- und Erdtheile an, wie sein Fleisch; und Ströme, kalte und heiße, rauschen zwischen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper seine eigene natürliche Wärme,

welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieselben unterhalb abschmilzt, und oft die erschrecklichsten Feuerfluthen erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerspeienden Bergen strahlen. So möchte man fast sagen, der Erdball sei ein lebendiges Wesen, welches sich im Himmelsraum bewegt.

Diese natürliche Wärme, diese Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, diese Ausdünstungen des Weltkörpers und wieder sein Verschlucken der äussern Luft und des Wassers, haben auf die Verwandlungen des Dunstkreises, folglich auf die Witterungen, einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben oder starker Auswürfe von feuerspeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockener Dunst, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Welttheil bedeckt hat; daß davon die Gesundheit von Menschen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. Alles arbeitet in den Himmeln, wie in den tiefsten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zusammen. Der Mensch weiß es nicht, ahnet es kaum, und es ist sein Schicksal, sein Gedeihen, sein Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und gesponnen wird. O allmächtiger Gott, ich bebe, wenn ich an Dein allmächtiges Herrschen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke an Deine grenzenlose Majestät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beschaffenheit der Luft, von den Zuständen der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheure, weit verbreitete Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zusammen! — Und zu ihnen mischt sich nun noch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden, die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieselbe ist, ja oft in einerlei Zeit und einerlei Land verschieden wird.

Denn die Pflanzen dünsten besondere Arten Luft aus und saugen andere zu ihrer Nahrung ein, und bewirken schon damit sehr verschiedene Zustände der Luft. Große Wälder begünstigen die Bildung von Nebeln und Wolken; stehende Wasser und Moräste erzeugen ungesunde Dünste; Bergketten ändern die Richtung der Luftströme oder Winde, und scheiden sogar oft das Wetter in solchem Maße, daß es verschieden wird an ihren entgegengesetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünstung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkstätten, Alles hat seinen besondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn sie nicht ganz ohne Grund sind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit sein. Ihr Werth beschränkt sich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo sie entstehen. Und wenn auch in einer und derselben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft,

Dichtheit oder Dünnheit vollkommen einerlei wäre: würde es darum nicht minder in derselben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windstill, in der andern stürmisch sein. Es wird bei uns schneien, wenn es anderer Orten regnet, anderer Orten liebliches Wetter und Sonnenschein, und wieder anderswo Gewitter ist.

So ist auch der Gang der Witterung mit den verschiedenen Landstrichen, mit den Jahreszeiten, ja selbst mit den wechselnden Jahrhunderten, im engsten Verband. Inseln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zustand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meere weit entfernt sind. Denn die großen Wasserflächen des Meeres werden im Sommer weder so erhitzt, noch im Winter so durchkaltet, als der Erdboden. Daher mäßigen sie auch die Wärme oder Kälte der ihnen benachbarten Luftstriche. Beinahe ähnliche Wirkung, wie die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden hervor. Diese machen die Sommer kühler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meisten Gehölze, von denen sie einst bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wie der Winterfrost, empfindlicher. Als unser deutsches Vaterland beinahe noch ein einziger, ungeheurer Wald war, voller Moräste, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch sanft. Da wohnten hier noch Auerochsen, Rennthiere und Elendthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns sieht, sondern welche

sich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menschen den ganzen Himmelsstrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig ist jetzt bei uns der Wechsel der Jahreszeiten; selbst viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsstrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, ist jedoch die Witterung ausserordentlich veränderlich. Die gemäßigten Länderstriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten sich nämlich zwischen dem heißen und dem kalten Himmelsstrich aus; die Luft wird daher abwechselnd beständig durch die Ausflüsse davon erschüttert.

In den kalten Nordländern ist die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben so in den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen der Sonne, wo die Strahlen derselben fast senkrecht zur Erde niedergehen. Hier sind sich die Jahre so gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derselben schon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungsbeobachtungen anzustellen, das Wetter beinahe auf die Stunde voraussagen, wenn man es nur vom vergangenen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unserer Weltgegend von sol-

chem bestimmten Gang der Witterung kaum eine Vorstellung.

Dieser stets gleiche Lauf derselben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsstrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von jeher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er in unserer Weltgegend Statt fand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenschauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtausenden einmal die Thiere, welche nur in den heißesten Ländern auszudauern im Stande sind. Ueber unsern Boden schritten einst die Heerden der Elephanten, die Nashorne und andere Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüsten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die großen Gerippe und Gebeine jener Geschöpfe zahlreich in unserm Vaterlande, ja im kältesten Norden Amerika's und Asiens.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts kennt die Zeiten nicht, da dieser Zustand der Erde war. Er kann wiederkommen. Aber Jahrtausende und Jahrtausende müssen verfliessen, ehe die Erde bei ihrem Umkreisen der Sonne allmälig ihre eigene Richtung gegen dieselbe so weit ändert, daß die Strahlen des großen Tagesgestirns senkrecht auf die Meere und Länder brennend niederfahren, welche jetzt unter beständigem Schnee und tiefem Eis verschüttet sind. Und doch wird sich aus der Ewigkeit auch dieser Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in diesen Zeiten, in die-

sen großen Wechseln und Umgestaltungen? Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Staub? Die Geschlechter der Menschen vergehen, und die Jahrhunderte und Jahrtausende schreiten über die Asche der Völker hin, deren Thaten und Namen verloren sind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Wesen. Niemand gedenkt einst meiner; und ob ich war, weiß dann Niemand zu sagen. Die Natur geht ihren stillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Berge in allmäliger Verwitterung ebenes Land, und die weittönenden Meere verstummen und trocknen aus; und Anderes stellt sich dar, wo es Niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen schweigend die Wolken, darüber lodern mit unvergänglichem Lichte die Gestirne, die Erden, die Monde, die Sonnen in nie beufertem Weltraum. Und in Allem Einer waltend, und Alles dem ewigen, ehernen Gesetze des Einzigen gehorsam, der da waltet. Das ist Gott der Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben!

Ich schaudere, verstumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts, als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben! Darf ich von den Ahnungen Deiner Herrlichkeit durchschauert noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten?

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Alliebenden, des Allgütigen, des Höchsten und Ewigen. Drückt

mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchsten Himmel. Und ich kann beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick seiner Schöpfungen ist der Blick auf eine Bürgschaft für sein Erbarmen, für seine ewige und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

III.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Zweiter Theil.

Psalm 148, 6.

Gott winkt. Und eine Wolke speit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er ist der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub, und Cherubinen,
Sie müssen seiner Gnade dienen.
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunder-Werkzeug seiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter!
Gott ist dir nah; er ist dein Schild.

Und triumphire nicht, du Gott-Verächter,
Er ist dir nah! Mit seinen Schrecken füllt
Er jene Finsterniß, die dein Vergehn verhüllt!
Er ist mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier ist Gott!
In meinen Tagen, meinen Nächten
Umfängt mich Gott;
Im Wintersturm, im Frühlingsregen,
In Allem waltet Gott;
Und Alles, Alles wird sein Segen,
Denn überall ist Gott!

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen! — Dieser Gedanke Davids, so wahr, so erhaben, ergreift mich jedesmal, so oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechselnden Witterungen mit Aufmerksamkeit folge.

Bewundernswürdig mag die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sein. Wo wäre der Sterbliche, der auch nur schon den kleinsten Theil von dem Labyrinth der irdischen Schöpfungen durchwandert hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten der Fische, oder Steine, oder Insekten, oder vierfüßigen Thiere, mit ihren verschiedenen Beschaffenheiten, Einrichtungen und Kräften, gekannt, oder auch nur schon alle gesehen hätte? Diesen Reichthum des Wissenswürdigsten erschöpft

der größte Geist auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewundernswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten sein, die sich alltäglich im Luftkreise erzeugen. Aber noch bewundernswürdiger scheint mir die Einfachheit der Mittel und Ursachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der Naturgesetze, in denen sich Alles bewegt. Nichts von Allem, was vorhanden ist, kann die seit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlassen. Alles folgt aus einander und auf einander, nach strenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen. (Psalm 148, 6.)

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, ist nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Dasein einer solchen Ordnung zu bezweifeln? Es ist wahr, von vielen Dingen in der Welt weiß ich nicht, warum und wozu sie in der Welt vorhanden sein mögen. Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Lügner und Zweifler solcher Art ist wohl ein vorwitziges Kind, welches darum, weil es die Gründe und Absichten bei den Handlungen seines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande ist, sich einbildet, sein Vater lebe und thue ohne allen Verstand, mit gedankenlosem Leichtsinn. Was ist aber die Einsicht des klügsten Sterblichen gegen die uner-

meßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht selten der Fall eintreten, daß der Mensch den Dingen in der Natur Zwecke zuschreibt, die sie gar nicht haben. Vielleicht thun wir sogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und sie der Natur anzudichten. Denn wer ist denn so gewaltigen Blicks, daß er das ungeheure Räderwerk der Weltenuhr durchspähen, und den Zusammenhang und das Füreinandersein und Ineinandergreifen aller Theile sich deutlich vorstellen könnte? Wahrhaftig, es ist Vermessenheit, wenn ein Mensch sich aufwirft, die Absichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen seinen Werken.

Hingegen ist es auch entschiedener Wahnsinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Ursachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und selbst dagegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind sein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein Zusammenspielen todter, sich ihrer selbst unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott sein, der, ohne allen Willen, ohne allen Zweck Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Dasein riefe. Dann wäre der Mensch ein ganz anderes Wesen, als die Natur, als der Gott; denn er ist sich seiner selbst bewußt. Ja er wäre weit erhabener, denn er ist doch vermögend, die Reihen der Dinge, die Arbeiten der Natur zu übersehen,

von denen sie selber nichts wußte, und von denen kein Schöpfer wußte.

So eingeschränkt der menschliche Verstand ist, um überall die Absichten des Allerhöchsten zu ergründen, kann er doch nicht anders, als gern nach solchen Absichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, ist selbst ein Naturgesetz des Geistes, ist Eigenheit des menschlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem gesunden Blick nicht nur die bewundernswürdigste Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinsten Mängel das Verderben des Ganzen nach sich ziehen würden, sondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche Tausende von Dingen zusammenwirken müssen, um das Dasein eines Einzelnen zu erhalten. Eins fehle im Zusammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Besonders auffallend ist mir immer die Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Geschlecht gewesen. Der größte Theil unserer Schicksale ist mit dem großen Gange des Naturganzen auf's engste verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Diese bestimmt beinahe den ganzen Lauf und die Richtung unsers Lebens. Sie ist in der Hand Gottes gleichsam das sichtbare Leitband zur Regierung unserer Schicksale. Die Beschaffenheit und Art der Witterungen auf der Oberfläche bewegt, ändert, treibt das Menschengeschlecht, wohin es soll; gibt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürfnisse, Lebensarten, Sprachen und Denk-

arten an, und greift vernichtend oder begünstigend in die Plane der Begebenheiten einzelner Personen, einzelner Familien, wie in das Geschick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entscheidenden, Alles bezwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner, auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beschäftigung, Lebensordnung und Vergnügen! — auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf ihre Neigungen, auf ihre Geistesthätigkeit! — Eben so denke man nur an die Wirkung der heißen Tage, der erschlaffenden Winde, der langen Regenzeit in den warmen Ländern. Wie träge und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde; und wie mächtig bestimmt die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Errichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfassungen, ihrer Verhältnisse zu andern Völkern!

Die verschiedene Art der Witterung in den Ländern eines und desselben Welttheils ist der wesentliche Grund von der Verschiedenheit des Karakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein anderes Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens und Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünsten geschwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden Gemüthseigenthümlichkeiten der Na-

tionen wirken wieder kräftig auf ihr gegenseitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auf diese allgemeinen Einflüsse der Witterung unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht achten, so ist für mich Bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlstand und Schicksal der Familien und Gemeinden, zu denen ich selbst gehöre. Ich muß mir oft sagen: hier ist Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Absichten im tiefwirkenden Wechsel der Witterungen einsehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben die Hand der Allmacht am meisten, ich möchte sagen, am unmittelbarsten, einwirkt.

Wenn die steigende Wärme der Frühlingssonne der Frost bricht, und den Luftkreis mit ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte, wie in Pflanzen, so in thierischen und menschlichen Körpern, in neue Gährung bringt, — welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden in tausend und tausend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltsamen Eindruck der verwandelnden Witterung; Gesundscheinende erkranken, Kränkliche sterben; dort jubeln andere freudig unter jungen Blumen. Das Alles ist die Frucht einer und derselben Naturerscheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schicksal einer ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter gibt dem Gange der Wirthschaft eine andere Richtung. Weder die Krank-

heit noch der Tod waren Menschen-Schuld, sondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menschlichen Körper. Meinst du, sie und ihre Folgen wären dem Allwissenden unbekannt geblieben? Meinst du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menschen vergessen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbstes, das schneidende Wehen des Wintertages, zur Vollführung seiner weisen und immer grundgütigen Absichten. Sie aber zu erforschen, wage ich nicht: doch habe ich oft erst spät hintennach eingesehen, warum gut war, daß geschah, was geschehen war. Und die Witterung der Jahreszeit ist sein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung gewesen, die von da alle meine Begebenheiten genommen haben.

So sorgfältig wir uns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren: es ist unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen, oder voraussehen. Was braucht es denn mehr, um die Lebensflamme eines Menschen auszublasen, als den Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unsers Leibes! Oft ist der Dunstkreis mit giftigen Stoffen unsichtbar gemischt, die wir einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten davon allgemeiner hervortreten. Nun höret wir von Klagen und Jammern in den Häuserr; von Todten, die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter erschreckt

die Welt – die Lüfte sind gereinigt; die Erkrankten genesen; die Thränen verwandeln sich in Freude. Gott hat seine Absichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorsichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr so wenig entziehen kann, als der Luft, in der ich athme. Wie kommt es doch, daß der Mensch die Nähe Gottes so selten bedenkt, da er sie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten sollen und müssen, sind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müssen aus den namenlosesten Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewig hält, und sie ordnet, daß sie nicht anders gehen müssen, sollte er das Geringere nicht thun, und das Schicksal und Leben eines Menschen ordnen? Bei ihm ist Alles Zusammenhang, nichts ein Bruchstück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den Beweisen von ungeheuerm Leichtsinn der Menschen, wenn sie, die vom leisesten Hauch der Luft abhängig sind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel, der dich umschwebt, der Thau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Gesträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüstert, der Schnee, welcher heute, der Regen, welcher Morgen aus den Höhen fällt, Alles ist Werkzeug Gottes, auf deine und der

Deinigen Gesundheit hingerichtet. Du bist immerdar in Berührung mit Gott, ihm stets nahe. Aber wo ist Deine Verehrung seiner? Wie ist dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längst schon als Kinder in den Schulen gelernt, daß die Vorsehung unsere Schritte regiert. Daran haben wir aber weit weniger gedacht, welche Mittel sich die Vorsehung bediene. Vielleicht am allerwenigsten fiel uns bei, daß der Wechsel der Witterung, dieses so unbedeutend scheinende, weil wir es beständig sehen, eins der gewöhnlichsten und größten Mittel Gottes sei! — Du hast einen Spaziergang einen Besuch, eine Reise vor. Ein wildes Regenwetter schreckt dich ab. Kannst du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlassenen Besuchs oder aufgeschobenen Reiseplans sein müssen? In der Stimmung, wie du heute gegangen wärest, wirst du morgen nicht gehen. Was man dir heute gesagt hätte, wirst du morgen nicht hören. Denen du heute begegnet sein würdest, die können dir morgen nicht begegnen. Daher sind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entschlüsse rege geworden, als wenn dich der Regen nicht im ersten Vorsatz gestört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorstellungen ist damit eine andere geworden, folglich auch zugleich eine unübersehbare Reihe von Handlungen, die sie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei Andern veranlaßt hast.

Glaube nicht, das wäre einerlei gewesen, und

sehr gleichgültig. Es gibt im Lauf der Ereignisse nichts Geringes; wenigstens sind wir kurzsichtige Sterbliche es nicht, welche es unterscheiden können vom Wichtigern. Das Merkwürdigste, was in der Welt geschieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur ersten Ursache.

Nichts so lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unsere Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder ist unser irdischer Wohlstand eine Folge davon. Der Lauf des Wetters ist gleichsam die sichtbare Hand Gottes, welche uns Segen spendet. Die Gewölke, wie sie am Himmel her- und hinziehen, weben unser Schicksal; die Lüfte, ob sie etwas wärmer oder kälter wehen, stoßen gütig oder rauh an unser Glücksgebäude. Wie viel ist an einem Jahre gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlsein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der sie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu schlagen! Ein lange verschleierter Himmel, ein Spätfrost, eine Hagel gebärende Luftschicht über unsern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unserm Wohlstand zurückbringen. Wer leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kraft zusammen, welche nirgends anders, als eben über unsern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich, Mensch, in Gottes Hand; du empfindest sie, wie du hinausblickst, und Sonnenschein und Regen oder Schnee und Frost dir

begegnen. Du stehst unter den Gesetzen der Natur, und durch die Natur ist's, daß die Vorsehung dein Schicksal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir sorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat Alles in seiner Macht. Die Natur predigt es Dir an jedem wiederkehrenden Morgen o Mensch voll Leichtsinns: was du empfängst, ist Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunst und Klugheit! Und wie der Himmel hell oder trübe in das Fenster deiner Hütte herein scheint, sagt er dir: An Gottes Segen ist Alles gelegen! Sei nicht stolz auf deinen Wohlstand. Es fällt nur ein Funke aus einer Wetterwolke : dein Haus ist Asche. Ein warmer Wind reicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie gesehenen Gebirge: da löset sich ihre Schneelast zu schnell; es rauscht eine Wasserfluth aus hundert Thälern; die Ströme schwellen an. Feste Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme zerbrochen: weite Ebenen verwandeln sich in Seen. Es fallen feste Mauern. Es schwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern, und ungesunder Dunst des Schlammes säet Krankheiten in die Städte. Das ist Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt sie unsern Stolz oder Leichtsinn, an sie zu denken, an sie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erscheinungen bei unwissenden Nationen immer zuerst Lehrerinnen vom Dasein eines höhern Wesens gewesen

sind. Diese erfanden eben so viel Gottheiten, als sie wohlthätige oder schreckliche Naturereignisse wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sonnenwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eigenen Begebenheiten oder den Schicksalen Anderer, daß ähnliche Umstände auf unsere sittliche und religiöse Denkart oft die entscheidenste Wirkung gehabt haben? daß sie uns erst mit erschütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterließen? — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gottesläugners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — sie erschienen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, so furchtbar ihre Stärke sein mag, sie sind nicht die Gebieter des Verhängnisses, sondern von jeher, und bis auf den heutigen Tag empfanden sie, daß sie sich beugen müssen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umschwung der Witterung entschied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollsten Anstrengungen. — Unüberwindliche Flotten segelten zum Verderben vieler tausend glücklichen Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerstehen? Aber Gott waltete. Es ändert sich

die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windstöße fuhren über die erkorne Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerstreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm sie auf.

Ist es unerhört, daß alle menschliche Kunst eitel ward, ein Land gegen den Anfall seiner Feinde zu schirmen? Da standen Festungen, da breiteten sich unschiffbare Seen aus, da rauschten brückenlose Ströme. Wer möchte die Hindernisse besiegen? Es kam der Frost einiger Nächte; die Ströme erstarrten; die Seen wurden fester Boden, und das Feindesheer mit Roß und Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schicksal der Nationen in seiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn sie an der Spitze ungeheurer Heeresschaaren das Verhängniß anderer Völker stolz vorherverkündigten, und eine naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menschengewalt war zu schwach wider sie. Aber sie demüthigte eine feuchte Herbstluft.

Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in der zu großen Wirkung am besten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall ist weiser, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieser allen menschlichen Scharfsinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen und Millionen, gab Unterdrückten Freiheit, gab Muthlosen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der Menschheit

den Glauben an sich selbst wieder — dieser Zufall war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menschen Brust wohnt!

Ich erkenne Dich, Gott! Gott, Vater des Menschengeschlechts! Du bist es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name sei geheiligt. Dein Wille geschehe! Du umfängst mich, Du trägst mich mit väterlicher Fürsorge. Du bist der mir allezeit Nahe! Du rauschest um mich in den Regenwolken; Du wirfst mein Loos aus den Nebeln; Du wandelst um mich im Sturm und berührst mich im leisen Lüftchen, das meine Wangen im Sommer kühlt. Du sprichst aus den schlagenden Donnern, und begrüßest freundlich mein Herz in den Schauern der sternreichen Nacht. Gelobet sei Deine Güte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobt und gepriesen in alle Ewigkeiten. Amen.

IV.

Der Schnee.

Psalm 147, 5. 16. 17.

Hier sieht, Beherrscher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge wie im Spiegel nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie schön ist, was mein Auge sieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß bist Du, wie auf Sina's Höh'n,
Der in den Himmel strebet,
Auch in dem Staub, der, kaum gesehn,
Im Sonnenstrahle schwebet.
Groß bist Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll strahlt Deine Macht
Uns aus des Winters Eisflur.

Wenn Strom und See gepanzert stehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd schimmern,
Eisblumen an den Fenstern blühn,
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn:
Das Alles ist Dein Segen.

O Vater, deß mein Herz sich freut,
Du schufst mich nicht vergebens.
Wie viel gibst Du der Seligkeit
Mir schon im Traum des Lebens!
Wie wenig ist's was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh';
Doch macht schon das mich selig.

Wenn an einem lieblichen Frühlings- oder Sommermorgen die abwechselnde Herrlichkeit unzähliger Blumen und Blüthen unser Auge entzückt, ein unsichtbares Meer von Balsamdüften uns umschwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren des Käfers, das Sumsen der Biene, der Gesang der Vögel um uns ertönt, oder wenn

der reiche Herbst die hohen Saten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Gestalt die Zweige der Bäume und Gesträuche niederbeugt, und statt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck gibt, — dann empfinden wir dieses reine, stille Entzücken welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele des gefühlvollen Christen zur Anbetung des grundgütigen Schöpfers stimmt.

Doch wahrlich ist die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstrahlen im hellen Reif sich spiegeln, dessen Kristalle, wie biltzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinsten weißen Schnee überlagert schimmern, in dessen zarten Eisspitzen die Sonne alle Farben spiegeln läßt; wenn dieser helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menschen, wie ihre Felder, deckt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen, und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versetzt wähnen. Die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkührlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufweckt. Wer, wenn er nicht mit thie-

rischer, dumpfer Gleichgültigkeit durch seine Tage hingeht, sollte noch nie von jenen Empfindungen im Winter gerührt worden sein!

Doch der gewöhnliche Mensch, wenn ihn schon das Schauspiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur wie ein Schauspiel. Er theilt beim Anblick desselben seine Freude in Worten der Bewunderung mit, ohne einer geistigen Erhebung fähig zu sein. Anders der Christ. Er sieht in der Natur immer zugleich die Majestät des Urhebers. Immer ist er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nahe. Seine Freude, seine Bewunderung, sein stummes Entzücken wird zum Gebet und Psalm.

So sah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlungen der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beschneiten Fluren, nicht dieser Farbenglanz, nicht die Spiegelfläche des Eises auf Strömen und Seen, sind das Bewundernswürdige, sondern die geheime, unendliche, zweckvolle Schöpfung macht des gütigen Weltenvaters. So betrachtete David, der große königliche Beter, die Natur. Immer schwang sich vom Anblicke der Schöpfungen sein andächtiger Geist zum Schöpfer hinauf. „Unser Herr ist groß," sang er: „unser Herr ist groß und von großer Kraft; und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Er gibt Schnee, wie Wolle; er streuet Reif, wie Asche. Er wirft seine Schlossen wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost?" (Ps. 147, 5. 16. 17.)

Ja, groß ist er, und unbegreiflich, wie er regieret! — Aber wie wenige Menschen sind es, welche in den merkwürdigen Erscheinungen des Winters etwas Großes und Unbegreifliches wahrnehmen! Sie sehen die gewaltigen Veränderungen jedes Tages, und erblicken darin nichts, als etwas Gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, seine Nahrung zu suchen, ohne eines andern Gedankens fähig zu sein: so die Menge der Menschen, welche, gleichgültig um das, was sie umgibt, nur Gedanken für Erwerb Nahrung oder Vergnügen hat. Ihr ist Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies weiß sie nicht zu denken, bemüht sich auch nicht weiter zu forschen.

Und doch ist schon jede einzelne Schneeflocke, wie sie von ihrer Wolke niederschwebt, ein Wunderbild, und verkündet: er ist unbegreiflich, wie er regieret! — Wie entspringen diese ungeheuern Massen zartgefrornen Wassers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält diese Lasten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen; Lasten, die manche Hütte zusammendrücken, und die doch in vielen tausend und tausend Zentnern federleicht und lange unsichtbar im Firmament schweben, daß sie nicht niederfallen, bis es Zeit ist, und sanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niedersinken, damit auch der zarteste Halm nicht von ihrem Falle verletzt werde.

Wir können zwar sagen, Dünste ziehen sich über uns in Wolken zusammen und gefrieren, wie

sie sich verdichten, und gewinnen größere Schwere, also daß sie nothwendig durch die Luft herabfallen müssen; — allein welche Kraft ist es, die unbegreiflich schnell am reinsten Himmel plötzlich Dünste in Wolken zusammenzieht? Wie entsteht das Gefrieren? Was ist die Kälte? Warum erscheint die Kälte im strengsten Winter bald wirksam in den höchsten Höhen, bald unwirksam? — Ach, noch ist dies unbegreiflich; noch drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkstatt des immer schaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerksamer, so bemerken wir, daß jede Flocke desselben, besonders wenn sie bei stiller Luft herumschwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisspitzen besteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durch einander liegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechseckige fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtige Kristalle auf das zarteste zugespitzt sind. Bald gleichen sie faserigen Blumen wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmäßig auseinander strebenden Aesten. So überaus zart sind diese himmlischen Gebilde, daß der leichteste Wind sie im Fallen wieder zerstäubt.

Welchen Scharfsinn man auch anwende, das Entstehen dieser Milliarden wunderschön und mannigfaltig geformter Kristallensterne in den Höhen der reinsten Luft zu erklären: immerdar wird dem

Forscher ein unerklärtes Warum zurückbleiben. Ja, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die in den Wolken entsprungenen Schneeflocken sich im Herabfallen noch vermehren können, auch wenn sie durch eine dem Anblicke nach ganz dunstlose Luft fallen. So bemerkt man zum Beispiel, daß, wenn der Blitzstrahl in ein Wohngebäude fällt, die himmlischen Feuerfunken auch da zünden, brennen, zersplittern, wohin der Strahl selbst gar nicht gefallen ist. Der vom Himmel fahrende Blitz entwickelt um sich her beim Fall aus der Luft andere ihm ähnliche kleinere Funken. So bemerkt man, wenn man im Wasser, worin eine beträchtliche Menge Salz aufgelöset ist, nur einen kleinen Kristall desselben Salzes fallen läßt, daß dieser sogleich im Fallen die umliegenden Salztheilchen zum Niederschlag und zum Kristallisiren bewegt, so daß sie sich regelmäßig um ihn anlegen, und in regelmäßiger Gestalt sich vergrößern. Ja, jeder spitzige Körper bewirkt fast das Gleiche; man befördert zum Beispiel in Werken, wo das Salz gesotten wird, das Anschiessen desselben durch Anlegung von Dornen in das Salzwasser, wo sich dann die ersten Kristalle gern an die äussersten Spitzen der Stacheln anzusetzen pflegen. So ist es gar wohl möglich, daß die zarten Eisnadeln des Schnees, wie sie durch Luftschichten fallen, in welchen aufgelösetes Wasser enthalten ist, einen Niederschlag der wässerigen Theile bewirken, die Entstehung neuer Eisnadeln befördern, und sich durch diese vergrößern. Der Schnee ist dabei weit

leichter, als das gewöhnliche Eis, so wie dieses leichter als das Wasser ist. Das Eis ist im ganzen Umfang ungefähr immer ein Neuntel größer, als das Wasser, aus dem es zusammengefroren ist; während frischgefallener Schnee zehn- bis zwölfmal größern Raum einnimmt, als das Wasser, das die gleiche Menge Schnees gibt, wenn sie geschmolzen ist. So hat der weise Schöpfer im Schnee die Härte des Eises mit der Weichheit des Wassers, mit der Leichtigkeit des Dunstes verbunden, daß diese in unzählbarer Menge fallenden Eistheile den Gewächsen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können. Jede der feinen Schneeadern ist halb durchsichtig wie anderes Eis. Wird der Schnee fest zusammengedrückt, so verliert er seine Weiße, und wird durchscheinender, was er nicht sein kann, so lange er locker auf einander liegt, wo denn eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt ist, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die Eigenschaft, das Licht stark zurückzuwerfen, und es gleichsam damit zu vermehren. Ein langes Wandern in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht ist so blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, sondern selbst Blindheit verursachen kann. Eben diese Eigenschaft aber ist eine der preiswürdigsten Wohlthaten des Schöpfers, besonders in jenen fast immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter fast eine beständige Nacht ist, und die

Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort ist es die Klarheit des Schnees, welche die anhaltenden Nächte und sonnenlosen Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond sein Licht gibt, noch die Nordlichter ihren dunkelrothen, wundersamen Schimmer verbreiten.

Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finsternissen verbreitet, ist seine einzige Wohlthätigkeit: auch seine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an sich selbst warm wäre, aber doch erwärmt er, obschon aus lauter Eisspitzen bestehend, Alles, was er bedeckt. Er wehret von der Erde und den darin dem Frühling entgegenschlummernden Samenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigern Folgen sein, als ein warmer Sommer ohne Regen. Die Hitze würde nicht so viel versengen, als der Frost in den letzten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedeckt der Himmel die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer zuerst mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt sie von da zuletzt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinste und kälteste Luft am strengsten und anhaltendsten zu herrschen pflegt. Erfrorne Menschen und Thiere, so wie einzelne erfrorne Gliedmaßen, erhalten ihre natürliche Wärme und Leben

am leichtesten wieder, wenn sie ganz in Schnee verhüllt oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm so große Macht beiwohnen? Ist er nicht selbst ein Kind des erstarrenden Frostes? Wie kann, was in sich nur Kälte trägt, die belebende, milde Wärme herbeiziehen und fesseln? — Mensch, du fragst nach Wundern, und täglich umringen sie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die sich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künstler mit allem Witz könnte Aehnliches hervorbringen durch seine Geschicklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Todten legen.

Ausser der milden Erwärmung, welche der Schnee dem Erdboden ertheilt, führt er auch den Pflanzen selbst eine reine und kräftige Nahrung zu, indem er abschmilzt, und, in den feinsten Thau verwandelt, an den Wurzeln der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume herabschleicht. Sei es, daß er selbst schon gedeihliche Luftarten mit sich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an sich zieht: er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als ein Gewitterregen sein kann. Er durchdringt und löset die festen Erdtheilchen gewaltsamer und fressender, als das gemeine Wasser der Flüsse und Brunnen, und selbst des Regens. So düngt er die Felder und Wiesen des Landmanns, während er die Spuren reissender und wilder Thiere verrätherisch offenbart, wenn diese, aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, sich blut-

dürftig den Heerden oder den Wohnungen der Menschen nähern.

Durch seine Schönheit entzückt er, durch sein Licht erleuchtet er, durch seine Hülle wärmt er, durch seine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütigen Schöpfers in diesen einzigen kleinen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat? Der Wanderer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforscher wie das unwissende Kind, erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberflocken begrüßt, deren jede nur vom Himmel zu kommen scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen, auch den Greisen, gewährt dieser Anblick Lust. An Alles, was Gott gibt, knüpft Gott eine Freude für seine geliebten Erschaffenen — er will uns froh und glücklich sehen.

Das Wiederverschwinden des Schnees verkündet uns den Anzug des Frühlings. Zuerst befreien sich die tieferliegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle, deren Wohlthat sich im Aufsprießen zahlloser Blumen offenbart. Der weiße Schleier zerreißt, und wird immer weiter zurückgedrängt nach den höhern Gegenden; endlich stufenweise nach den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln; da vergeht er am spätesten. Denn hier ist es auch, wo der Frost am längsten ver-

zögert und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedeckung erst später entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der höchsten Berge wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beständig während der heißesten Sommertage liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchsten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachsen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewassers nicht wenig dazu bei, daß dort die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen und Reifwerden in so ausserordentlicher Schnelligkeit bewerkstelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorstellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmsten Sommer nicht, verschwindet, sind auf den Alpen sieben- bis achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres, als der niedrigsten Fläche des Erdballs, erhöht. In heißen Erdstrichen aber fängt der ewige Schnee erst in einer Höhe von vierzehn- bis fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche an.

Auf jenen, von wenigen Sterblichen besuchten, Höhen ruhen die ungeheuern, unzerstörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druck in ein halbdurchsichtiges, blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klafter dick über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an diesen Eispanzern unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abstirbt, unaufhörlich abschmilzt, oder

der Sonnenstrahl von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, ersetzt von Zeit zu Zeit immer wieder der frisch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern, von Menschen bewohnten Ländern nur regnet. So sinken die weitläufigen Eislager wie ausgefressene Gewölbe, oben immer neu belastet, nach, und erfüllen die große Einsamkeit durch ihr Brechen und Bersten mit furchtbaren Donnern. Wie in den milden Ebenen und Thälern, arbeitet die Natur unabläss'g auch auf jenen nie besuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der Einöde, wohin sich selbst der Adler nur selten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unser Herr ist groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Denn jene ewig beschneiten Berggipfel sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen. Daß die reichsten und meisten Quellen den erhabensten Spitzen der Gebirge am nächsten liegen, ist eine der weisesten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch ist es möglich, daß sie, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichen, den weitesten Weg durch die bewohnten Länder fliessen, und Alles befruchten, erquicken und nähren. Der Schnee aber ist es, welcher allein das dauerhafte Rinnen der Quelle unterhalten kann. Denn Regen würde zu schnell herabfliessen, nnd das Höhere bald trocken liegen lassen. Fest ruht der Schnee, von den ungeheuern Felszacken hoch über den Ländern der Menschen aufgefangen und gehalten. Schnell ver-

dünstet der Regen; nur spärlich dünstet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trockenen, heißen, regenarmen Sommern müßten die meisten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig absiehen, die meisten Bäche versiegen, die meisten Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen, Meilen und Tagereisen weiten Eis- und Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Wassers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmälig und gleichförmig auf ihrer Unterfläche abschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren sie unaufhörlich die Quellen auch in den verschiedenen Jahreszeiten.

Und so wie sie Ländern, Menschen und Thieren die nie versiegenden Wasserströme senden, sind sie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entstehen der Winde, oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer sind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ziehen, kälter, frischer und erquickender. Die Verdünstungen der den Wolken nahe liegenden Eismeere und Schneewüsten erzeugen eben so starke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen der Luft, wodurch wärmere Luftströme nachgezogen werden. Und blicke ich hinweg von diesen überschneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieser Vorrathskammer der edel-

sten Wasserquellen, und schaue in jene entfernten rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt: wie viele Wunder und wie vielen Segen würde ich noch dort wahrnehmen! Wohin sich auch die Aufmerksamkeit meines Gemüthes wenden mag, Gott, mein Gott, auch im Kleinsten unendlich groß! überall und jederzeit bist Du herrlich, weise und segensreich.

Lob Dir, und Preis Dir und Dank, Herr unser Gott, unser Vater; der Du unser gedenkest zu allen Stunden des Jahres, in allen Höhen und Tiefen; der Du zählest die Sterne, und sie alle nennest mit Namen.

Du, Herr, bist groß und von großer Kraft, und bist unbegreiflich, wie Du regierest. Du verdeckst den Himmel mit Wolken, erfüllst sie mit Feuerflammen und Wasserfluthen, daß sie segnend werden zu ihrer Zeit Allem, was da lebet auf Erden. Du gibst Schnee wie Wolle, Du streuest Reif wie Asche. Du wirfst Deine Schlossen wie Bissen; wer kann bleiben vor Deinem Frost? Du sprichst, so zerschmelzt es; Du lässest Deine Winde wehen, so thauet es auf.

Herr, unser Gott, allmächtig, allweise und voller Gnade, die kein Ende nimmt, ich will Dich aufsuchen und erblicken in den Herrlichkeiten Deiner Werke; denn was ist seliger, als Dich schauen! Ich will Deine Gnade preisen und Deine Barmherzigkeit rühmen, die meiner gedachte, ehe ich war, und mich schirmte, ehe ich die Gefahr kannte.

Herr, mein Wandel sei vor Dir Preis, Dank, Anbetung in Christo Jesu. Amen.

V.

Der Untergang der Welt.

Matth. 24, 36.

Auch jene Sonnen, die dort schimmern,
Sie alle werden einst vergeh'n;
Auch dieser Erdball wird zertrümmern,
Und wie ein todter Staub verweh'n! —
Gott! Gott! wenn Alles stirbt und bricht,
Vergeht doch Deine Liebe nicht.

Hier, eh' Du kommst mich zu entkleiden,
Ist all mein Wissen nur ein Traum;
Von hunderttausend Deiner Freuden
Vermuth' ich träumend eine kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Oft stehe ich sinnend still, und betrachte mit Vergnügen die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfungen selbst da, wo ich sie am wenigsten vermuthete. Welch eine abwechselnde Verschiedenheit der Erdarten, die der Pflug des Landmanns umwühlt! Hier leichter Sand, dort fester Leimgrund, und dort wieder schwarzes, fruchtbares Erdreich, aus dem Moder verweseter

Pflanzen und Thiertheile entstanden! — In einer Gegend unermeßliche, harte Felsen des fast unvergänglichen Granits, in andern Gegenden ungeheure Berge von Thonschiefer; in andern wieder ausgebreitete Lager von Sandstein oder Kalk! — — Warum sollte ich gleichgültig an diesen Erscheinungen in der Natur vorüberziehen? Von Allem, was der Schöpfer schuf, und wäre es noch so klein, noch so einfach, ist nichts gleichgültig und gering. Dem Auge des Weisen offenbart sich die Allmacht und Größe des höchsten Wesens auch in dem Niedrigsten. Er erkennt in jenen verschiedenen Felsen-, Stein- und Erzlagern, aus welchen der Erdball zusammengesetzt ist, einen Theil von der ältesten Geschichte des Weltkörpers, den er für wenige Jahre zu bewohnen hat.

Denn es ist gewiß, daß eben dieser Weltkörper nicht zufällig aus einerlei Masse zusammengesetzt worden sei; — auch kein Grashalm, auch kein Staubkorn ist von der Hand des blinden Ungefährs gebaut! Eben so ist es offenbar, daß der Erdball in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht plötzlich und mit einemmale entstanden sei; denn wir finden in allen Welttheilen die offenbaren und untrüglichen Spuren einer stufenweisen, langsamen Ausbildung und Veränderung, bis er geworden ist wie er jetzt ist. Zwar mag das menschliche Geschlecht ihn noch viel länger, als seit sechstausend Jahren, bewohnt haben. Aber wie viel tausend Jahre gingen vorher, ehe Gott den Menschen schuf, wo die Erde schon in unförmlicher, wüster,

unbewohnbarer Gestalt vorhanden gewesen sein mag! — Zwar spricht Moses: Im Anfange der Dinge schuf Gott der Herr Himmel und Erde — aber wann war dieser Anfang? Wer blickt in die Ewigkeit der Vergangenheiten zurück? — Was sind Millionen von Jahrtausenden vor dem Ewigen? — Ach, kaum ein flüchtiger Augenblick!

Und die Erde war wüste und leer, spricht Moses in seiner Beschreibung der Schöpfung. Aber wie lange war sie es? Viele Jahrtausende mochten verfliessen, ehe sich die gährenden Elemente schieden; ehe sich das Licht trennte von der Finsterniß, das Wasser vom Trockenen; ehe Pflanzen aus dem befruchteten Erdboden hervorstiegen; ehe Gewürm und Vögel und Thiere aller Art Leben und Obdach und Nahrung finden konnten.

Was war dieser Erdball, ehe ihn durch Gottes Willen die ersten Menschen bewohnten? Wie lange stand er schon, ehe ein Sterblicher die Wunder desselben anstaunen und seine Knie beugen konnte in den Staub desselben, um den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten anzubeten? —

Wenn wir den Erdball der heutigen Tage betrachten, wenn wir erfahren, wie tief man mit ungeheurem Fleiß durch die Oberfläche desselben hinabgedrungen ist: so entdecken wir, daß die ungeheure Erdkugel, deren innerer Kern uns ewig verborgen bleibt, gleichsam in mehrere Schalen von verschiedenen, erst nach und nach entstandenen Erd- oder Felslagern eingewickelt ist. Ehe eins solcher Lager verhärtete, und ehe sich ein

zweites und ein drittes darüber anlegte, vergingen vielleicht viele Jahrhunderte und Jahrtausende.

Mit Verwunderung findet der Reisende auf den allerhöchsten Gebirgen der Erde, verschlossen in den härtesten Felsen, Muscheln und Ueberreste von Seethieren, welche in unsern Zeiten entweder in Meeren wohnen die auf einer ganz entfernten und entgegensetzten Seite des Erdballs sind, oder welche überhaupt nirgends mehr gefunden werden. — Die gleichen Entdeckungen macht man im Schoose der Erde, wo in Kalksteinlagern, viele hundert Klaftern tief unter der Oberfläche, ganz zu Stein geworden, die Ueberbleibsel fremder Thierarten eines ehemaligen, längst verschwundenen Weltalters ruhen, und wieder von unermeßlich dicken und weiten Steinlagern vergraben worden sind, zu deren Bildung mehr als ein Jahrhundert oder Jahrtausend gehörte.

Also war dieser Erdball doch schon einmal von lebendigen Wesen bewohnt, und zu einer Zeit, von der wir nichts wissen.

Und das Alles ward wieder von einer unbekannten Gewalt verschüttet und vernichtet, ehe denn ein Mensch war. Denn unter allen zu Stein gewordenen Muscheln und Knochen der Vorwelt, die im Innern der Felsen gefunden werden, ist noch niemals die entfernteste Spur eines menschlichen Gebeins gefunden worden.

Solche Verwandlungen des Erdballs müssen

schon mehrmals Statt gehabt haben. Denn meistens erblickt man in den tiefsten und ältesten Stein- und Felsenmassen ganz andere Thierspuren, als in den darüber liegenden, folglich jüngern. Also ward eine schon zum andern- und drittenmal belebte und aufgeblühte Welt zum andern- und drittenmal vernichtet, und gleichsam durch einen unermeßlichen Ueberguß von Kalk und Thon vergraben. In denjenigen Steinschichten oder Felslagern, welche der Oberfläche der Erde am nächsten sind, die sich folglich erst am spätesten geformt zu haben scheinen, wird man einen neuen Schöpfungsmorgen gewahr. Man erblickt darin, ausser den Ueberbleibseln von Thieren, auch die zu Stein gewordenen Holzarten und Pflanzen, von denen wir noch viele erkennen, daß sie auch heutiges Tages vorhanden sind. Aber Wunder und Räthsel anderer Art steigen uns aus diesen Grüften entgegen. Wir sehen in ihnen die Gräber und Pflanzen, die heutiges Tages nur in ganz andern Welttheilen daheim sind. Thiere, die unter den heißesten Himmelsstrichen zu leben gewöhnt sind, liegen da verscharrt im tiefen Grund der Erde, wo heutiges Tages das Eis beständig dauert, und der Schnee kaum hinwegschmelzt; Niederlagen von Palmenwäldern, wo man sie heutiges Tages nur aus Beschreibung und Gemälden kennt. — Welche Kraft hat den Erdball so verrückt, daß er seine alte Stellung gegen die Sonne verändern mußte? — daß einst da vielleicht

heiße Wüsten waren, wo jetzt Alles vom ewigen Frost erstarret? — Und in welchen Zeiten geschah dies Alles? Keine Geschichte meldet davon. Kein Mensch lebte damals, oder hinterließ Denkmäler.

Von der jüngsten Zerstörung der Erdoberfläche meldet uns Moses, melden uns die ältesten Sagen der ältesten Völker. Es war die Vernichtung des größten Theils vom menschlichen Geschlecht durch die Sündfluth. Aber die Dauer dieser erstaunlichen Ueberschwemmung war nur von kurzer Zeit; nicht Alles ward vernichtet, und die Erdoberfläche erholte sich bald, und ward wieder belebt und bevölkert. Diese ausserordentliche Begebenheit geschah erst vor fünftausend und einigen hundert Jahren. Vielleicht gingen damals oder durch andere theilweise Ueberschwemmungen jene riesenhaften Thierarten unter, deren mächtige Gebeine von Menschen unserer Zeit mit Entsetzen, noch nicht gar tief in der Erde liegend, erblickt worden sind.

Wie dem Allem aber auch sei — ein heiliger Schauer ergreift mich. Ich denke an die entfernte Vorwelt und an die Schicksale dieses Erdballs, ehe ihn ein Menschengeschlecht bewohnte, und bebe. O Gott, Wunderbarer, Gewaltiger, wie unergründlich ist Dein Thun! Was war, ehe ich? Ach, was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Alles verwandelt sich, Alles löset sich auf in den Fluthen der Zeit; o Gott, Gott, nur Du bleibst ewig, der Du ewig warst, und in Dir ist kein Wandel.

Ist diese Erdenwelt in unbekannten Jahrtausenden schon mehrmals mit ihren, mir unbekannten, Bewohnern untergegangen, so erkenne ich darin nur mit Grausen die Möglichkeit, daß sie früher oder später wieder untergehen könne. Ja, diese Moglichkeit wird mir zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewißheit, weil ich weiß, daß alles Erschaffene vergänglich ist und nichts beständig bleibt, was es ist. Diesen Untergang der Erdenwelt weissagte Jesus Christus — — fast alle Völker glaubten einen Weltuntergang.

Also auch dieser Erdball, den ich bewohne, ist nicht von Dauer. Er wird einst vergehen, zertrümmern, vielleicht ganz verschwinden. Und wenn er unter den zahllosen Miriaden von Welten des unendlichen Himmelsraums verschwände, wer wird ihn vermissen? Er ist ja nur einer der kleinsten Weltkörper; er ist nichts, als ein Stäubchen in dem unermeßlichen All der Schöpfung! Die Bewohner anderer Welten würden, wenn diese Erde vernichtet wäre, nur einen Stern weniger sehen! — Welch ein erschütternder Gedanke!

Ja, erkenne es mit Schaudern und Ehrfurcht vor der Majestät des Allmächtigen, o meine zitternde Seele: diese Erdenwelt war nicht von Ewigkeit her, und wird nicht ewig sein! Es wird ein Tag kommen, welcher der letzte des ganzen Weltkörpers ist — dieser Tag naht in dem Vorbeifluge jeder Minute. Gott kennt diesen Alles auflösenden Tag, und hat ihm in der Reihe der

Zeiten seine Stelle angewiesen, als er das grenzenlose All der Schöpfung ordnete. Da erkannte er, wann der Lauf der Gestirne sich verwickeln, und diese Erde vielleicht durch das Aufsteigen einer fremden Welt zerschmettern würde. — Sind nicht vielleicht jene geringen Weltkörperchen, welche erst vor wenigen Jahren von unsern Sternkundigen entdeckt wurden, und die nachbarlich beisammen, gleich unserer Erde, sich um die Sonne bewegen, sind auch sie vielleicht nicht schon Bruchstücke einer zermalmten Welt? Lehren sie uns nicht das Schicksal derjenigen, die wir heute bewohnen?

Diese Meere und Seen und Ströme werden einst also zerreissen und verdampfen? diese himmelhohen Gebirge in ihren Grundfesten wanken und zusammenstürzen? Diese Thäler, diese Hügel, für die noch jetzt der Frühling seine prachtvollen Blüthenkränze bereitet, werden verstäuben? Diese zahllosen lachenden Dörfer mit allen ihren glücklichen Bewohnern, diese Städte mit ihren hohen Palästen und den stolzen Werken der Kunst, werden einst verfliegen und verschwinden, als wäre nichts von ihnen da gewesen? — Tag des namenlosen Entsetzens, welcher das Ende aller Dinge herbeigeführt. du bist von Gott gerufen, und deine Zeit ist schon gewählt!

Schon vor Jahrtausenden hielten Viele diesen Tag des allgemeinen Untergangs für sehr nahe. Er ist noch nicht erschienen. Auch gegenwärtig gibt es noch Menschen, welche glauben, er sei

nahe vor der Thür. Sie werden sich täuschen. Sie wollen die Auflösung der Welt errathen, bald aus den dunkeln Schilderungen der Propheten des alten Testaments, bald aus den Bildern der noch unenträthselten Worte der Offenbarung Johannis. — — Was thun diese Leute? Sie treiben aus vorwitziger Neugier ein unnützes und doch freches Spiel. Sie erhitzen ihre Einbildungskraft mit schauerlichen Träumereien, und finden ihre Eitelkeit geschmeichelt, wenn Andere ihre thörichten Vermuthungen glauben wollen. Sie haben keine unmittelbare Offenbarungen von Gott, und wollen doch Verräther der himmlischen Rathschlüsse sein. Sie haben keinen höhern Verstand als andere Sterbliche, und wollen doch ergründen, was ein Geheimniß des Allwissenden ist. Sie brüten über leere Hirngespinste, und geben sie bald als Wahrscheinlichkeiten, bald als Wahrheiten aus, um sich Anhänger und Ansehn zu verschaffen. Sie nehmen den Ton christlicher Demuth und Bescheidenheit an, und reden, wie der Stolz auch der Einsichtvollsten nicht geredet haben würde. Hütet euch vor diesen falschen Propheten, vor diesen Schwärmern, welche in der Welt zu allen Zeiten waren, und nie Gutes mit ihren schwärmerischen Einbildungen stifteten! Nicht an ihnen haltet euch, sondern an unserm göttlichen Lehrer, an dem ewig wahren Wort des ewigen Sohnes! — Denn während sie die Zeit des jüngsten Tages, des tausendjährigen Reichs oder des Weltuntergangs mit stolzer Frechheit ankündigen, muthma-

ßen oder berechnen, gestand doch Jesus, unser Aller Meister: niemand kenne Zeit und Stunde. Von dem Tage aber und von der Stunde weiß Niemand, sagte er zu seinen Jüngern: auch die Engel nicht im Himmel wissen es, sondern allein mein Vater! (Matth. 24, 36.)

Die Furcht mancher Menschen, aufgeschreckt durch die Vermuthungen träumerischer Schwärmer, die Furcht vor der Nähe des jüngsten Tages, ist daher nicht nur sehr vergeblich, sondern auch sündlich. Sie glauben dem anmaßlichen Eigendünkel eines armen Sterblichen mehr, als der Versicherung des großen Welterlösers.

Und warum denn diese thörichte Angst vor dem Untergang der Welt? Was ist denn Weltauflösung mehr, denn Tod? Was ist denn Tod mehr, als eine Verwandlung, die ich dennoch erfahren muß und erfahren werde, die übrige Welt vergehe oder bleibe? Was liegt meinem erstarrenden Herzen, was meinem Staube daran, ob über ihn noch eine Frühlingssonne scheine, oder nicht? Es versinke der todte Erdball, mein Geist aber lebt unsterblich fort.

Gewöhnlich benutzen ehrgeizige oder auch gutmüthige Schwärmer die Erscheinung irgend eines Kometen am Himmel zur Bekräftigung oder Wahrscheinlichermachung ihrer Prophezeihung. So lange die Menschen noch nicht wußten, welch eine Bewandtniß es mit dem Kometen habe, hielten sie

das Erscheinen eines solchen ungewöhnlichen Sterns für das Zeichen des göttlichen Drohens. Sie wähnten am Himmel eine feurige Zuchtruthe zu erblicken, und zweifelten nicht, daß Krieg, Hungersnoth und Pestilenz darauf erfolgen würden, unerachtet dergleichen Uebel Statt fanden, ohne daß die Kometen vorausgingen.

Seit aber nach mehrhundertjährigen Beobachtungen des gestirnten Himmels wir nun wissen, daß die Kometen ebenfalls himmlische Weltkörper sind, gleich andern Sternen; seit wir wissen, daß ihnen Gottes Allmacht ebenfalls bestimmte Laufbahnen und ihre Sonnen angewiesen hat, gleich andern Sternen; seitdem unsere Sternkundigen, unterstützt von vielen Erfahrungen, den Umlauf des Mondes und der übrigen Sterne, seitdem man daher die Wiederkehr schon längst erschienener Kometen mit ziemlicher Zuverlässigkeit voraussagen konnte, verschwand jene ungegründete Furcht vor ihnen, als Vorboten von Krieg und Pestilenz, hingegen nahmen nun die seinwollenden Propheten eines tausendjährigen Reichs oder des jüngsten Tags davon Anlaß, mit den Erscheinungen der Kometen den Untergang der Dinge zu verkündigen.

Allein auch diese aberglaubige und grundlose Angst verschwindet immer mehr, und jene unberufenen Enthüller der göttlichen Rathschlüsse finden mit Recht immer weniger Glauben im Volke, je mehr und mehr die Bahn jener Kometen durch vielfache Beobachtung bekannt geworden ist.

Zwar mögen es, so viel man bisher hat beobachten können, mehrere Hundert verschiedener Kometen sein, die sich auf ihren Bahnen mehr oder weniger dem Wirkungskreise unserer Sonne oder dem Umlaufskreise unsers Erdballs nahen; denn viele Kometen erscheinen in so ungeheuern Fernen an unserm Himmel, daß man sie mit bloßen Augen nicht erblickt. Aber wenn man erwägt, wie weise berechnet die gegenseitigen Bewegungen aller Himmelskörper sind, und mit welcher festen Ordnung die Gestirne durcheinander fortschreiten, so daß sie sich nie berühren, nie verirren können; — wenn man weiß, welche unendliche, durch keine menschliche Zahl auszudrückende Räume und Entfernungen für die Bahnen der fernen und nahen Weltkörper vorhanden sind: so ist es die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß ein Komet sich in mehrern Jahrtausenden der Erde so weit nähern werde, daß er sie zerstören könne. Denke ich mir einige kleine Sonnenstäubchen in einem leeren Raum von tausend Meilen schwebend, Sonnenstäubchen, die sich in festen und bestimmten Reihen und Kreisen bewegen: so habe ich ein Bild von der Größe der Weltkörper im Verhältniß zum großen Himmelsraum, in welchem sie, durch den Willen des Allmächtigen, dahinschweben; so habe ich ein Bild, welches mir die Unwahrscheinlichkeit deutlich macht, daß ein Komet, auch in einer Reihe von Jahrtausenden, dem Erdball zerstörend begegnen werde. — So eitel aber auch alle Furcht vor dem baldigen Untergang der Erdenwelt ist: zu so er-

habenen Gedanken leitet dennoch die Erinnerung an die einst gewiß erfolgende Vernichtung dieser irdischen Schöpfung. Bürgen dieser künftigen Vernichtung sind uns das göttliche Wort selbst, und die Spuren von jenen schrecklichen, schon vor Jahrtausenden einmal statt gehabten Verwandelungen unsers Weltalls.

Und wenn auch erst nach Jahrtausenden oder nach einer Million von Jahren die Welt zertrümmert oder unter ungeheuern Fluthen begraben wird, wie es schon geschehen: immer bleibt diese Vorstellung erschütternd für den menschlichen Geist! Nach hundert Jahren ist nichts mehr von mir und meinen Zeitgenossen übrig, und nach einem Traum von vielleicht hunderttausend Jahren ist selbst von dieser Erde nichts mehr übrig. Verschwunden sind dann diese Länder, diese Völker, diese Städte, diese Werke menschlischen Fleißes und menschlicher Kunst! Alles liegt, als wäre es nie geschaffen gewesen, in dem ungeheuern Grabe verloren! Wozu dann, ihr Herrscher dieser Welt, eure Begierde, unermeßliche Weltreiche zu gründen? — Ach, eure Werke sind nicht mehr da, und neue Gebirge liegen über euern verschütteten Reichen. Wozu, ihr Ehrgeizigen, dann euer unmäßiges Streben um langen Nachruhm bei den Völkern? Ach, diese Völker sind nicht mehr, und von euern Thaten ist das Gedächtniß geflohen. Ihr waret, als wäret ihr niemals gewesen. Vielleicht neue Menschengeschlechter wandeln nach

Millionen Jahren über diesen Erdball in einer neuen Schöpfung, und ahnen nicht, daß vor ihnen schon Andere gelebt und gehandelt haben; finden keine Spur ihrer Vorwelt, die auf ewig ausgelöscht worden; höchstens erstaunen sie in der Tiefe der Felsen, bei einzelnen versteinerten Gebeinen.

Alles, Alles, was irdisch heißt, wird vergehen: nur Du, Ewiger, der Du von Deinem Thron das Spiel der großen Verwandelungen siehest und ordnest, Du nur bist der Ewige und Unveränderliche immerdar! — Alles wird vergehen, Alles verwandelt, was vom Staube erzeugt ist: nur die Kräfte dauern fort, welche den Staub in allerlei Formen beseelen. — Mein Leib wird verschwinden, aber die erhabene Kraft in ihm lebt fort, der ihn belebende Geist.

Wie? ist nicht jeder Tag ein Weltuntergang? Sehe ich nicht alle Tage, wie sich das, was ist, verwandelt; wie das Alte einstürzt, das Verblühte hinmodert? Und immer neues Leben nimmt neue Gestalten, und über dem Schutt erheben sich neue Wohnungen, über dem Moder gewelkter Pflanzen steigen mit der wiederkehrenden Sonne neue Blumen empor!

Hinweg, o eitler Stolz auf den vergänglichen Ruhm irdischer Herrlichkeit! Wer weiß von mir noch nach Jahrtausenden, ob ich war, und was ich gethan? — Meine Seele soll nicht am Irdischen hängen, sondern an dem, was ewig bleibt!

An D i r, an D i r, Weltvater, Urgeist der

Dinge, Licht des Lichts, Allmächtiger, alliebender Herrscher der geistigen Welt, Vater, mein Vater! — Ich will vergessen des irdischen Ruhms, wenn ich nur vor Dir, dem Ewigbleibenden, gelte. Ich will vergessen, ob mich Reichthum umringt — was habe ich von diesem Staube? Nur wie mein Geist sich veredelt durch Deine Lehren, o mein himmlischer Lehrer, Jesus, so bleibe ich; nur dies ist mein ewiger Reichthum.

Alles vergeht, o meine Seele, vergiß es nie, Alles! doch Gott, der Alliebende, nicht! — Alles, Alles, doch der durch Tugenden vollkommenere Geist nicht!

VI.

Die Heimathliebe der Völker.

Psalm 66, 5.

Aus heißer Wüste Palmen
Wölbst Du ein Schattenzelt:
Dem Wurm baust Du, in Halmen,
Voll Reichthums eine Welt.

Der Adler schwebt in Lüften,
Auf Fittigen des Sturms:
Es freut sich in den Klüften
Das Wild des stillen Schirms.

Mit wundervollem Bande
Knüpfst Du den Menschen fest
An seiner Heimath Lande,
Daß er sie nie verläßt.

Es mag kein Pünktchen geben
Im Weltall weit und breit,
Wo nicht ein frohes Leben
Sich Deiner Güte freut.

Oftmals, wenn mich ein Unfall betrifft, wenn mich eine süße, falsche Hoffnung betrügt, wenn mich eine Unvorsichtigkeit in Verlegenheiten stürzt, wenn mich eine innige Schwermuth in den Erinnerungen um verlornes Geliebtes durchzittert, oder wenn mich Furcht und Verzagen wegen der Zukunft überfällt, dann denke ich: warum kann ich doch nicht froh sein? wie sind doch Andere weit glücklicher, als ich!

Und es kommen auch wieder Stunden, in welchen ich die ganze Annehmlichkeit meiner Lage lebhafter, als sonst empfinde; Stunden in denen ich mich meiner Freunde und Geliebten, meines Standes, meiner Stellung im Leben freue; Stunden, in welchen ich mir den ganzen Umfang dessen, was mich zufrieden machen kann, klarer vorstelle und vergegenwärtige; Stunden, in denen ich mit den Gepriesensten der Menschenkinder nicht tauschen möchte. Dann denke ich: Wer ist im Grunde glücklicher, als ich? Selbst kleine Unannehmlichkeiten verschönern nur das Bild meines Lebens; sie sind nur die das Leben erhebenden Schatten des Gemäldes.

Wann habe ich denn Recht? — Vielleicht jedesmal? — oder vielleicht nie? — Woher weiß

ich denn, ob Andere weit glücklicher sind, als ich war? — woher, daß im Grunde Keiner glücklicher ist, als ich?

Dann versetze ich mich in die Lage Anderer. Und je tiefer ich in den Zustand Anderer mit meinen Beobachtungen eindringe, je heller überzeuge ich mich, daß dasselbe Herz eben so oft froh klopft im Vollgenuß seiner Seligkeit, als es bange und ängstlich schlägt, oder gar unter seinem Schmerz brechen will.

Der Tag des Greises vergeht, wie der Tag des Kindes. Nur äussern sich die Empfindungen des Mannes ruhiger, milder, als die der Jugend. Denn jener lebt mehr mit seinen Gedanken und Sorgen für die Welt, das Kind mit seinen Gefühlen mehr aus der Welt, und aus dem, was die Welt ihm beut. Jener runzelt in derselben Stunde düster die Stirne, in der er wieder zufrieden lächelt. Das Kind weint in derselben Stunde überlaut, in der es fröhlich hüpft und jauchzt. — Reizbare Personen empfinden jedes Ungemach lebhafter; sind sie darum nicht unglücklicher? Nein, ihres Gemüthes zarte Saiten ertönen auch leichter von jedem leisen Anhauche der Freude und des Glückes. — Kalte phlegmatische Personen werden nicht so leicht von jeder kleinen Widerwärtigkeit verwundet, ja sie bleiben selbst unter größern Unfällen ruhiger, und verachten das Uebermaß fruchtloser Betrübniß. Sind sie darum glücklicher? Nein, sie bleiben nach bei tausend Gelegenheiten freudenärmer, und

kennen und schmecken unzählige zarte Vergnügen nicht, von denen der Empfindsamere bewegt und beseligt wird. Sie gleichen denen, die, blöden Gesichts, nicht so viel Widerliches, aber auch nicht so viel Anmuthiges um sich her erblicken, als hellere und schärfere Augen.

So hat die Weisheit Gottes in der Natur jedes empfindenden Wesens ein Gleichgewicht in die Lust und Unlust gelegt. Zwischen beiden schwankt das Geschöpf: das vernunftlose Thier unter der Führung und Gewalt dunkeler Naturtriebe; der Mensch aber wählend nach Eingebung seiner Erfahrung, seiner Vernunft und seines Gewissens. Wahrlich, Gott hat Alles wohlgemacht. Er schuf nichts, um es elend zu machen.

Alles ist in Allem gerecht für sich selbst geschaffen. Das ganze Weltall Gottes ist gleichsam ein unermeßlicher Freudenborn, zu welchem Miriaden höherer und niederer Wesen kommen, um Vergnügen zu trinken. Und jedes naht hinzu, trinkt und genießt; jedes auf seine Weise, je nachdem es verschiedene Werkzeuge des Genusses empfangen hat. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Werkzeug sei vortrefflicher; jedes ist für sich selbst vortrefflich, und für das Geschöpf und für das, was es ist und sein soll, allein zweckmäßig. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Thier sei vollkommner oder unvollkommener. Jedes ist in seiner Gattung ganz vollkommen, und kann nicht anders sein zu seinem Glück und zum Wohl

der großen Gesammtheit. So wenig ein Löwe, ein Hund, ein Adler oder eine Schlange, wenn sie menschenähnlich Ueberlegungen anstellen könnten, begreifen würden, worin denn der nackte, unbeschirmte, zarte Mensch Vorzüge vor ihnen habe, eben so wenig würden sie wünschen, eine andere Thierart zu sein. Der Löwe in der Wüste würde in seinem Machtgefühl nur den Vogel in der Luft verachten, und die leichte, zart und wunderbar gebaute Fliege den Fisch in der Welle bemitleiden. So wenig der Mensch seinen von der Natur empfangenen Zustand für den eines andern Geschöpfes hingeben möchte, würde jedes andere das Glück des Menschen beneidenswürdig finden. Denn jedes kennt nur sich selbst, und was vermittelst seiner empfangenen Sinne und Triebe die Welt für ihn ist; kennt aber nicht den Andern, und was die Welt den Sinnen und Trieben des Andern zeigt und darbeut.

Durch diese weise Weltordnung, die der Allmachtsvolle und Allebende wollte und ewig hält, hat Alles ein zugemessenes Maß der Lust, und ist Alles da, wo es hingestellt ist, und sonst nirgends, an seinem rechten Platze. Eben dadurch ist Alles, was wir sehen und nicht sehen, mit lebendigen Wesen bevölkert, selbst das, was wir für unbewohnbar halten. Durch seine verschiedenen Naturen ist das Lebendige an einen gewissen Wohnort geknüpft, und kann und will ihn nicht verlassen und verwechseln mit andern. Der Vogel bleibt ewig seinem Luftrevier, der Fisch seinen

Gewässern, der Tiger seinen Wüsten, der Steinbock und die Gemse den höchsten Gebirgsgipfeln, der Regenwurm und Maulwurm den unterirdischen Gängen, die Muschel den Klippen und Tiefen der Meere und Flüsse, das Rennthier den Schneefeldern des Nordens, der Affe den Wäldern heißer Himmelsstriche getreu. Eben dadurch ist bei der unzähligen Menge der lebendigen Wesen in der Welt doch Alles von einander wohl getrennt und abgesondert; und obwohl tausenderlei verschiedene Wesen auf einem kleinen Raume bei uns durch und über und unter und in einander wohnen, entsteht keine Verwirrung, und ist keins dem andern im Wege. Keins verlangt des andern Wohnung, keins des andern Speise, keins des andern Vergnügen. Jede Gattung der Geschöpfe, unbekümmert um die übrigen, findet der Fülle genug für sich. Jede möchte glauben, das Weltall mit seinen Genüssen sei nur für sie vorhanden, nur für sie berechnet, und alles Uebrige, was lebt, Nebensache, von dem man nicht einsieht, warum es ist. — So hat Alles seine eigenthümliche Welt; so ist, ich will nicht sagen, das große All der Dinge, sondern nur der kleine Stern der Erde, den wir bewohnen, eine Menge eben so vieler unsichtbarer Welten, die sich einander durchkreuzen und durchdringen, als es unzählbare Gattungen lebendiger Wesen gibt.

Diese ungeheure und doch so richtige Vorstellung durchschauert mich; und der Gedanke, wie

natürlich, wie einfach er auch ist, erfüllt mich mit Furcht und freudiger Verwunderung. Ich verliere mich in den Miriaden der Familien von Gottes Geschöpfen. Ich erkenne die Größe des Allerhöchsten von einer neuen Seite, die Größe dessen, der sich durch Jesum Christum mir als ein Vater offenbarte. O meine Miterschaffenen, kommt her, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! (Psalm 66, 5.)

Zwar auch dem Menschen ist seine Schranke gesetzt, und das Element ihm angewiesen, in welchem er leben soll, daß er dem Leben und Glück anderer Wesen nicht lästig falle oder demselben ganz zerstörend werden könne. Allein reicher an Gottesgaben, wie zur Herrschaft und Erkenntniß der Dinge erkoren, ist er keiner Region ganz fremd. Er dringt in den Abgrund der Meereswogen und sammelt Perlen von dem verborgenen Fuße der tiefsten Klippen des Ozeans. Er schwingt sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken des Himmels. Es gebricht seinem Willen nur an Mitteln, nicht an Kühnheit, den Erdball unter seinen Fersen zu verlieren, und der Welt des Mondes zuzufliegen, ihre Beschaffenheit zu erforschen. Er treibt seine Schachten bohrend in die Eingeweide des Erdballs, wohin kein anderes bekanntes, lebendes Wesen geht, und schlägt Metalle aus unterirdischen Tiefen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat. Er klettert auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebirge, wohin selbst die Gemsen zu klimmen

scheuen. Der Mensch will überall zu Hause sein. Er ist nirgends Frem ling Er bringt sich Genüsse herbei, die kein anderes Thier ahnet; schafft Getränke, welche die Natur nicht ursprünglich selbst bereitet hat; nichts ist ihm ungenießbar, was andern Geschöpfen zur Speise dienen könnte: er selbst ist das größte Raubthier, der den Vogel in der Luft verfolgt, den Wallfisch in den Eismeeren sticht, und mit Kugeln oder Pfeilen das schnelle Wild in der Einöde ereilt.

So wie es für die Belebung des ganzen Erdballs eine weise Anordnung Gottes ist, daß jede Thierart, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, nur eine bestimmte Gegend bewohnen kann, daß sie alle weit auseinander vertheilt bleiben, und sich nicht zu ihrem eigenen Verderben in eine Gegend vereinen und zusammendrängen mögen: so ist es für die höhere Bestimmung des Menschen nicht minder weise Anordnung, daß er so eingerichtet ist, allenthalben auf Erden seinen Aufenthalt nehmen zu können. Andern Thierarten ist nur ein gewisser Himmelsstrich zuträglich, ist die ihnen angemessene Speise nur in bestimmten Weltgegenden vorräthig. Der Mensch findet seine Speise, seine Behaglichkeit unter allen Zonen. Löwen, Panther, Tiger, Affen, Elephanten u. s. w. würden in den nordischen Eis- und Schneefeldern gänzlich untergehen. Ihnen ist die glühende Sonne über dem Haupte Bedürfniß. Der Eisbär, das Rennthier hingegen können nicht in warmen Landen bestehen; sie würden in den fruchtbarsten Ge-

filden Hungers sterben, weil ihre Speise, ihr Moos, ihre Flechte nur an magern, vielbeschneiten Felsen kalter Mitternachtländer wachsen. Der Mensch hingegen baut sich leichte Hütten von Baumzweigen in den glühenden Sandwüsten und pflückt die Kokusnuß vom Gipfel des Palmbaumes; er streut und ärntet vervielfältigt die Saaten seines Brodes in den Boden gemäßigter Erdgegenden; er wohnt an den Felsen des Eismeeres, gräbt sich in dem Boden unter dem Schnee sein Haus, und trägt Vorräthe von Fischen hinein.

Man möchte fast besorgen, daß eben diejenige Eigenschaft des Menschen, die dazu dienen soll, durch ihn alle Weltgegenden zu bevölkern, das Gegentheil bewirken und verursachen könnte, daß sich einmal alle Menschen auf einem Fleck der Erde zusammendrängen. Denn weil sie ihrer Natur nach fähig sind, überall wohnen zu können: warum sollten sie nicht einmal auf den Wunsch kommen, die rauhen und wilden Weltgegenden, oder die brennenden Wüsten der heißen Zone, gegen schönere und mildere Himmelsstriche zu vertauschen? — oder unfruchtbare Einöden, in denen sie herumstreifen, gegen fruchtbare Landschaften, die Alles, was das Leben reizend und bequem macht, in Ueberfluß erzeugen? Wenn dies je geschehen sollte, welche ungeheure Völkerwanderung! Welch ein entsetzliches Kriegen und Morden zwischen denen, die da kommen, und denen, die verdrängt werden sollen!

Und doch lehrt eine vieltausendjährige Erfahrung, daß ein solches Besorgniß ganz ohne Grund

sei. Nicht deswegen, weil die Völker, welche in angenehmen Ländern wohnen, stärker und tapferer sind, als alle übrigen, und ihnen Furcht einflößen. Nein, sie können es nicht immer, und die Menge der Uebrigen würde endlich auch die Tapfersten erdrücken. Nicht deswegen, weil die Bewohner unfruchtbarer Länder die lieblichen Weltgegenden nicht kennen. Nein, denn sie sind ihnen durch ihre Reisenden gar wohl bekannt. Und es sind in andern Weltgegenden noch unermeßliche Landstriche vorhanden, welche unbewohnt sind, und von denen wir wissen, daß sie schöner, milder, üppiger sind, als unsere Vaterlande. Auch nicht deswegen, weil in allen Menschen ein gewisses Rechtlichkeitsgefühl so mächtig herrscht, daß Keiner den Andern aus seinem Wohnsitze und Eigenthum vertreiben möchte. Nein, denn größer, als das Rechtlichkeitsgefühl, ist meistens die Habgier und unbarmherzige Selbstsucht der Menschen. — Und doch verlassen die Nationen ihre Sitze nicht, sondern bleiben auf den Stätten, die ihnen Gott angewiesen hat. Ja, sie sehnen sich nicht einmal in die schönern Gegenden; denn jede Völkerschaft findet, daß eben diese Heimath, auch bei manchen Mängeln derselben, die vorzüglichere sei.

Durch keinen rohen, bloß thierischen Naturtrieb also sind die Völker an die Weltgegenden gebunden, die sie einnehmen; durch keine Furcht, durch kein Gewissen, sondern durch den Zauber der Heimathliebe. Dies unsichtbare Band ist so mächtig, daß es gegen die Vorzüge fremder Län-

der gleichgültiger, aber gegen deren Nachtheile empfindlicher macht, wie es umgekehrt mit allen inländischen Mängeln aussöhnt, und alle Vortheile des vaterländischen Himmels reizender darstellt.

Wahrlich die Macht der Heimathliebe ist nicht minder wunderbar, und ihre Wirkung zum Besten des menschlichen Geschlechts nicht minder ausserordentlich, als ihr göttlicher Ursprung. Man erkennt den Finger Gottes auch hier, daß Millionen mit Begeisterung eben den Erdstrich lieben, den bewohnen zu müssen Millionen ihr größtes Elend heißen würden. So ist Gott überall Gott; nur er wirkt überall weislich, gnadenvoll, unbegreiflich. Kommet, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern!

Jene Heimathliebe, die allen Völkern natürlich ist, kann man durchaus nicht für eine Frucht der Gewohnheit halten. Sie ist etwas anderes, und mehr, als bloße Gewohnheit! Das bezeugen tausend und tausend immer sich wiederholende Erfahrungen. Unzählige verlassen, ihr Brod, ihren Erwerb in fremden Landen zu suchen, die Heimath; ziehen hinaus in die reizendsten Gegenden der Erde, verleben da bei weitem den größten Theil ihres Lebens, und kehren doch am Ende immer wieder zur Heimath zurück, der sie lange entwöhnt worden sind. Der Alpenbewohner, im rauhen, einsamen Felsenthale erzogen, wird in den üppigsten Fluren, in den freundlichsten Städten, in den schönsten Palästen, mitten im Schooße

des Ueberflusses vom Heimweh überfallen. Er kann die Fremde nicht lieben; sie bleibt seinem ganzen Gemüthe fremd. Sein dürftiges Felsenthal ist zu arm, es kann ihn nicht ernähren; er muß es verlassen, um sein Brod in entfernten Gegenden zu suchen. Er sucht und findet es, arbeitet, sammelt, und hat er genug gesammelt, kehrt er in sein dürftiges Felsenthal zurück. — Der gewerbsame Stadtbewohner verläßt aus Liebe zu größerem Reichthum die Heimath, überschifft Meere, siedelt sich in paradiesischen Landschaften an, treibt daselbst den größten Theil seiner Tage unter Geschäften des Handels hin, und endlich kehrt er, reicher an Geld, nicht an Freuden, in das Städtchen seiner Heimath zurück, wo seinem Herzen allein die Freude recht erquickend ist. Es sind aus den wüsten, unwirthlichen Schneefeldern des entlegensten Nordens junge Leute in die angenehmsten Gegenden und Städte unsers milden Himmelstrichs geführt worden, um sie zu bilden, zu unterrichten. Es sind Reisende aus den heißen Ländern zu uns gekommen, wo sie statt der Sandwüste blühende grüne Auen, statt der reissenden Thiere, statt der entsetzlichen Schlangen zahme, freundliche Heerden fanden, statt der Armuth vielfältigen Genuß, den Natur und Kunst gewähren. Aber nach mehrjährigem Wohnen unter uns kehrte der Nordländer recht freudig und sehnsuchtsvoll zu seinem Eislande zurück, wo kaum noch ein Baum grünen mag unter dem ewigen Froste, und der

Südländer suchte wieder die von der Sonnengluth versenkte Heimath auf.

Oder wer von uns möchte seine Weltgegend auf immer gegen die Einsamkeit der kalten Polarländer vertauschen, wo über schwarze Felder der ewige Winter sein Leichentuch ausbreitet; wo eine halbjährige Nacht mit einem eben so langen Tag wechselt, wo, in die Felle erschlagener Bären gewickelt, der Mensch mit Lebensgefahr unter den wüthenden Stürmen zwischen den Eisschollen des Meeres hinschiffen muß, Fische zu seiner Nahrung zu fangen? Und doch wohnen viele glückliche Menschen daselbst, die uns nicht um das beneiden möchten, was wir als Vorzüge preisen. Wer von uns möchte unsere freundlichen Landschaften mit dem brennenden Himmelsstriche vertauschen wollen, wo die senkrechten Strahlen der Sonne das Erdenrund durchglühen; wo kühlende Quellen zu den Seltenheiten gehören; bald die ganze Natur in der ewigen Hitze zu verschmachten droht, bald Alles in den langen vielmonatlichen Regenzeiten in Fäulniß verderben will; wo Wärme und Feuchte ein Heer quälenden Ungeziefers zeugt, und der Mensch mit allerlei Ungeheuern der Wüste zu kämpfen hat? Und doch wohnen dort glückliche Menschen, die eben so wenig nach unserm von uns gepriesenen Lande verlangen, als wir nach dem ihrigen.

Diese wunderbare Heimathliebe hat viel Aehnlichkeit mit der Liebe des Säuglings zu der Muttre, mit der Liebe der Mutter zu ihrem Säug-

ling. Und bötest du der Mutter für ihr eigenes Kind auch ein weit schöneres, weit geistvolleres: sie würde es verschmähen und nur das ihrige lieben können.

Wie soll ich mir ihren Ursprung erklären, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge der Ueberlegung ist?

Die Heimathliebe hat ihre ersten Keime in den ersten Empfindungen und Vorstellungen des jugendlichen Alters. So wie da auf das zarte Gemüth, auf das reizbare Gefühl, auf die lebhaftere Einbildungskraft alle Umgebungen einen tiefern Eindruck, einen unverlöschlichern, machen, als in spätern Jahren: so hinwieder lebt der junge Mensch sich gleichsam tiefer und inniger in alle seine Umgebungen hinein; er belebt Alles, auch das Leblose, mit seinen Vorstellungen; er macht spielende Freundschaften, wie mit Kinderpuppen, so mit Gesträuchen, Wohnungen, Bergen, Winkeln. Jeder Tageszeit, jeder Jahreszeit, jeder häuslichen und ausserhäuslichen Beschäftigung lauscht er, möchte ich sagen, ihre innerste Natur, ihren feinsten Reiz ab, der erwachsenern Personen kaum empfindbar ist. Gleichsam wie eine geistige Pflanze, schlägt er mit seinem Gemüthe Wurzeln und Ranken in und um alle Dinge seiner Jugendwelt. Er wächset gewißermaßen mit dem, was ihn umgibt, zusammen, und wird Eins mit demselben. Weil sich sein ganzes Wesen Allem auf das zarteste an-

schmiegt, wird hier auch Alles seinem Wesen vollkommen zusagend.

Je älter aber der Mensch wird, je mehr wird er auf sich selbst zurückgedrängt. Er hat andere Bekanntschaften und Freundschaften, als die mit todten, unbelebten Wesen, Zeiten und Umständen; er kann sich nicht mehr spielenden Träumen hingeben, er gehört den Sorgen, die ihn gegen Aussendinge gleichgültiger machen. Er beachtet diese oft kaum. Ein ganzer Bildersaal macht dem Manne oft kaum das Vergnügen, als einst dem Knaben der Anblick eines kleinen bunten Bildes von rohen Farben und Umrissen. Ein ganzer Brautschmuck, ein Ueberfluß kostbaren Hausgeräthes entzückt die Jungfrau und das Weib nicht mehr so sehr, als ein buntes mit Flittern durchwirktes Band einst das kleine Mädchan. — So wird der Erwachsene, in Geschäften und Zerstreuungen aller Art verloren, gewissermaßen blinder gegen die Aussenwelt; er übersieht Vieles, was das Kind einzeln durchdringt und beobachtet. Was ihn umfängt, macht weniger tiefen Eindruck — aber die ersten Eindrücke aus der frühern Zeit sind noch unerloschen, und verlöschen nicht, wenn sie sich auch verdunkeln. Sie können nicht ganz verschwinden, denn sie hatten auf die bleibende Gemüthsstimmung und die nachherige Geistesrichtung den folgenreichsten Einfluß; und der erwachsene Mensch ist nur zu dem ausgewachsen, wozu er im zarten Beginn des Lebens und der ersten Selbstthätigkeit ward. Daher bleibt ihm auch in spätern Jahren, oft ohne es zu wissen, Vor-

liebe zu dem, was ihm am frühesten tief zugesagt hatte. Daher kann er in spätern Jahren in der Fremde reizendere, schönere Naturen finden; aber sie ergreifen ihn weniger, als die Natur der Heimath, mit welcher sein ganzes Wesen einig ist.

So erklären wir uns, warum noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten, und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt, und mit keinem andern Gefühle verglichen werden kann. So erklären wir uns, wie der, welcher in der Fremde allen Reichthum, alle Ehren ärntet, immer auf die Heimath zurücksieht, immer sich im Geiste dort am liebsten befindet und das Damals mit dem Jetzt vergleicht; wie ihm der Ruhm der ganzen Welt beinahe nur wichtig wird, weil er denkt, daß seine ersten Mitbürger, seine Jugendgenossen davon erfahren. So erklären wir uns, wie ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath gefesselt sind, daß sie neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen können.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit, zur Erhaltung der Ordnung im menschlichen Geschlecht, und daß alle Theile des Erdbodens von demselben gekannt, erforscht, bewohnt und angebaut würden, nichts des Erdbodens willen, sondern des menschlichen Geistes willen, daß er in Erkenntniß des Heiligthums und der Majestät des

Schöpfers wachse und vollkommener werde, das heißt, seiner Bestimmung immer mehr entgegenreife.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit. O kommet her, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! — Wunderbar! Wann werde ich enden mit der Wahrnehmung Deiner Herrlichkeit, o Du an Wunderthaten Unerschöpflicher? Wohin ich mich wende, begegnen mir die glänzenden Spuren Deiner Güte und Weisheit. Und was beim ersten darauf gerichteten Blicke mir unerheblich und klein schien, wird, näher betrachtet, zum Gegenstand des Erstaunens und der Anbetung.

Ja, Wunderbarer, o du Vater Aller in den verschiedensten Heimathen, ich falte in Verehrung und Demuth und heiligem Entzücken meine Hände, und bete zu Dir empor! Vater, der Du Freude gibst auch den stillen Einöden und Seligkeit den Wüsteneien für das Menschenherz: könnte ich doch Deines Erbarmens, Deiner Liebe würdig werden, wie Du der unendlichen Verehrung und Anbetung aller Wesen, im Größten wie im Kleinsten, würdig bleibst! — Wie tief durchdrungen bin ich von Dir und Deiner Macht und Huld und Weisheit! Ich sehne mich zu sterben, um ganz aufgelöset zu sein in Dir. Ich sehne mich, alle Welten um mich versammelt zu sehen, um ihnen zurufen zu können: Kommet und sehet, o sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun im

Himmel und auf Erden, seit Ewigkeiten und in alle Ewigkeiten. Amen.

VII.

Das Erscheinen Christi im Leben.

1 Joh. 4, 9.

Er kam, der Gottmensch kam!
Und von der Menschheit nahm
Er alles Irrthums Binde,
Er allen Fluch der Sünde.
Was möcht' uns alles Wissen frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Sonst sah der Mensch in's Grab
Nur hoffnungsvoll hinab;
Nur Ahnung war vom bessern Leben:
Er hat Gewißheit uns gegeben.
Was möcht' uns alles Ahnen frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Der Mensch, des Zufalls Spiel,
War ohne höh'res Ziel,
Das Leben eine traur'ge Bürde:
Er kam, und gab uns unsre Würde.
Was möcht' uns unser Dasein frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Hinweg nun alles irdische Kümmern, alle irdischen Sorgen! Ich flüchte mich aus dem Getümmel der

unruhigen Welt in den Frieden der Religion. Da finde ich in heiligen Betrachtungen endlich immer die im alltäglichen Lebensgewühl verlorne Heiterkeit wieder. Und diese Heiterkeit erhebt mich noch lange nachher über das Ungemach des Irdischen, und stärkt mich, daß ich Widerwärtigkeiten mit weisem Muthe bekämpfe, oder, was nicht zu ändern ist, mit weiser Gelassenheit ertrage.

Ich habe ja genug gethan für meine häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse! Auch der Geist fordert nun seinen Feiertag. Und es ist sein Feiertag, wenn er sich über das Drückende der irdischen Umstände emporhebt, und mit Andacht den höchsten Heiligthümern der Welt naht.

Hinweg Angst und Furcht um die Zukunft, Schmerz um die Vergangenheit, kleinliches Sinnen und Sorgen um äussern Wohlstand! Wer sich solchen irdischen Bedürfnissen ausschließlich hingibt, nur dahin seine ganze Aufmerksamkeit wendet, sinkt in den Kreis der Thierwelt nieder. Denn auch das Thier weiß ja nichts Köstlicheres, als sich vor äusserm Ungemach zu schützen, und seines Leichnams zu pflegen.

Aber ich bin Mensch, und in ihren Tempeln begeht zu dieser Zeit die gesammte Christenheit das Fest der Geburt Jesu — das Fest, welches mich an meine erhabene Menschenwürde lebhafter erinnert, als jedes andere Fest. — Ich bin Mensch! auch Christus, der Weltbeseliger, der Gottessohn, ward Mensch! — Daß er es ward, ist mir der herrlichste Beweis von der Würde des Menschenthums

selber, und von meinem eigenen Werth, den ich in Gottes Augen habe, mag ich auf Erden groß oder gering, reich oder arm sein.

Es gab vor der Erscheinung Christi im Leben wohl auch hocherleuchtete Weise. Aber welche derselben hatten von ihrer Menschenwürde ein so reines und lebendiges Gefühl, als dasjenige ist, welches uns der Göttliche verlieh? Sie erkannten wohl durch das Entzücken, welches die Tugend ihren Verehrern gewährt, ihre Erhabenheit über andere thierische Geschlechter, und den Werth ihres Geistes, durch dessen große Eigenschaften, durch dessen Sehnsucht nach der Wahrheit und Vereinigung mit Gott. Dennoch schwankten auch die Weisesten ungewiß und schüchtern zwischen Zweifeln, und ihre Lehre war von Erfindungen ihrer Einbildungskraft und sinnreichen Gebilden, ohne Wahrheit, durchflochten.

Viele, weniger erleuchtet als sie, hielten den Menschen nur für ein Thier höherer Gattung, schöner gestaltet, geschickter, kunstvoller, gedankenreicher als den Affen und Elephanten. Sie sahen nur auf seine leiblichen Umstände und die gemeinsten Lebensbedürfnisse. Sie meinten, der Mensch habe erst von den Thieren erlernt, was ihm nützlich sei, und wo diese seine Lehrer stehen blieben, habe der klügere Schüler seine Sache nur vervollkommnert. Sie dachten kaum an den wesentlichen Unterschied ihres Geistes vom Leibe; und wenn sie die Pflanzen des Feldes verdorren, Menschen- wie Thierleiber nach dem Tode vermodern sahen, glaub-

ten sie, mit ihrem letzten Athemzuge werde Alles geendet sein. — Und wenn gleich eine innere Stimme in ihnen laut rief: du bist unsterblich! so verstanden sie dieselbe kaum. Viele erfanden sich seltsame und thörichte Fabeln von dem Zustande der Geister nach dem irdischen Tode, von Belohnung und Bestrafung der Thaten jenseits des Grabes. Aber die Einsichtvollern im Volk verlachten selbst diese Fabeln, und indem sie solche verwarfen, liessen sie zugleich die Sicherheit ihrer Unsterblichkeit fahren, und legten mit dem Irrthum auch die hohe, in demselben verborgene Wahrheit ab. Dennoch blieb die innere Stimme in ihnen laut und die Sehnsucht nach unvergänglichem Leben. In diesem Widerspruch, welchen sie sich nicht zu lösen verstanden, erwuchs ihre Begierde nach Unsterblichkeit ihres Namens unter den Menschenkindern. Es schien ihnen gleichsam eine Verlängerung des Lebens zu sein, wenn sie glauben konnten, nach dem Tode noch lange im Andenken der Nachkommen fortzudauern. Und diese Sehnsucht, diese Begierde eines unvergänglichen Nachruhms war die Mutter eben so vieler großer Thaten als verderblicher Unternehmungen.

Andere begriffen weder sich noch die Welt. Es blieb ihnen das große All ein dunkles Räthsel; sie hielten Alles für eine Entwickelung todter Kräfte, und alles Leben und Sein für ein bloßes Spiel des Zufalls. Wohl staunten sie oft betroffen das weise Geordnete im Weltall, wie im einzelnen Schicksal der Sterblichen an. Allein sie erklärten

sich dies durch eine über Alles erhabene Nothwendigkeit, welche das All beherrsche, ohne sich seiner selbst bewußt zu sein. Was sie Nothwendigkeit hießen, schien Andern bloße Wirkung des blinden Ohngefährs, welches den Sandhaufen am Meere zusammenwehe, und den Lauf der Gestirne ordne, daß in den unendlichen Räumen dort oben nicht Weltkörper gegen Weltkörper stürzen.

Dies war die Weisheit des Alterthums. Selbst unter den Juden glaubten die Pharisäer an eine Auferstehung des Fleisches, ohne Veredlung der Geister zu beabsichtigen; und die Sadduzäer läugneten mit der Wiedervereinigung der irdischen Leiber die Unsterblichkeit der Geister.

Da ward Christus geboren. Sein Erscheinen auf Erden selbst ward für die gesammte Menschheit der herrlichste, untrüglichste Beweis ihres Werthes und ihrer Würde. Er gab der Menschheit durch seine himmlische Offenbarung von dieser Würde ein lebendiges Gefühl, eine feste Ueberzeugung — Ueberzeugung, nicht nur, daß Gott die Menschen erschaffen habe und ihre Schicksale leite, sondern daß er sie auch liebe, wie ein Vater seine Kinder liebt. Und diese Liebe der Gottheit zu seinen erschaffenen Geistern begründet die wahre Würde, den hohen Rang derselben in der Reihe aller erschaffenen Dinge.

Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen

Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. (1 Joh. 4, 9.)

Wohl oft habe ich diese merkwürdige Stelle der heiligen Schrift gelesen oder gehört, ohne mir ihren tiefen Sinn in dieser Beziehung deutlich zu machen! Sie redet von meinem hohen Werth, den ich schon dadurch habe, daß der ewige Schöpfer mich in die Reihe seiner Wesen **zum Menschen schuf.** Diesen Werth empfange ich aber erst durch die besondere Liebe des höchsten Wesens zu uns, seinen erschaffenen Geistern; und diese Liebe offenbarte er am herrlichsten dadurch, daß er uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat.

Was der Schöpfer aus dem Nichts ins Dasein rief, liebt er wohl Alles. Denn für Alles sorgt er seit der Schöpfung mit unendlicher väterlicher Huld. Er bereitete Nahrung überall, für den Löwen in der Wüste, für den Adler in hohen Lüften wie für den kleinsten Wurm, der im Sonnenstrahl tanzt oder dem Auge kaum sichtbar im Staube irrt. Für Alle fand er eigene Genüsse, eigene Freuden. — Auch der Mensch ward von seiner Huld nicht vergessen. Es machte Gott demselben die Thier- und Pflanzenwelt unterthan. — Allein der Mensch war mehr als Thier und Pflanze. Es sollte nicht bloß für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt werden — auch für das Höhere, Ewige in ihm, für den **Geist.**

Einst, da das Geschlecht der Sterblichen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, war schon dafür gesorgt. Es ist kaum einem Zweifel unter-

worfen, daß nicht die ersten der Erschaffenen mit der Gottheit in wunderbar nahen Verhältnissen gestanden haben sollten. Denn noch jetzt finden wir in jenen heiligen Büchern und Ueberlieferungen Mosis, die er vor vier Jahrtausenden aus einer mehrtausendjährigen Vorwelt nahm und sammelte, daß jene ersten Menschenfamilien in ihrem einfachen Hirtenleben mehr von Gott und göttlichen Dingen wußten, als die spätern Zeitalter; daß sie über die wunderbare Bildung der Erde und des Himmels und die Gesetze, in welchen sich das unermeßliche All regt, mehr Kenntnisse besaßen, als über die Art und Weise, wie sie sich eine feste und bequeme Wohnstätte bauen, gewöhnliche Kleider, schmackhaftere Leibesnahrung und andere Vortheile oder Annehmlichkeiten für des Lebens Nothdurft bereiten könnten. Noch jetzt haben Nationen, die in jenen Gegenden des Morgenlandes wohnen, aus alten Sagen und Ueberlieferungen der vergangenen Jahrtausende eine Fertigkeit behalten, den Gang der himmlischen Gestirne zu berechnen, ohne daß sie den wahren Grund der Richtigkeit ihrer Berechnungen kennen. Es ist bei ihnen bloße erlernte, todte Gedächtnißsache und Nachmachen geworden.

Je weiter der Mensch sich von seinem Ursprung im Lauf der Zeiten entfernte, je öfter unterließ er das Aufwärtsblicken zu seinem Urheber und in das göttliche All seiner wahren Heimath. Er blickte zu viel hinab auf den Staub, auf das Thier und das Thierische an ihm selbst. Er wühlte sich in die Erde ein, und verlernte den Himmel. Er erfand

sich Bequemlichkeiten, Hausgeräthe, neue Speisen, neue Kunstwerke, neue Waffen, neue Spiele, aber vergaß die göttliche Weisheit der hohen Alten, die von dem allen nichts, desto mehr von ihrer Verbindung mit Gott wußten. So sanken die Menschengeschlechter von Zeitalter zu Zeitalter tiefer und immer tiefer. Sie fingen an zu verlernen, nicht nur daß ein lebendiger Gott herrsche — aus Stein, Holz und Erz machten sie sich die Götzen — sondern selbst zu vergessen, daß sie Gott verwandte, unsterbliche Geister wären. Sie sanken immer mehr in den Kreis der Thierheit nieder.

Da erbarmte sich Gott des armen Menschengeschlechtes; es war die Zeit, dasselbe zur Kenntniß vom ersten Ursprung und den hohen Bestimmungen nach diesem Leben zurückzuführen. Also offenbarte sich die Liebe des Schöpfers zu unsern Geistern; sie gab uns das verlorne Gefühl unsers bessern Werthes wieder. Und Gott sandte seinen eingebornen Sohn in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Alle Menschen sind Söhne und Töchter Gottes, Kinder eines gemeinsamen ewigen Vaters. Darum nennt Christus auch uns seine Brüder, seine Schwestern. Aber wo ist der Sterbliche, seit Sterbliche unter dem Monde wandeln, welcher diesem Wunderbaren, Göttlichen jemals gleichgekommen wäre? Wo ist der Weiseste unter den Kindern des Staubes, der die Tugend so rein, uneigennützig, lichtvoll und in so hohen Beziehungen auf Gott und Ewigkeit dargestellt hätte, als Christus?

Wo ist der Scharfsinnigste unter den Gelehrten des Alterthums und der neuesten Tage, welcher das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in so ursprünglicher Einfalt und Klarheit zu offenbaren Macht gehabt hätte, als Christus? Wo ist der größte König des Erdballs, der unbezwingbarste Welteroberer aller schon gewesenen Jahrtausende, der durch die Waffen seiner Millionen Streiter, oder durch die in seiner Hand versammelten Schätze aller Länder, oder durch die Kühnheit seines Verstandes und Willens so unaufhörlich fortdauernde, so unvergänglich wohlthätige, ungeheure Wirkungen auf das menschliche Geschlecht gehabt hätte, als Christus, vermöge seines ruhigen Wortes? Wo ist der Edelste unter allen Edeln der Vorwelt und des heutigen Tages, der ein so heiliges, reines Leben geführt hätte, ein Leben, nur ganz überirdischer Liebe zur Menschheit voll, ein Leben, das sich für das Glück der Menschheit freudig selbst zum Opfer darbrachte, als Christus? — Er war ein Mensch; aber es war ein Höheres mit und in ihm, das mit und in keinem andern Sterblichen je gewesen ist. Gott wirkte wunderbar durch ihn. Darum wird er mit Recht von irdischen Zungen der eingeborne Gottessohn genannt, der Auserwählte des Herrn, der Christus!

Das ist das unverwerfbare Unterpfand der Liebe Gottes zu unsern unsterblichen Geistern, daß Gott uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat: *auf daß wir durch ihn leben sollen.*

Ja, Christus brachte durch sein Erscheinen auf

Erden ein neues Leben in die Menschheit: das höhere Geisterleben zu Gott. Er brachte uns die Offenbarung wieder von unserer überirdischen Abstammung, von der Würde unserer entweihten menschlichen Natur. Er erhob uns wieder über den Zauberkreis des niedrigen, sinnlichen Genusses und der Thierheit, zum Göttlichen und Ueberirdischen, dem wir entstammen, dem wir angehören, dem wir auch nachher noch verbleiben, wenn die Asche des Sterns, auf dem wir heute wandeln, und welchen wir Erde nennen, von unserm Geist wieder abgefallen ist.

Schon sind beinahe zwei Jahrtausende verflossen seit dem großen, ewig denkwürdigen Tage, da, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, Gott geoffenbart ward im Fleisch — Gott durch seinen Auserwählten zur Geisterwelt auf Erden redete. Noch jetzt feiern wir den Tag der Geburt Jesu Christi, als den denkwürdigsten und wichtigsten in der gesammten Weltgeschichte. Kann ich anders, denn ihn als einen Festtag betrachten, an welchem ich meine eigene Würde in der Reihe der erschaffenen Wesen ehre? — Ward Christus Mensch, welch einen Vorzug gewährte der Schöpfer mir, daß auch ich ein Glied der Menschheit, ein Kind und Liebling in der Geisterfamilie Gottes wurde!

Aber ach! neben diesem erhebenden Gedanken drängt sich schnell ein anderer empor, welcher mich und den gerechten Stolz, welchen ich als Mensch hegen könnte, tief niederbeugt. Gott zeigte mir durch seinen eingebornen Sohn seine unendliche

Liebe; aber erwiederte ich sie mit unendlicher Liebe? Christus offenbarte mir den Vater; offenbarte ich mich dem Vater durch mein Gemüth als sein Kind? Der Schöpfer erhob mich über Millionen niedrigerer Wesen empor — ward ich, blieb ich meiner Menschenwürde treu, oder sank ich oft durch eigene Schuld unter dieselbe in das Thierische und Schlechtere hinab?

Wahrlich, das Fest der Menschheitwürde fällt nicht ganz vergebens an den Schluß eines großen Zeitabschnittes, eines Erdenjahrs! — Gern pflegt man am Ende eines Jahrs auf dessen mannigfaltige Begebenheiten zurückzublicken; zu prüfen, ob man in seiner Haushaltung, in seiner Denkart vorwärts oder rückwärts geschritten sei. — Behauptete ich im Laufe des vergangenen Jahres meinen innern Werth, meine vollkommene Würde als Mensch? — Darf ich mich der gegenwärtigen Festzeit und der Geburtsfeier Christi mit Recht freuen?

Ich verstumme. Ich sehe in die Vergangenheit zurück. Ich fühle mich von mancherlei Erinnerungen gerührt. Doch mein Gedächtniß wird irre. Nur einzelne auffallende Ereignisse, nur einzelne lebhafte Empfindungen werden mir deutlich, die ich dabei hatte. Ich kann mich nicht jedes Tages, jeder Stunde mehr genau erinnern, wenn nicht ein ganz besonderer Anlaß das Andenken daran weckt.

Aber ich will — denn wichtig ist mir zu wissen, was ich als Mensch werth bin und wie ich vor Gott stehe! — ich will eine ruhige Stunde, eine

Einsamkeit zum Nachdenken über mich selbst suchen. Da will ich prüfen und mir klarer machen, wie ich jetzt bin; wie ich zu wünschen, zu denken und zu handeln pflege. Denn was und wie ich jetzt bin, das bin ich durch meine Art zu sein im vergangenen Jahre geworden. Dies ist der einfachste und zuverlässigste Weg zur Erkenntniß meines Werthes und meines gegenwärtigen Verhältnisses zu Gott und Ewigkeit. Da werde ich dann bald erblicken, ob Jesus, der Gottoffenbarer, für mich vergebens in die Welt getreten ist, ob ich meine angestammte Menschenwürde unter allen Lebensumständen behauptete, oder sie vergaß und verwahrlosete; ob ich durch Haß und Zorn, oder durch Wollust, oder durch Neid, oder durch Habgier, oder durch beständiges Sorgen für meine leiblichen Bedürfnisse, oder durch Wohlgefallen an Schwelgerei, dem Thiere gleich wurde. Ich werde wahrnehmen, ob ich sogar nicht vielleicht noch unter den sittlichen Werth des Viehes sank durch das Laster der Trunkenheit, durch unnatürliche Ausschweifungen anderer Art, durch Verleumdungssucht, Schadenfreude, Lüge und Betrügerei gegen den Nächsten.

Das unfehlbarste Kennzeichen meiner Ebenbildlichkeit mit Gott, meiner rein erhaltenen, innern Würde, ist: meines Geistes Freiheit! — Habe ich meine Freiheit immer gegen die Gewalt der Leidenschaften entschlossen behauptet? That ich immer, wie ich einsah, daß es recht sei; wie Vernunft und Gewissen es billigten; wie ich nach Jesu

mir geoffenbartem Gotteswillen soll? Oder ward mein Wille nicht durch meine eigene Ueberzeugung, sondern durch unedle Begierden, durch Selbstsucht und Eigennutz, durch Launen, Stolz, Empfindlichkeit beherrscht? Habe ich noch Fehler an mir, die meines Leibes und Geistes Gesundheit und Freude schwächen? Fehler, die den Adel meiner Würde, den Adel eines Gotteskindes beflecken?

Eine Einsamkeit zum ruhigen Nachdenken in stiller Stunde will ich suchen — da, in Prüfungen meiner selbst, da, im Rechenschaftablegen vor mir und dem allwissenden Gott über meine jetzige Denkweise, will ich als ein Weiser dieses Jahr beenden, wenn ich es auch vielleicht oft gleich einem Thoren durchlebte; da will ich Dir, o mein Vater im Himmel, Gelübde ablegen, daß ich mit dem neuen Jahr einen Wandel beginne in strenger Aufmerksamkeit auf meine Würde, die Du mir, Unendlich-Liebevoller, verliehen hast! — O gib Kraft durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn! O hilf, laß wohlgelingen! Amen.

VIII.

Das Reich Gottes.

Luk. 17, 20. 21.

Dir, aller Welten König, Dir
Gebührt Anbetung aller:
Vor Deinen Thron hin sinken wir
Im Staub hin, Vater Aller!

O Gott, Du, dessen Allmachtshand
Den Himmel und die Erd' umspannt,
Geprief'ner aller Geister!

Du Einziger! In Jesu Christ
Ist Deine Macht erschienen!
Wir glauben, daß er König ist.
Ihm dienen, heißt Dir dienen!
Du bist in ihm: Dein Reich ist sein.
O daß er aller Welt erschein'
Als Stifter Deines Reiches!

Erbarmen ist, was er gebeut;
O daß ihn Alles ehrte,
Daß Weisheit, Kraft und Herrlichkeit
Durch ihn sich täglich mehrte!
Nur der gehört zu seinem Reich,
Der, ihm an stiller Tugend gleich,
Das Glück der Welt erweitert.

Versammelt waren eines Tages die an Jesum Glaubenden. Da wurden sie des heiligen Geistes voll, mit feuriger Beredsamkeit öffentlich den Auferstandenen zu bekennen; ihn öffentlich allem in Jesum zu dieser Zeit aus den verschiedensten Landschaften zusammengekommenen Volke zu predigen. Die heilige Begeisterung theilte sich Allen mit. Ein verklärendes Himmelslicht schien das Antlitz der Neugeschaffenen zu bestrahlen. Gesänge und Freudenthränen entströmten den Entzückten. Die Kraft dessen, der den Tod und das Grab besiegt hatte,

lebte in ihnen. Mehrere Tausend Seelen weihten sich dem Glauben an Jesum, und wurden getauft in seinem Namen.

So erfüllten die Jünger des Messias von diesem Tage an den Befehl des göttlichen Freundes: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker! So wurden sie von diesem Tage an seine Gesandten zur Erweiterung des Reichs Gottes auf Erden.

Ganz ein anderes Reich des Herrn auf Erden hatten die Schüler des Messias erwartet. Erst jetzt, da sie von einem reinen Geiste beseelt worden waren, verstanden sie die Worte des erhabenen Meisters ganz. Ihr Irrthum war verschwunden, der sie ehemals die Erscheinung des Messias zur Gründung eines großen, weltlichen Reichs erwarten ließ!

Dieser Irrthum war aber in jenen Zeiten unter den Juden, welche sich noch immer voll Stolzes für das auserwählte Lieblingsvolk Gottes hielten, sehr gemein. Sie waren damals kein selbstständiges Volk mehr, sondern überwunden und Unterthanen des römischen Kaisers, der sie durch Landpfleger regierte. Die Abhängigkeit von einem entfernt wohnenden heidnischen Fürsten haßten sie. Mit Begierde lasen sie die Weissagungen der Propheten, welche ihnen ein Retter und Erlöser, einen eigenen König unter dem Namen Messias oder Christus, das heißt, des Gesalbten, verheißen hatten. Frei zu werden von der Herrschaft des römischen Kaisers, und ein mächtiges, weitherrschendes Volk zu werden, wie in den Tagen ihres Ruhms zu

Davids Zeiten — dies war der höchste Wunsch der Juden.

Als daher Jesus auftrat, und sprach: ich bin der von den Propheten verheißene Gottessohn, ich bin der Christus, der Gesalbte des Herrn, der da gekommen ist, die Welt zu erlösen und das Reich Gottes auf Erden zu stiften! — da glaubte die große Menge, er werde Judäa gegen Rom bewaffnen, zu seiner Hilfe himmlische Heerschaaren empfangen, Roms weltbeherrschende Macht zertrümmern, und der jüdischen Krone den alten Glanz wiedergeben.

Daher wollte ihn so oft die versammelte Menge zum König und Anführer ausrufen; daher mußte er sich, weil man seine Worte immer falsch deutete, so oft den Zudringlichkeiten und Anmaßungen eines empörungsbegierigen Haufens entziehen. (Joh. 6, 15.) Daher, weil die Pharisäer ihn gern als einen Aufruhrstifter bei der Obrigkeit angeklagt hätten, fragten sie ihn so verrätherisch forschend aus: ob es auch recht sei, daß man dem römischen Kaiser Zins und Abgaben zahle. Daher tönte ihm, als er nach Jerusalem kam, der Jubel und das Hosianna dem Sohn Davids entgegen; daher, weil man ihn als Unruhestifter verdammen wollte, schlug man die Worte: J e s u s v o n N a z a r e t h, der J u d e n K ö n i g, an das Kreuz, an dem er starb.

Selbst seine vertrautern Freunde und Schüler konnten sich nie ganz von dem Gedanken frei machen, Jesus werde früher oder später in seiner Herrlichkeit auftreten, und mit königlicher Gewalt

die irdische Welt beherrschen. Denn war er es nicht, auf den sich offenbar die Weissagungen der Propheten bezogen? War er nicht ein Nachkomme Davids?

Darum warfen sich ihm einst seine Jünger Jakobus und Johannes zu Füßen und baten ihn um die Gnade, daß er ihnen gewähre, bei seiner Herrlichkeit und Macht dereinst an seiner Seite sitzen zu dürfen, das heißt, die Nächsten am königlichen Thron zu sein, oder, was bei den morgenländischen Fürsten und ihren Gebräuchen gleich viel galt, die höchsten Ehrenstellen in seinem Staate zu bekleiden. (Mark. 10, 35 — 37.) Daß aber diese beiden nach den vornehmsten Würden und Aemtern streben wollten, erbitterte sehr die andern Jünger, welche eben so viel Ansprüche als sie auf jene hohen Stufen zu haben glaubten. (Luk. 22, 24.) Es entstand ein Zank unter ihnen, wem von Allen die höchste Stelle gebühre. Aber Jesus belehrte sie auch diesmal mit Nachdruck, daß er kein weltliches Reich zu stiften Willens sei, sondern ein geistiges, ein himmlisches Reich, worin nichts als die Tugend allein glänzt, und der Allerdemüthigste und Dienstfertigste auch der Vorzüglichste und Liebenswürdigste sei.

Zuletzt sahen zwar die Jünger und andere unmittelbare Zuhörer Jesu ein, daß er nicht gekommen sei, einen neuen jüdischen Staat zu stiften, und die übrigen Nationen der Erde mit einem irdischen Zepter zu beherrschen. Aber doch hatte er von seiner Zukunft gesprochen, und daß sie ihn

wiedersehen würden in seiner Herrlichkeit. Sie gedachten nicht des ewigen Vereins jenseits der Gräber, sondern nur Allzuviele glaubten: Christus werde die Herrlichkeit aller Himmel auf eine wunderbare Weise auf die Erde niederführen, und dann hier, von allen Engeln umgeben, als sichtbarer Gott die Völker beherrschen. Auch die Juden waren von dieser Träumerei voll, indem sie sich unter ihrem Messias, den sie erwarteten, etwas mehr als einen Menschen, ein göttliches Wesen, dachten.

Diese Hirngespinnste gingen auch zu den Christen über, welche auf die nahe Wiederkunft des Herrn und auf ihren Triumph hofften, und daß sie in einem tausend Jahre langen, immerwährenden Entzücken leben würden. Ja, viele der ersten Christen behaupteten sogar, Jesus habe dies seinem Jünger Johannes bestimmt zugesagt, und Johannes werde gar nicht sterben, sondern bis zum Anfang des tausendjährigen Reiches leben. Aber dieser Apostel widerlegte selbst und auf die klarste Weise die falsche Einbildung der Jünger am Schlusse des von ihm geschriebenen Evangeliums. (Joh 21, 21 — 23.)

Unterdessen dauerte die einmal allgemein gewordene irrige Vorstellung von seiner Wiederkunft auf Erden und seine Stiftung eines wunderbaren, himmlisch-irdischen Reiches fort. Je mehr Unglück und Verfolgung die ersten Christen erduldeten, je tröstlicher war ihnen die Hoffnung eines baldigen, höchst glänzenden Triumphes, wo sie dann Ersatz aller Leiden erwarteten. Ja, als nun Jahrhundert

um Jahrhundert verging über jene falsche Hoffnung glaubten sie, es sei darum für die Gerechten nichts verloren, sondern Gottes Allmacht werde dieselben wieder von den Todten erwecken, um an der Herrlichkeit des fabelhaften tausendjährigen Reichs Theil zu nehmen, das Jesus selbst doch niemals verheißen hatte, nie verheißen wollte.

Doch nicht alle unter den Christen glaubten an die aus dem Judenthume entsprungene Sage von dem neuen mosaischen Reich: sondern nur einzelne sinnlich fromme Schwärmer, die sich dabei erleuchteter dünkten, als Andere. Ja, diese Träumerei hat noch hin und wieder bis zu unsern Tagen ihre Anhänger gefunden, also, daß sie Jesu Lehre vom Reich Gottes immer nach ihrem sinnlichen Wohlgefallen auslegten, und die bildlichen Redensarten, welche im Morgenlande üblich waren, und noch sind, und deren sich Jesus bediente, weil er im Morgenlande lebte, buchstäblich verstanden, wie z. B. das Erscheinen mit Blitz und Donner, das Sitzen zur Rechten und Linken, und andere Ausdrücke, die der Einbildungskraft wohlthun.

Was soll ich aber, als wahrhafter Christ, von dem Himmelreich, dessen Jesus oft erwähnt, von dem Reich Gottes, welches er gestiftet, halten?

Nichts Anderes, als was Jesus selbst davon hielt. Erkläre es dir nicht auf menschliche und irdische Weise, gleich den einbildungsreichen Träumern, sondern auf diejenige Art, wie es Jesus selbst einfach und sonnenhell erklärt, und wor-

aus man seine Gleichnisse und übrigen bildlichen Redensarten begreift.

Aber wie erklärte Jesus sein Reich, dessen Stifter er geworden war?

In der feierlichen Stunde, da er vor dem Richterstuhl weltlicher Obrigkeit stand, und aufgefordert ward, die Wahrheit zu bekennen gegen die Ankläger, sprach er zum römischen Landpfleger und zu den versammelten Richtern: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Joh. 18, 36.) Und als ihn Pilatus noch genauer fragte: Bist du ein König? antwortete Jesus: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. (Joh. 18, 37.)

Das Reich Gottes ist also kein irdisches. Christus ist nicht gekommen, etwas Vergängliches zu bauen, und seinen Anhängern Ehre, Würden, äusserliches Wohlleben zu verschaffen. Er wird auch nicht in die Welt kommen, um ein Reich solcher Art zu stiften, das er selbst so laut, so oft verachtete. Nein, der ewige Sohn wollte nur das Ewige, das Göttliche; das Himmelreich war nur im Gebiet der Geister zu gründen, nicht im Gebiet des wandelbaren Staubes.

So sprach er selbst zu seinen Jüngern: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.)

Also haben wir nicht und niemals das uns verheißene Reich Gottes ausser uns zu erwarten, wie die Träumer und Irrlehrer und Schwärmer thun, sondern es ist in unserm Gemüthe zu suchen, in unserm Geiste zu errichten. Da ist die heilige Stätte, wo Jesus wohnen, wo Gott herrschen will.

Das Gottesreich, dessen Bürger alle Gerechte sind und werden sollen, besteht also in der Tugend, das heißt, in der Ausübung der Jesuslehren, in der Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, gegen Menschen, gegen uns selbst. Es besteht nicht in frommen Fabeln, in übertriebenen Worten, sondern in der Kraft, das heißt, in thätigem Bestreben zur Gottähnlichkeit. (1 Kor. 4, 20.) Es besteht nicht in äusserlichen Herrlichkeiten, wie wir an Königen und Fürsten dieser Welt sehen — ach, auch sie sind ja nur Staub vor dem Allerhöchsten! — sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist. (Röm 14, 17.)

Oft nennt unser göttlicher Lehrer das Reich Gottes ein Himmelreich. Beides ist ihm gleichbedeutend; durch beides bezeichnet er seine erhabene Lehre und Offenbarung, die er den Menschen gebracht hat, und jenen seligen Zustand des Geistes, der eine Folge von dessen Selbstvervollkommnung und Sündenlosigkeit ist. Er bezeichnet durch Himmelreich sein Evangelium, das heißt, die Religion, welche er den menschlichen Seelen brachte, um sich durch diese zu veredeln und zu heiligen. So ver-

glich er seine Lehre bald mit den Bemühungen eines Hausvaters in einem Weinberge; bald sprach er: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen, das heißt, alles Irdische und Aeusserliche vergessen können, um meine Lehren der Demuth und Menschenliebe in ihrem großen Umfang auszuüben; bald verwies er auf die Unschuld der Kinder, und sagte: Wahrlich es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, das heißt, ganz und wahrhaft meine Bekenner und die Genossen einer höhern Vollendung und ewigen Geistesseligkeit werden. Denn die Reinheit eines kindlichen Gemüthes ist die Grundlage zu allen Tugenden, welche uns Gott ähnlich machen können.

Jesus, der König und Fürst der Geister, ihr Licht, ihr Führer, ihr Heiliger, wollte Alles auf geistige Art begriffen haben; nicht in langen Gebeten und mit äusserlichem Gepränge, sondern im Geist und in der Wahrheit wollte er die Verehrung Gottes haben; nicht ein irdisches Reich, sondern eine geistige Herrschaft wollte er gründen. Aber die Menschen, an das Aeusserliche gewöhnt, von dem er Bilder und Gleichnisse entlehnte, um sich ihnen verständlich zu machen, deuteten Alles auf das Irdische hinaus, bis die Erfahrung sie endlich von ihrem Irrthum belehrte.

So verstanden sie das, was er von seiner Lehre großem Siege und von dem Glanz seines Namens unter den künftigen Geschlechtern auf prophetische

Weise sprach, als eine körperliche Wiedererscheinung Christi.

Sehr lehrreich ist in dieser Absicht seine Vorhersagung vom Untergang Jerusalems, von der endlichen Zerstörung und Auflösung des jüdischen Staates und dem darauf folgenden siegreichen Erscheinen seiner Lehre in allen Gegenden der Welt. (Matth. 24.)

Er sagte den Fall Jerusalems voraus. Und dieser erfolgte so schrecklich, wie er ihn geschildert hatte, kaum einige dreißig Jahre später, als er auf dem Oelberge dem herrlichen Tempel gegenüber gesessen war, und dessen Zertrümmerung verkündet hatte. Er sagte voraus, daß Viele kommen würden, die sich für den Messias, das heißt, für den Befreier des jüdischen Staates, ausgeben würden, und warnte, ihnen zu folgen. Und in der That standen mehrere Empörer auf; jeder nannte sich Christus oder Messias; jeder versprach die Herstellung des jüdischen Reichs; jedem folgten Tausende der betrogenen Juden freudig mit den Waffen in der Hand, um die römische Welt zu zertrümmern. Aber alle gingen in ihrem blutigen Unternehmen zu Grunde, und mit ihnen der letzte Schatten des jüdischen Staates, in welchem der erste und unversöhnlichste Feind der christlichen Kirche vertilgt war, und welchen Jesus, im Sprachgebrauch der damaligen Juden, oft das Weltliche oder die Welt zu nennen pflegte.

Daß er unter dem Ende der Welt aber in der That nichts Anderes, als das Ende der jüdischen

Welt oder des von ihnen bewohnten Staates verstanden hat, und nicht die Auflösung und Vernichtung des Weltballs, erhellet deutlich aus seinen Worten, wo er dessen Untergang mit Zuversicht weissagte, da er sagte: Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht eher vergehen, bis daß dies Alles geschehe. (Matth. 24, 34.) Und wirklich hat auch das zu Jesu Zeiten aufblühende Geschlecht noch den schrecklichen Untergang der jüdischen Welt erlebt. Aber dieser Untergang Israels war zugleich der Aufgang des Evangeliums Jesu zu ausserordentlicher Größe und Macht auf Erden. Von der Zeit an verbreiteten sich die aus den Gegenden des gelobten Landes vertriebenen Christen, denn auch sie hielt man lange Zeit für Juden unter allen Völkern. Von nun an zeigte sich erst die Herrlichkeit Jesu im hohen Glanze, als Kaiser und Könige, anbetend im Staube, durch seine Lehre Gnade vor Gott suchten, und ganze Nationen das Kreuz, als der Erlösung Sinnbild, mit inbrünstiger Andacht umfaßten; als alle gesittete Völker des Erdbodens durch Jesum sich Gott näherten, und des Evangeliums Kraft selbst die Rohheit der wildesten Stämme in den unbekanntesten Weltgegenden zähmte.

Dies war das Erscheinen Jesu in seiner himmlischen Herrlichkeit, von welcher er sprach. Darum rief er, als er nun das Ende der jüdischen Welt verkündet hatte, seinen bebenden Jüngern zu: Himmel und Erde (Tempel und Staat) werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

(Matth. 24, 34.) Dann zeigte er in der bildlichen Sprache der alten Propheten, doch furchtbar-majestätischer als sie, die Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei dem großen, allgemeinen Untergang verkündigte er Himmelsfrieden und Seligkeit, wie sie die Tugend gibt, denen, welche seine Lehre ausgeübt haben würden; Jammer denen, welche sein Wort verachtet, ihren Fehlern Treue gehalten hätten. Von dieser herrlichen Umwandlung der Dinge, von diesem Siege des Gottesreiches, welches von da an fort und fort geht, und in den entferntesten Zeiten erst ganz entschieden werden wird, weissagte Jesus in geheimnißvollen Bildern, mit welchen er seine Zukunft schilderte. Er sprach von einem großen Gericht, welches er in göttlicher Herrlichkeit über die Erde halten werde, von den Schrecken der Ungläubigen, von der Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei der großen allgemeinen Umwandlung würden sich die Massen der Verächter der Wahrheit und der frommen Bekenner derselben, wie Finsterniß und Licht, scheiden, und er, der Gottessohn, würde ihnen, als Weltenrichter, ihr Urtheil ankündigen, und den Einen die Verdammniß des Unglaubens und des Lasters und den Andern die Seligkeit und den Frieden des seligmachenden Glaubens anweisen. In einem lebhaft anschaulichen Bilde stellt er die Gerichtshandlung förmlich vor, wie er den Einen ihr Vergehen vorhält, und das Gute, das die Andern gethan, rühmend anerkennt. Er stellte dies seinen Jüngern

vor unter dem Bilde des göttlichen Sohnes, der die Welt zu richten erscheint, und nun zu den versammelten Völkern spricht: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Er schilderte in diesem prophetischen Bilde die Entschuldigungen der Sünder, die Bescheidenheit der Gerechten, indem er sie redend eingeführt, und endet mit der großen Lehre für die Sterblichen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habet einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 45.)

Was Christus zur lebhaften Darstellung in schönen Gleichnissen und erhabenen Bildern gelehrt, ward von den Menschen oft allzubuchstäblich genommen, statt daß sie hätten, wie es Jesus verlangte, auf den Geist seiner Gleichnisse und Bilder sehen sollen. So hatte er ja auch seinen eigenen Leib bildlich einen Tempel Gottes geheißen, und weil er gesagt hatte: brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten! als womit er seine Auferstehung bezeichnen wollte (Joh. 2, 19 — 22), verstanden ihn die Juden nicht, und machten daraus gegen ihn eine Anklage; verstanden ihn selbst seine Jünger nicht eher vollkommen, bis nach seiner Auferstehung, wie denn dies Johannes selber bekannt hat. (Joh. 2, 22.)

Indem die Menschen also Jesu sinnbildliche Redensarten nicht dem Geiste nach, sondern bloß nach dem Buchstaben verstanden, brachten sie in die Religion vielerlei Meinungen, welche irrig sein

mußten; — und so ward selbst von dem Reiche Gottes, welches Jesus zu stiften gekommen war, also von dem wichtigsten Zwecke seiner Menschwerdung, oft statt der einfachsten Wahrheit das verworrenste Geträume geglaubt. Wie und wann jene prophetische Vorhersagung vom Siege des Reiches Gottes und der Zukunft Christi ganz und entscheidend erfüllt werden wird, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß wir davon keine sinnlichen, weltlichen Erwartungen hegen sollen; denn das Reich Gottes kommt nicht in äusserlichen Gebehrden.

Darum ist es für mich an dem Tage der Pfingsten, an dem heiligen Feste der ersten Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Apostel Jesu, eine wichtige Betrachtung geworden, was ich unter dem Reiche Gottes zu verstehen habe, welches mir mein Heiland aufgeschlossen hat! — Nein, es ist, wie Jesus selbst sagt, nicht etwas Irdisches ausser mir, sondern inwendig in mir, in meinem Gemüthe. In meinem Herzen soll Gott herrschen; in meinem Herzen soll der Himmel schon auf Erden sein, jene Seligkeit, welche aus dem Bewußtsein der Tugend und des göttlichen Beifalls quillt; jene Seligkeit, die durch meine höhere Vollendung entsteht, und unvergänglich ist, wie der unsterbliche Geist selbst.

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Ja, es komme auch zu mir die Lehre Jesu, meines Erlösers, von der Sünde und ihren Folgen; bereite mein Herz, daß

es empfänglich werde schon hienieden für die Seligkeit, die Du den Gerechten gewährst. Heiliger Geist Gottes, des Weltenvaters, heiliger Geist Jesu, des Menschenbeseligers, durchdringe mein Gemüth, daß es sich ganz in Göttlichkeit auflöse; daß jede unreine Begierde davor zurückbebe, jede aufwallende Leidenschaft davor fliehe; daß es nichts empfinde, denke, wolle, als was eines unsterblichen Wesens würdige Sache ist; daß es, wie einst auf Erden das Gemüth Jesu, nur erfüllt sei von Demuth, Unschuld, Wahrheit und Gerechtigkeit, von Haß gegen eigene Unvollkommenheiten und Mängel, von Liebe gegen das Gute, was ich an Andern erblicke.

Vater, wie unendlich, wie seligkeitvol ist Dein Reich! Ach, laß auch mich dazu beitragen, nicht nur, daß es in mir kräftiger werde, sondern durch mein Beispiel, durch meine Worte und Lehren auch auf meine Freunde und Bekannten ausgebreitet werde. Wo ist denn Ruhe und Freiheit, wo ist Sicherheit und wahres Leben, wo ewige Heiterkeit des Geistes, als in Deinem Reich?

Mit Inbrunst flehe ich zu Dir durch Jesum Christum: Zu uns komme Dein Reich! Amen.

IX.

Des göttlichen Wortes Macht.

Ps. 19, 8 — 13.

O unschätzbarer Schatz, Dein Wort,
Voll Licht und Geist und Gnade!
Wie mächtig hilft's dem Schwachen fort,
Durch Nacht und Dornenpfade!
Wie macht es hell die Finsterniß,
Wie macht's den Zweifelnden gewiß,
Und froh den müden Dulder!

Anbetung Dir für dieses Licht,
Dem alle Schatten weichen!
Nein, was nur Menschenzunge spricht,
Kann Deinem Wort nicht gleichen.
Anbetung Dir! durch Dich verklärt,
Erkenn' ich meines Daseins Werth,
Ist überall mein Himmel.

Warum soll ich zur Kirche gehen? Ich höre da nichts, was ich nicht schon wüßte. Ich lerne oft mehr in einem guten Schauspiel, oder werde darin besser erbaut, als in einer schlechten Predigt. Warum soll ich die Bibel lesen? Warum andere Schriften frommen Inhaltes? — Weiß ich denn nicht sehr gut, was ich glauben und hoffen soll? Kenne ich nicht sehr gut den Umfang meiner Pflichten? Und am Ende, sind nicht alle Erbauungsschriften immer voll des ewigen Einerlei's? Wozu

also das ganze Jahr hindurch Beschäftigung mit einer und derselben Sache? Auch die schwerste Wissenschaft wird nach Jahr und Tag erlernt, und wenn man sie weiß, ist es nicht thöricht, wenn man sie wieder von Neuem zu lernen anfängt? Oder bin ich zeitlebens ein Kind, dem man täglich mit den alten Ermahnungen kommen muß? Warum, frage ich, warum also soll ich die sogenannten Erbauungsschriften, oder die Bibel lesen, da ich ihren Inhalt kenne, oder allwöchentlich zur Kirche laufen, um die Predigt von Gottes Wort zu hören?

Dergleichen Urtheile und Fragen höre ich wohl auch zuweilen in Gesellschaften, besonders in Gesellschaften aus den vornehmen Ständen, oder von Leuten, die viel Bildung haben. In der That, es ist viel Wahres darin. Ich weiß darauf nicht immer zu antworten, und fühle doch, daß in den Fragen selbst schon ein Vorurtheil, und in den Urtheilen irgend etwas Einseitiges und Schiefes liegt. Darum glaube ich meine eigenen Urtheile berichtigen zu sollen durch Nachdenken über den wahren Werth und die Macht des göttlichen Wortes. Es muß darin etwas Vorzügliches vorhanden sein, was nicht im gemeinen menschlichen Worte liegt. Wie konnten sich sonst die gelehrtesten Männer des Alterthums, wie können sich sonst noch heutiges Tages Viele mit den Betrachtungen göttlicher Dinge so anhaltend und gern beschäftigen, ohne daß sie doch eigentlich Gottesgelehrte waren, und durch ihren Beruf dazu aufgefordert wurden?

Der königliche Dichter des jüdischen Volks, David, weihte einen großen Theil seiner Tage und Stunden heiligen Betrachtungen, denen heute so viele Personen von geringerer Herkunft und minder wichtigen und zahlreichen Geschäften kaum gern einen Augenblick im Jahre widmen wollen. Und er war von dem hohen Vortheile dieser Betrachtungen, welche Gottes Wort in ihm veranlaßten, auf das innigste überzeugt. „Das Gesetz des Herrn ist unwandelbar und erquickt die Seele!“ sang er seine Harfentöne: „Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold: sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Auch wird Dein Knecht durch sie erinnert, und wer sie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlet? (Ps. 19, 8 — 13.)

Als einst ein Weiser des Alterthums gefragt ward: Warum liesest du beständig die Bücher von göttlichen Dingen und menschlichen Pflichten, da du sie doch schon oft gelesen? antwortete er: Freund, warum nimmst du schon heute wieder Nahrung zu dir, da du doch erst gestern gegessen hast? — Ich thue es, um zu leben! erwiderte

dieser. Und ich lese, um ebenfalls zu leben! versetzte der Weise.

In dieser Antwort liegt ein schöner und wahrer Sinn. Wie wir täglich zum Leben des Leibes der leiblichen Speise bedürfen, so bedürfen wir zur Aufrechthaltung und Veredelung des Geistes täglich geistiger Nahrung. Ohne dieselbe würde unser wahres inneres Sein schwächer werden und endlich ganz verderben. Um so viel werther mein unsterblicher Geist als der Körper ist, um so viel größere Pflege soll ich seiner Erhaltung und seinem Wachsthum widmen. Denn der Geist bin ich ja selber; der Körper, der mich umkleidet, bin ich nicht. Nichts bleibt auf Erden, was und wie es ist. Die Zustände meines Körpers verändern sich beständig; auch die Zustände meines Geistes. Er steht nie still, sondern er schreitet entweder vorwärts oder rückwärts; er wird entweder stärker oder schwächer, besser oder schlimmer. In einem unaufhörlichen Kampfe mit den äussern Umständen und Schicksalen, oder mit den thierischen Einflüssen seines Fleisches und Blutes, ist der Geist entweder Sieger oder Besiegter. Aber Ruhe ist selten für ihn.

So soll ich also den Geist eben so fortdauernd nähren und stärken. Das göttliche Wort aber ist die eigentliche Nahrung des Geistes; keineswegs ist solches die gewöhnliche Lebensklugheit, weltliche Weisheit oder Gelehrsamkeit. Denn unser Geist ist in uns etwas Göttliches, aus Gott

entsprungen, zu Gott zurückkehrend. Daher muß er seine Kraft und seinen Wachsthum aus dem, was göttlich ist, nehmen, wie der Leib sie aus dem Irdischen und Staube nimmt, von dem er kam, und zu dem er zurückkehrt.

Das Göttliche aber, was des Geistes Nahrung sein soll, kann nicht anderes, als das Wort Gottes sein, und das uns von Gott Geoffenbarte. Die Offenbarung aber ist eine Erleuchtung unsers Innern über uns selbst, über unser Wesen, unser Abstammen, unser Fortdauern, unser Gottähnlichwerden.

Daß unser Geist göttlicher Natur sei, offenbart sich in seiner Sehnsucht und Liebe zum Ueberirdischen. Der einsame Wilde, welcher noch nie von Jemand Anderm über das Dasein eines Gottes etwas vernommen hätte, würde ohne fremde Beihilfe den Gedanken an das Dasein des großen Geistes fassen. Die ältesten Völker beschäftigen sich mit den unsichtbaren Dingen, welche bloß in ihren Gedanken sein konnten, am liebsten. Die wildesten und rohesten Nationen haben das Religiöse als ihr höchstes Heiligthum. Selbst der mannigfaltige Aberglaube der gemeinen Leute, ihr Glauben an Geistererscheinungen, Gespenster, Kobolde, Sympathien und andere übersinnliche Dinge, ihr Hang zum Unbegreiflichen und Wunderbaren, ist eine Beurkundung der ewigen Geistessehnsucht nach dem Nichtirdischen, Höhern und Göttlichen. Durch die Offenbarung empfängt der Geist des

Menschen aber nichts Neues, sondern was in ihm ist, wird dadurch nur aufgeschlossen, entfaltet und heiter. Die Offenbarung ist das Aufblühen des Geistes in seiner Vollendung zu dem, was er zwischen Gott und Staub sein könne und sein müsse. Das Glauben eines allerhöchsten Wesens, einer unendlichen Fortdauer und dessen, was göttlich und recht ist, liegt im Geist. Es ist kein bloßes Muthmaßen oder Fürwahrhalten, wie wir irdische Gegenstände wissen, muthmaßen, oder für wahr halten: sondern dieser Glaube ist die Natur des Geistes selber, oder deren einfache Aeusserung. Daher kommt es, daß alle Menschen Religion haben, sie mögen auch noch so tief in Rohheit versunken sein.

Aber in eigener Kraft konnte sich der Geist nur schwach und dürftig entfalten. Daher kamen die ungeheuern Verirrungen der Völker zu den Träumereien des Heidenthums und zur religiösen Entartung; daher endlich die Entartungen der patriarchalischen und mosaischen Religion. Jesus Christus erschien. Er war gleichsam die Stimme des Schöpfers zu den Geistern, darum hieß er das Wort. Er brachte in die Dunkelheiten des menschlichen Geistes und desselben Verhältnisses zum Schöpfer, von dem er stammt, zur Ewigkeit, der er angehört, Klarheit. Darum hieß er das Licht der Welt. Er gab dem Geiste sein natürliches, ursprüngliches Verhältniß zu Gott und Ewigkeit wieder, und Gewißheit über das, was er bisher wankend ahnete, nämlich über seine Bestimmung

und Würde, sich selbst über alles Irdische zum Göttlichen zu erheben, vollkommen zu werden, wie der vollkommen ist, dem der Geist abstammt.

Das ist der Unterschied des göttlichen vom menschlichen Wort, daß jenes das Leben des Geistes mit sich selbst und mit Gott und dem ewigen Weltganzen in Uebereinstimmung bringt: während dieses nur, was im engen Kreise des Irdischen werth und nützlich ist, lehret.

Folglich mag wohl wahr sein, daß irdische Kenntniß, Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Klugheit sehr vortheilhaft sind; daß wir sie erwerben, erweitern, anwenden sollen, als Mittel der Wirksamkeit für den Geist. Aber sie erhalten und mehren das Leben des Geistes selbst nicht, weil er göttlicher Abkunft ist, und nur im Göttlichen allein lebt. Das Wort Gottes, das durch Jesum geoffenbarte, ist seine Nahrung, und es kann nichts anderes sein.

Ich möchte daher keineswegs diejenigen tadeln, welche nützliche Bücher lesen, um ihr Gedächtniß mit wissenswürdigen Dingen zu bereichern, ihre Einbildungskraft zu veredeln, ihren Scharfsinn zu üben, und ihre Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren. Aber alles dies ist nur Mittel, Werkzeug und Stoff für den Geist, es ist nicht sein Leben selbst. Auch das Denken ist nicht das Leben des Geistes selbst, sondern nur die Aeusserung, die Thätigkeit desselben. Das Leben des Geistes ist das Sein im Ewigen, das Streben zu Gott, das gottähnliche Wirken. Die Nahrung solches Lebe

ist daher nur das Wort Gottes, nicht das menschliche Wort; denn was göttlicher Natur ist, kann nur vom Göttlichen leben.

Es ist möglich, daß dich ein gutes Schauspiel mehr erbaut, wie eine Predigt: aber was dich zuweilen, und gewiß doch nicht immer, oder wohl äusserst selten, im Schauspiel bewegt, erbaut und begeistert, ist das Heilige darin, was das Göttliche in dir anregt. Nun aber auch in der schlechten Predigt ist das, was von Gott kommt und zu Gott führt, allezeit die Hauptsache; und ein einziger Gedanke kann oft hinreichend sein, dein dunkeles inneres Leben von Neuem zu erhellen. So wie der Leib immerfort neuer Nahrung vonnöthen hat zu seinem Gedeihen und Fortdauern, also auch der Geist. Das Lesen und Hören heiliger Betrachtungen verdient daher beständig fortgesetzt zu werden. Wie viel haben wir nicht schon gehört, wie viel nicht schon gelesen! Aber die Wirkungen davon verschwanden gemach. Wer könnte sich noch jeder Predigt, oder jeder Auslegung der heiligen Schrift erinnern, die ihn einmal besonders gerührt hat? Darum ist gut, daß wir fortgesetzt die Eindrücke zu erneuern suchen. Wohl Mancher hat sich auch schon Vorwürfe gemacht, daß er so Vieles gehört und gelesen hat, ohne dadurch auffallend vollkommener geworden zu sein. Aber das liegt in unserer Stellung zu den irdischen Dingen, die uns immer wieder überwältigen und zerstreuen. Darum sollen wir nie aufhören, das innere Leben des Geistes wie eine Flamme mit Oel zu nähren. Jede

einzelne heilige Betrachtung des göttlichen Wortes thut wenig; aber nach vielen bleibt doch etwas zurück. Die irdischen Erscheinungen dringen unablässig durch unsere Sinne auf uns ein; darum ist es nothwendig, daß der unsterbliche Geist unablässig vom göttlichen Wort gestärkt werde damit er gegen das Irdische andringen könne und von demselben nicht übermächtigt werde.

Eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe läßt sich wohl in einigen Jahren lernen, und man braucht nicht wieder in gewissen Zeiten von neuem mit dem Lernen anzufangen. Aber das Sein im Göttlichen ist keine Wissenschaft, kein Gewerbe für dieses Leben, sondern das Leben selbst. Das Leben kann nicht gelernt, sondern nur ernährt werden. Darum sollst du das Wort Gottes nicht als eine Wissenschaft, sondern als eine Nahrung ansehen. Ich glaube es dir gerne, daß du schon Alles weißt, was dir über deine Pflichten gesagt werden kann, oder was in der heiligen Schrift steht; aber das Wissen ist das Wenigste, es ist bloßes Mittel. Ich frage dich aber: lebst du im Göttlichen in immerwährender Berührung mit dem Ueberirdischen? Die Betrachtungen religiöser Gegenstände besonders für eine Amts- und Geschäftssache der Geistlichen und Gottesgelehrten zu halten, ist wohl einer der thörichtsten Einfälle. Das Sein im Göttlichen ist kein Amt; es ist die Sache jedes unsterblichen Wesens; so wie Nahrung für den Leib zu nehmen kein Beruf, sondern Sache

jedes Sterblichen ist. Der das göttliche Wort lehrt, bereitet dem Geist die Nahrung, oder reicht sie ihm. Es sind auch Viele, die sie bereiten, ohne sie selber zu geniessen.

Ich glaube dir es, du kennst den Umfang deiner Pflichten gegen Gott und Welt. Aber das Wissen der Pflichten ist nicht das Leben in den Pflichten. Du kennst, was du zu thun hast; thust du es immer? Und warum nicht? Manches, was du zu gewissen Zeiten hättest thun müssen, war dir im Augenblick des Handelns dunkel. Warum also verschmähst du, durch fortgesetzte fromme Betrachtungen das in dir Halbvergessene wieder aufzufrischen? — Oft ist die Sinnlichkeit mit ihren Reizen viel stärker gewesen, als das bloße Bewußtsein deiner Pflicht, und daher ward diese verletzt. Warum denn, wenn die Sinnlichkeit dich mit immer neuen Waffen angreift, nimmst du nicht auch die Waffen des Geistes gegen sie? Du gestehst also ein, daß das bloße Bewußtsein deiner Pflichten, das bloße Gedächtnißwesen, nicht hinreicht, fehlerhafte Gewohnheiten oder stürmische Neigungen zum Unrecht zu besiegen. Warum versäumest du, durch oft wiederholte Selbstbetrachtungen, gleichsam durch Selbstverjüngung deiner Tugend im göttlichen Wort, gewaltiger zu werden? Man kennt auch nach Jahren wohl seinen abwesenden Freund noch und erinnert sich seiner Gestalt, seiner Gesichtszüge, seiner Stimme; demungeachtet aber lebt man mit dem Abwesenden und für ihn weniger, als mit dem und für den, der beständig um

uns ist. So ist täglicher Umgang und Nähe dessen, den man liebt, die Nahrung der Freundschaft; so der öftere Umgang mit Gott, die Betrachtung seines Wortes, die Erfüllung seiner Gebote, die Nahrung der Tugendhaftigkeit.

Ich will dir zugeben, jene Predigten, jene Erbauungsschriften und religiöse Betrachtungen sind am Ende das ewige Einerlei. Allerdings, dies Einerlei ist das göttliche Wort. Das Gesetz des Herrn ist, wie David sagt, ohne Wandel, aber doch erquicket es die Seele. Auch dein geliebtester Freund ist immer von einem Tage zum andern derselbe, und seine Gestalt verändert sich nicht. Dennoch ist er dir immer wichtig, immer theuer, immer neu. Auch das Brod und das Fleisch, welches du täglich zu deiner Nahrung geniessest, ist das alte Einerlei, und doch wirst du derselben nie satt. So sind nun auch die Offenbarungen Jesu, das Wort des Lebens, ein sogenanntes Einerlei, nämlich für das Gedächtniß, aber nicht für den Geist. Es spricht uns das Göttliche immerdar auf die neue Weise an; und das Alte will nie veralten. Es stärkt unser Gemüth zur Vollkommenheit, aber dies Vollkommenwerden ist ein Fortschreiten des Geistes ins Unendliche.

Vielmals geschieht, daß der Mensch unter gewissen Umständen verlegen werden kann, und bei äusserst wichtigen Vorfällen nicht weiß, wozu er sich entschliessen müsse. Er schwankt in seinen Ueberlegungen nach verschiedenen Seiten; die gewöhnliche Klugheit will nicht ausreichen. Da wird der

Mensch, indem ihm irgend ein Umstand eine biblische Stelle, den Vers eines heiligen Dichters, die Erinnerung aus einem erbaulichen Buche ins Gedächtniß führt, oder indem ihn das Gedächtniß erwärmte, plötzlich zum hellern Insichselbstleben gebracht; er durchschaut die Umstände, die Zukunft lichtvoll und zur That entschlossen. Was ihm alle irdische Klugheit nicht rathen konnte, erkennt er, indem er seine Stellung zu Gott und Ewigkeit heller wahrnimmt, und wie von einem Schlaf erwacht Das ist die Frucht und die Macht des Wortes Gottes, welches das Leben des Unsterblichen in uns nährt, und dessen überirdische Kraft erhöht.

Ich glaube es dir, du bist für deine bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse ein kluger, geschickter, vortrefflicher Mensch; man schätzt dich, man liebt dich. Bist du aber, was du für das Irdische bist, auch für das Ewige? Die Ewigkeit sollte dir aber doch allerdings wenigstens eben so viel gelten, als das Weltleben, und die Gottheit allerwenigstens eben so viel, als die Verbindung mit Menschen; und dein Geist allerwenigstens so viel, als dein sinnlicher Wohlstand. Und wenn du heute dich vom irdischen Dasein trennen müßtest, sage mir: was könnte dir deine äussere Liebenswürdigkeit, deine Kenntniß, deine Geschicklichkeit im reinen Geisterleben helfen? Was wärest du dann? Auf Erden bist du an Allem reich, wodurch du gefällig und nützlich bist; aber wie steht es um das in dir, was göttlicher Art sein

soll? Es ist versäumt, und unkräftig, ungenährt geblieben. Durch das menschliche Wort bist du für die irdischen Verbindungen ungemein tauglich geworden; aber das göttliche Wort hätte dich für deine höhern Verhältnisse tauglicher machen müssen, und es geschah nicht. Du fragest: was muß ich dazu noch mehr wissen und thun? Ich antworte dir: es ist nicht ein Wissen und ein Thun, sondern ein Sein und Leben, was die Frucht und Kraft des Wortes Gottes ist. Kannst du mir die Natur des Lebens und Seins mit Worten aussprechen? Das Leben wird gelebt, nicht gelernt, nicht gewußt. Nicht das Wissen von Jesu, sondern das Leben in Jesu ist das Christenthum; darum ist Christum lieb haben besser, denn alles Wissen.

Aber das durch Gottes Wort genährte Geistesleben ist ein anderes, ein höheres, als das gemeine Leben im Irdischen; ja, es ist oft dessen Widerspruch und ein beständiger Triumph über dasselbe; es ist ein stetes Ringen gegen das Anstreben der Sinnlichkeit wider das, was gut, recht und wahr ist; es ist ein Ueberwinden des Schicksals. Von ihm aus angesehen, ist Glück und Unglück hienieden bloßes Vorurtheil; denn Alles ist aus der weisen Güte Gottes entsprungen, und es gibt kein anderes Unglück, als das, was der gemeinsinnliche Mensch eben nicht dafür hält, nämlich die Sünde, die Uebermacht thierischer Einflüsse über den Geist. Von ihm aus angesehen, ist der Werth, den man in ein bequemes

Leben setzt, oder in Schönheit, oder in Ruhm, ja der Verlust alles dessen, der Verlust aller unserer Freude, der Tod selbst, von weniger Bedeutung. Wer Gott hat, der hat Alles; wer mit ihm ist, der fürchtet nichts; wer in Jesu lebt, für den gibt es kein Sterben. Er erzeigt dem Leibe seine Ehre, aber nicht mehr, als demselben, wie einem Werkzeug, zusteht.

Dies erhabenere Sein, mitten im Irdischen schon, ist die Frucht und Macht des Wortes Gottes. Du fragst: wie mag ein solches Leben wohl beschaffen sein und im Aeussern erscheinen? Betrachte den Lebenslauf Jesu Christi. Je länger und aufmerksamer du ihn erforschest, je göttlicher erscheint er dir. Er betrachtet das Irdische nicht, aber er hängt auch nicht daran; er genießt es, und beherrscht es. Sein Wandel ist im Himmlischen. Er ist immer Gott und der Ewigkeit nahe. Er bedarf für sich nur wenig; er ist Alles für Anderer Heil. Für ihn gibt es kein Unglück, keinen Schmerz, keinen Feind, den er haßt, selbst keinen Tod. Er geht in den Tod für das Glück der Welt, ohne ihn zu suchen, ohne ihn zu meiden. So war Christus. Er war das rechte Leben, das Wort und die Wahrheit.

Heilige mich, Gott, mein Gott, in dieser Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Himmel und Erde vergehen; Dein Wort bleibet ewiglich. Amen.

X.

Buße und Gnade.

Ps. 103, 13—18

An Deiner Gnade, Gott, verzagen,
Heißt läugnen Deiner Sonne Licht,
Heißt, wie die Thoren frevelnd sagen:
Kein Gott ist! Vater ist er nicht!

Und Vater bist Du! Tausend Herzen
Empfinden's in den bangsten Schmerzen,
Und jauchzen voller Seligkeit:
Gott, Gott ist die Barmherzigkeit!

Es schlägt endlich für jeden Menschen eine ernste Stunde des Erwachens, des stillen Nachdenkens über sich und Gott, der Erinnerung an die unausweichbaren Schicksale der Seele jenseits des Grabes. — Früh oder spät: aber jedem Menschen schlägt diese Stunde endlich, die sein Innerstes tief erschüttert, und seinen Geist unwillkührlich bis an die Schwelle des Todes an das geheimnißvolle Thor der Ewigkeit rückt. Dann steht er betroffen und finster, und starrt in die ungewisse Ferne hinaus, und betrachtet sich und den Wechsel der ihn umgebenden Dinge mit andern Augen, als sonst. Dann drängt sich seiner Betrachtung die große Frage entgegen: Wer bin ich denn? Warum auf Erden? Was wird aus mir werden nach dem Tode? Wo stehe ich? Wem

gehöre ich an? — Es muß noch etwas Anderes sein, wozu ich eigentlich berufen bin. — Bloß für diesen kurzen, bitter-süßen Lebenstraum bin ich nicht geboren, und nicht bloß da zum Essen und zum Trinken, Schlafen und Arbeiten, gleich andern Thieren; ich fühle, daß ich ein höherer Geist bin, der mit der Thierschaft auf Erden nichts gemein hat.

Wenn diese Stunde schlägt, wenn diese Sprache endlich geführt wird, geht bei den meisten Menschen unmerklich eine große Verwandlung ihres Innern vor Viele kommen gleichsam zu dieser Genesung, zur Empfindung ihres bessern Selbstes, wenn sie alt und für den Genuß der gewöhnlichen Freuden stumpf geworden sind. Dann werden sie aus betagten, kraftlosen Sündern eifrige Beter, Kirchengänger, Andächtler und oft Schwärmer. Da ihnen die Welt keinen Genuß mehr bieten kann, wollen sie mit dem Himmel einig werden. Sie glauben in ihrer Sache nicht genug thun zu können Sie geben fleißig Almosen, machen milde Stiftungen, beten und lassen für sich beten, thun Gelübde, eifern gegen die Lüste der Welt, und wollen mit dem Allem gewissermaßen die Freude der Seligkeit erkaufen und erstürmen. — O der Unwissenden! sie irren sich, und können bei ihrer Selbsttäuschung nicht ruhig werden. — Nicht jene Gebete, Gelübde, Almosen und Stiftungen, nicht alle diese äussern Zeichen der Frömmigkeit verlangt der Allerheiligste zu ihrer Beseligung, sondern eine innere

Verwandlung, Heiligkeit des Herzens, Veredelung des Gemüthes.

Andere, in welchen das bessere Bewußtsein wach geworden ist, und Gottes unendliche Größe und Gerechtigkeit und ihre eigene Verworfenheit und sündenbefleckte Seele daneben wahrnehmen, sinken muthlos zusammen, und verzweifeln an ihrem ewigen Heil. Mit zerknirschtem Herzen betrachten sie die Schändlichkeit ihres zurückgelegten Lebens, die Kette ihrer ungerechten Handlungen, die Nächte voller Sünden, die Tage voller Leichtsinns. Sie fühlen ihre Unwürdigkeit, in Gottes heiliger Schöpfung dazustehen, ihre Unwürdigkeit, zum Vater der Seligen und Gerechten emporzublicken. Sie sehen sich hoffnungslos verloren, und können nicht mehr auf Begnadigung vor dem Weltrichter hoffen. Ihre Einbildungskraft steht empört wider sie auf und malt ihnen eine grauenvolle Zukunft, wo sie nur Elend und wohlverdiente Strafe erblicken. Ohne wahres Vertrauen auf Gottes Gnade, rufen sie das Verdienst Jesu Christi an, und mit bangem Zweifeln und Verzagen wollen sie Verzeihung ihrer Sünden im Blute des Weltheilandes suchen. — — Sie sind zu beklagen, diese an ihrer Seele Leidenden, welche ohne christliche Fassung, ohne richtige und würdige Vorstellung von Gott und seinem Willen, statt des ruhigen Selbstdenkens, sich dem ungestümen Lauf ihrer Einbildungen überlassen. Freilich, ihr Schwerbekümmerten, euer

vergangenes, in Sünden verschwendetes Leben ist verschwendet und verloren auf ewig, und das Geschehene wird selbst nicht durch die Allmacht Gottes ungeschehen gemacht; aber der Rest des Lebens, welcher noch vor euch liegt, es sei viel oder wenig, ist bis jetzt für euch verloren. Beginnt einen heiligen Wandel und veredelt euern Sinn, und die Gnade ist auch für euch ewig.

Bei weitem aber die meisten Christen lassen sich ihre eigene Verworfenheit nicht so sehr anfechten, sondern leben, ohne Nachdenken, ohne Selbstprüfung, nur ein elendes Gewohnheitsleben. Sie besuchen regelmäßig den Gottesdienst, und üben fleißig die Gebräuche ihrer Kirche, thun nicht viel Böses, hüten sich wenigstens, gegen die bestehenden Gesetze und Ordnungen zu fehlen, sind aber darum nichts weniger, als geneigt, in der Nachahmung Jesu Christi liebreich, sanftmüthig, bescheiden, hilfreich und menschenfreundlich zu werden, gleichwie ihr göttlicher Lehrer war. Sie glauben damit, daß sie thun, was menschliche Obrigkeit und Wohlanständigkeit gebieten, dabei die gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen üben, Gott gegeben zu haben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Andere treiben mit ihrer Religiosität noch sträflicheres Wesen. Wenn jene oft aus Mangel besserer Erkenntniß fehlen, so fehlen diese mit Wissen und Willen. Sie leben fröhlich in ihren Ausschweifungen, in Werken des Betrugs, der

Bosheit, der niedrigsten Wollust dahin, — sie wissen, wie schlecht sie sind, — fühlen es, wie sie anders seyn sollten, — beobachten nebenbei die christlichen Religionsgebräuche, wie sie kluger Weise thun zu müssen glauben, des großen Haufens wegen, — — aber mit ihrer Seelenbesserung, mit ihrer Selbstvorbereitung und Selbsteinweihung in das Heiligthum des künftigen Lebens ist es ihnen nie Ernst. — Ich habe jetzt, denkt Mancher von diesen Verwilderten, dazu weder Lust noch Zeit. Es gibt schon einmal ruhigere Stunden, da will ich an Gott und mein künftiges Loos recht ernsthaft denken, und mein Verhältniß zu demselben festsetzen. Ich lebe noch lange genug. Zudem ist Gott gnädig, er wird mir meine Schwachheiten verzeihen, denn ich bin bis jetzt noch kein grober Verbrecher gewesen.

Wie verschieden von einander urtheilen und handeln alle diese Menschen! Wie viele sind ihrer, die noch anders, aber nicht besser als sie, urtheilen und thun! Hätten diese, die sich alle für Christen, alle für vernünftige Wesen halten, recht über dasjenige nachgedacht, was eigentlich G o t t e s G n a d e s e i, und worin sie nur allein bestehen könne; w a s B u ß e s e i, und worin sie eigentlich bestehen solle: sie würden wahrscheinlich weder in ihrem selbstmörderischen Leichtsinn länger verbleiben wollen, noch sich fruchtlos mit schwermüthigen Zweifeln an Gottes Barmherzigkeit quälen, und in Bußübungen ihr Heil setzen, die dem erhabensten Wesen nicht gefallen können.

Erhebe du dich aber, o meine Seele, zur Betrachtung der göttlichen Gnade! Wie kann dir wohler sein, als bei ihrem Anblick! Sie gewährt dir im Weltall jede Freude, und ist die alleinige Bürgschaft für eine frohere Ewigkeit. Ohne sie ist hier und dort kein Leben, hier und dort kein Heil; ohne sie wäre dir besser gewesen, du hättest nie das Licht der Welt erblickt, sondern du wärest ewig im dunkeln Nichts geblieben, aus welchem dich die Hand der Allmacht hervorzog.

Ja, Gott ist gnädig — und ewig gnädig! Darum winkte er, und das prachtvolle Weltall stieg glänzend in das Daseín hervor, und Alles, was darin athmet und lebt, athmet und lebt in Gott und seiner Liebe.

Gott ist gnädig; auch ich war sein Gedanke, auch ich sein Wille, sonst wäre ich nicht. Auch ich war der Gegenstand seiner allwaltenden Fürsorge, und als er alle Welt ordnete, und den Beruf und das Glück des kleinsten Wurms bestimmte, da ordnete er auch mein Heil an. Ach, was war ich denn, daß er auch meiner gedachte? — was hatte ich ihm denn zuvor gegeben, das er mir wieder gab? — Nichts bin ich gewesen; nichts habe ich zuvor geleistet; nichts habe ich, als seine unendliche Gnade.

Und durch sein wundervolles Weltall herrscht und waltet ein großes, ein ewiges, ein beseligendes Gesetz, und dies ist das Gesetz der Gnade! Ich erkenne dies Gesetz, wie sich nach demselben

Alles richten, Alles lenken muß, das Belebte und Unbelebte. Es regiert den Lauf der himmlischen Gestirne und den Lebenssaft in den Adern der kleinsten Blume. Es wirkt ewig und groß durch das Reich entfernter Sonnen, und im finstern Schooße der Erde, wo die gährenden Elemente Metalle zeugen. — Diesem allmächtigen Gesetze ist Alles untergeben, nichts kann ihm widerstreben, nichts entrinnen. Dies göttliche Gesetz der Gnade heißt: Kein Tod, sondern Leben. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. (Matth. 22, 32.) Seine Schöpfung leidet keinen Tod, keine Krankheit, weder in der Körperwelt noch in dem Reiche der Geister. Er heilet alle Gebrechen. (Ps. 103, 3.) Was du auch siehst und gesehen hast und sehen wirst in der Natur: es lebt, ist in steter Bewegung und Fortschreitung, und sucht dem Tode, der trägen Ruhe, dem Verderben, der Fäulniß zu entrinnen. Jeder Keim, der sich dem verwesenden Samenkorn entwickelt, jede Blüthe, die aus der sie umfangenden Knospe hervorbricht, schwebt als ein Sinnbild dieses Gesetzes vor unsern Augen, und der Sohn Gottes, in welchem das Leben und Licht ist, ruft uns zu: Ich lebe, und ihr sollt auch leben. (Joh. 14, 19.)

Die Sünde ist der geistige Tod; durch sie reißt sich der Mensch vom Gesetz des ewigen Lebens los, und stürzt sich in die finstere Nacht des ewigen Verderbens. Gott hat nicht Gefallen am Tode des Sünders, und will, daß er lebe. Darum

sandte er seinen Sohn in die Welt, um zu retten, was verloren war. Aber sein Wort war: Thut Buße, bessert euch! Den reumüthigen Sündern verkündigte er Gnade; die nach Gerechtigkeit dürsteten pries er selig. Streben, Ringen, Handeln ist die erste Bedingung des Reiches Gottes; vollkommen sollen wir werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Nur wer Christi Lebenskraft in sich aufnimmt, wird das ewige Leben haben; aber an einem solchen hat der Tod die Macht verloren, er besiegt die Sünde und deren Schrecken; er ist zu einer Herrlichkeit berufen die kein Auge gesehen und die in keines Menschen Sinn gekommen ist. O unendliche Gnade! Wie viel schon that sie für mich, wie viel wird sie für mich noch thun! Was bin ich, daß der Herr sich meiner so erbarmet?

Ewig wie seine Welt, ewig wie der allgütige Schöpfer, ist seine Gnade. Er ist die Vollendung selbst, und also keine Wandelbarkeit des Sinnes in ihm. Was Er that, das ist auf ewig wohlgethan! — So hat auch seine Gnade kein Abnehmen, kein Ziel. Sie begleitet mich durch Licht und Finsterniß meines Lebenslaufes; sie begleitet mich durch die Stunde des Todes und der Auflösung; sie begleitet mich durch alle Fernen der Ewigkeit. Diese ewige Gnade uns zu offenbaren, sandte er Jesum Christum in die Welt, und die Offenbarung erfüllt jede reine Seele, die sich über den Staub erhebt, mit heiligem Entzücken.

Gott ist gnädig! — Er ist es nicht nur dem

Frommen, dem Gerechten; gnädig ist er auch dem Sünder! Der Sünder ist nur ein Verirrter; er soll nicht ganz verloren sein, er wird es nicht sein. Allen, Allen, auch den Verworfensten, steht die Theilnahme an der unaussprechlichen, endlosen Liebe des Vaters offen; Allen fließt Wohlthat aus jenem Gesetze der Gnade, wenn der Mensch nur selbst die Wohlthat begehrt.

Gott ist gnädig! — Er zürnt nie, er straft nie weil er die höchste Liebe ist. Nicht er, sondern der Mensch straft sich durch seine Thorheiten, Fehler und Laster selbst. Nicht Gott entzieht uns höherer Vollkommenheit und Seligkeit, sondern der Mensch entzieht sich ihr selbst, indem er versäumt, vollkommen zu werden, wie Jesus gebeut, wie die Vernunft ermahnt, wie das ganze Weltall uns zuruft.

Wer sich selbst versäumt, der hat sich selbst gestraft. Wer muthwillig oder träge auf der großen Bahn der Vollendung zurückbleibt, der hat sich selbst anzuklagen, inzwischen Andere freudig voraneilen. Wer nur mit seinem Leibe lebt, und nicht die Veredelung seiner Seele zur Hauptsache macht, der hat als Thier gelebt, seine Seele ist roh und an ihrer Kraft unentwickelt geblieben. Er stirbt, das Thierische fällt ab, und der vollkommene Geist bleibt. So ist der Mensch sein eigener, fürchterlicher Richter, und unwandelbar ist das Gesetz der Welt! Wer nicht nach Seelengröße rang, sondern in kleinlichen Eitelkeiten, im Schlamme lasterhafter Begierden, den Thieren

gleich, zornig oder wollüstig, rachsüchtig oder raublustig, freßbegierig oder heimtückisch lebte oder leben wollte: wie kann ein solcher Seelengröße, Seelenstärke gewinnen? Was will er von der Gnade Gottes, daß sie ihm, wenn er sein verschwendetes sündenvolles Leben bereut, plötzlich durch ein Wunder höhere Vollkommenheit mittheile, den Gesetzen der göttlichen Weltordnung entgegen, wo sich Alles langsam und stufenweise entwickelt? Was hilft da das bloße Beten zuletzt, und die Uebung gottesdienstlicher Gebräuche? Was frommen Gelübde und fromme Stiftungen? Was nützen Klagen der Verzweiflung? Was bessert muthloses Verzagen? — Mensch, du hast dich selbst gestraft, nicht Gott strafte dich! Verloren ist für dich auf Erden immer die verlorne Lebenszeit, aber nicht die noch übrige, nicht die ewige Gnade Gottes. Gehe hin, thue Buße und bekehre dich.

Buße ist nicht eine körperliche Selbstbestrafung für begangene Sünden. Buße ist keine Züchtigung des Leibes. Denn obgleich du mit dem Leibe, als dem Werkzeuge deiner Seele, sündigtest, so war es doch nicht der Leib, welcher gesündigt hat, sondern die Seele in ihm. Nicht der Dolch des Mörders ist sträflich, sondern der Mörder. Nicht dein Leib soll also büßen, sondern deine sündige Seele.

Die wahre Buße besteht nicht im bloßen Seufzen und Klagen über begangene Thorheiten

— denn Reue ist im Gefolge alles Bösen, und bloße Reue ist noch keine Buße. Wahre Buße besteht nicht bloß im eifrigen Betreiben gottesdienstlicher Handlungen, in Gelübden, im Allmosen, im Hersagen langer Gete. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. (Ev. Joh. 4, 34.) Wahre Buße besteht nicht in schmerzlichen Entbehrungen, in Wallfahrten, im Fasten und Reinigen. Denn die leibliche Uebung, spricht der Apostel Paulus, ist wenig nütze; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. Nur Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens! (1 Tim. 4, 8.)

Wahre Buße ist also nicht Aenderung äusserlichen Thuns, nicht Aenderung leiblicher Geschäfte, sondern Aenderung der Seele. Buße ist Sinnesänderung, Verbesserung des Herzens, Anstreben und Ringen nach größerer Vollkommenheit des Gemüths, das heißt, nach der Gnade Gottes. — Und wer diese sucht, der wird sie finden.

Thut Buße und bekehret euch, oder, welches eben dies sagen will, empfindet Reue und vervollkommnet euch. Werdet endlich, was ihr sein sollet. Machet den Adel eurer Seele zur Hauptsache im Leben, und nicht den Leib. Entfernet eure Fehler, und übet euch in den ihnen entgegenstehenden Tugenden. Lebet und handelt gegen eure Mitmenschen, gegen eure Freunde, gegen eure

Bekannten, gegen Unbekannte, gegen Feinde mit göttlichem Sinn, und die Buße ist vollbracht, und die ewige Gnade umfängt euch. — Nicht aus knechtischer Furcht, sondern aus Ueberzeugung von euerm Verhältnisse zum künftigen Leben und zu Gott dem Allheiligen, sollt ihr einen göttlichen Wandel führen; nicht aus knechtischer Furcht sollt ihr suchen vollkommener und Gott ähnlicher zu werden, sondern aus begeisternder Sehnsucht nach Vollkommenheit und der Gnade Gottes. — Können dem sterbenden Bösewicht die Thränen der Reue, die er mit brechenden Augen weint, die Seufzer und Gebete, welche seiner röchelnden Brust entsteigen, plötzlich höhere Vollkommenheiten erwerben, die er durch sein ganzes Leben verschmähte und nicht erwarb? — Er stirbt, doch seine Seele bleibt, — aber auch Gottes Gnade bleibt ewig! Der Sünder hat sich selbst gerichtet, und Gottes Gnade verläßt ihn nicht.

Heilig, gütig, gerecht, o Gott! ist das ewige Gesetz Deiner Gnade, in welcher sich Deine ganze Schöpfung bewegt. Ach, daß ich Unwürdiger solcher namenlosen Huld und Barmherzigkeit nur würdig werden könnte! Nein, ich werde es nie können, denn was ich auch thue, was ich auch werde, Alles, Alles kommt mir ja doch, hier und dort, nur durch Deine Gnade zu, nichts durch mein eigenes Verdienst. Und was ich auch des Guten thue, und wenn ich Alles hinopferte für die Tugend, ich thäte es, ich opferte es nur mir.

Es wäre nie Verdienst um Dich, es wäre nur Verdienst um mich selbst.

Wer sich von der Wahrheit, von der Tugend entfernt, der hat sich von Dir entfernt. Wehe, wie furchtbar straft sich der Lasterhafte! — Dir fern sein, dies ist der schrecklichste Fluch über die Seele; — Dir fern sein, dies ist die Hölle!

Sündig und unvollkommen, wie ich bin, sinke ich, du Allerheiligster, betend vor Dir im Staube nieder. Meine Seele lallt Dir nur leisen Dank für Deine Gnade, mehr kann sie nicht. Du, Ewigbarmherziger, siehest meine Unvollkommenheit und Schwäche, und verstößest mich nicht. Und aus Jesu Munde tönen mir die heiligen Worte Deiner Liebe: Kommet her, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken! — Ja, ich komme zu Dir, Vater, meiner Sünden mir bewußt, und flehe zu Deiner Gnade! Ich komme zu Dir mit dem anhaltenden Sinn, von Tag zu Tag weiser, duldsamer, friedfertiger, versöhnlicher, wohlthätiger, dankbarer, menschenfreundlicher und gemeinnütziger zu werden.

Ich komme zu Dir! so werde ich einst mit erblassenden Lippen stammeln im letzten Augenblick meines Erdenlebens. Ich komme zu Dir! werde ich rufen, wenn meine Augen sich verdunkeln, wenn meine weinenden Freunde vor ihnen verschwinden, und nichts mehr vor mir steht, als die Ewigkeit, wenn ich nichts mehr habe, als Dich. — Dann komme ich zu Dir, mühselig und

beladen; o mein Gott, mein Schöpfer, mein Alles, verlaß Dein Geschöpf nicht mit Deiner Gnade! Amen.

XI.

Werth schwerer Schicksale.

Röm. 5, 3.

Hier in diese Wüsteneien
Sind wir ewig nicht gebannt;
Keine Zähre mag uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand.
Was auf diese dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammelt, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

„Widerwärtigkeiten beugen meine Seele nieder, wie der Sturmwind das einsam stehende Rohr. Es richtet sich nie wieder auf.

„Ich habe den Glauben an das Glück verloren, und daß jemals nach dieser Nacht wieder eine heitere Sonne scheine, und mich erquicken werde.

„Schwer getroffen von der Hand des Schicksals, sehe ich noch trübern Zeiten entgegen. Ich habe viel Schreckliches erfahren; ich fürchte, noch schwerere Leiden erwarten mich!“

O du, der so für sich klagt und zagt, in der

That bist du beklagenswürdig; nicht deswegen, weil dich großes Unglück betroffen, sondern weil du noch größeres fürchtest. Denn Furcht vor den Uebeln ist das größte aller Uebel, die dem Menschen begegnen können.

Du sprichst, es gebe für dich keinen Trost. — Hat ihn auch deine Religion nicht? O deine Religion muß eine arme, elende Religion sein, wenn sie nicht einmal fähig ist, dir in der Tiefe des Jammers die vollste Beruhigung zu bringen. Nein, den Christusglauben hast du nicht. Nein, die Liebe Gottes ist nicht ausgegossen in deinem Herzen durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Ich rede eine Sprache, die dir fremd ist. Wir, die wir Christum haben, wir haben einen Trost, den uns die Macht aller Verhängnisse nicht entreissen kann. Wir haben eine Zuflucht, wohin uns die Pfeile des Schicksals nicht nachdringen können. Nicht allein aber das, sondern gleich wie Paulus sagen wir mit heiliger Freudigkeit: Wir rühmen uns auch der Trübsale! (Röm. 5, 3.) Unglücklicher, verstehst du die Rede?

Wie die Nacht mit dem Tage, der Schatten mit dem Lichte, wechseln im Lebenslauf die bösen mit den guten Stunden, die Freudengesänge mit den Thränen der Schmerzen. Weißt du aber, was dem Menschen das Gefährlichste sei, und was er am schwersten ertragen kann? O wahrlich, es ist nicht das Unglück, sondern das Glück!

Unter tausend Sterblichen ist oft kaum einer,

der vermögend wäre, in guten und glücklichen Zeiten aufrecht und seiner würdig zu bleiben. Aber wenn das Schicksal gegen sie wüthet, ermannt sich ihr Trotz, und Alle stehen muthig, groß und zuweilen wahrhaft bewundernswürdig da. Daher heißt es auch, die Noth ist immer die Mutter der Helden, die Erzieherin der Weisen. — Lehre mich hingegen den Helden kennen, der aus Wohlleben und Herrlichkeit hervorging; oder die Weisen, welche in den Armen schwelgerischen Glücks der Bewunderung aller Welt würdig blieben. — Wahrlich, ich habe Viele gesehen, die erst im Leiden groß und achtbar dastanden, und mit Riesenkraft den härtesten Kampf bestanden; aber weit Mehrere, denen es zu schwer, oft unmöglich war, ihr Glück zu ertragen.

Es ist gar nichts Seltenes, arme und tugendhafte Familien zu sehen, welche kaum von einem Tage zum andern sich zu erhalten wissen. Mit frommer Ergebung in Gottes Willen tragen sie ihr trauriges Loos. Und gebricht es oft an der nöthigsten Bequemlichkeit, oft an Kleidern und Nahrung: sie bleiben standhaft und muthig. Ihre gegenseitige Liebe tröstet sie über die Verachtung, welcher sie preisgegeben sind; Arbeit und Hunger würzet ihre dürftige und wohlfeile Mahlzeit; Kleinigkeiten können ihnen die größte Freude verschaffen. Zärtliches Mitleid gegen andere Leidende erfüllt ihre Brust. Sie sind in der größten Noth durch Tugend und Liebe glückliche Men-

schen. — Doch plötzlich verändert sich das widrige Geschick einer solchen Familie. Ein großer, unerwarteter Reichthum, vielleicht durch entfernte Erbschaft, fällt ihr zu. Die elende Hütte wird mit dem schönen, gemächlichen Hause, die zerrissene abgetragene Kleidung mit besserm Gewand vertauscht. Nun drängen sich Freunde von allen Seiten herbei mit Glückwünschen und Schmeicheleien. Die Familie, vormals mit dem Wenigsten vergnügt, macht jetzt größere Ansprüche. Man spricht von standesmäßigen Verbindungen. Man spricht mit Verachtung von denen, deren Verachtung man sonst empfand. Man glaubt nicht wohl schicklich die alte Vertraulichkeit mit den ehemaligen Freunden aus den Tagen der Dürftigkeit fortsetzen zu können. Der Stolz wird allmälig Herr; mit dem Stolz der Eigensinn, die Laune, die Undankbarkeit. Die Familie, sonst durch Eintracht glücklich, scheidet sich entzweit; Einer ist mit dem Andern unzufrieden; Jeder geht seinen eigenen Weg. Ueppigkeit zerstört die Gesundheit, welche sonst bei strenger Arbeit und Mäßigkeit blühend war. Vormals unbekannte Sorgen verbittern den Genuß des Wohlstandes. Jeder fühlt es tief: ich war einst froher, da ich weit weniger hatte; das Glück war unser Unglück! — Die Bedauernswürdigen, sie haben Recht. Sie konnten das Unglück leichter als das Glück ertragen.

Es schluchzet eine verwaisete Tochter am Sarge der Mutter. Auf ihre Knie hingesunken, schwört sie dem verklärten Geiste der Verstorbenen

die Gelübde der Tugend; treu zu bleiben den heiligen Lehren, welche sie einst von den erblaßten Lippen vernahm. Und sie hält die Gelübde. Verwais't und hilflos tritt die Unglückliche in den Dienst fremder Leute, und lernt mit rührender Sanftmuth die Härte und Launen ihrer Herrschaft tragen. Mit Thränen verdient sie ihr Brod. Aber Gewohnheit macht ihr Loos erträglicher. Ihre Bescheidenheit rührt, ihre Redlichkeit gefällt und erwirbt Vertrauen. Ihre Sittsamkeit erregt der Wüstlinge Ehrfurcht. Sie ist arm, aber tugendhaft, und diese Tugend streut manche Freudenblume auf ihren einsamen und oft rauhen Weg. Sie ist glücklich auch in der Verlassenheit. Sie ist nicht verlassen, denn sie hat Gott im Herzen, und der Geist der Mutter scheint sie segnend zu umschweben. — Plötzlich verwandelt sich ihr widriges Geschick. Die Unschuld und Schönheit der Jungfrau gewinnen ihr das Herz eines Reichbegüterten. Als seine Gemahlin wird sie nun, die ehemalige Dienerin fremder Leute, Gebieterin über Andere. Schmuck und Glanz regen ihre Eitelkeit auf. Im Strom glänzender Zerstreuungen verschwindet die ehemalige Einfalt und Demuth. Angebetet, vergöttert von Lüstlingen, findet sie die nüchternen Liebkosungen ihres Gemahls keineswegs der Fülle ihrer Schönheit angemessen. Sie findet die verdorbenen Sitten der großen Welt bald minder anstößig, bald natürlich. Die Schamhaftigkeit erstirbt unter verführerischen [B]eispielen. Ihre Tugend entflieht. Zwietracht,

Eifersucht und Zank begleiten die gebrochene Ehe. Das Haus der Freude wird zur Hölle. Verschwendung bringt Sorge; Unwahrheit bringt Verlegenheit; Betrug bringt Reue. Der Geist der Mutter lächelt nicht mehr segnend, er ist ein schreckhaftes Gespenst. — Die Beklagenswürdige, sie wußte ihr Unglück zu ertragen, aber nicht ihr Glück!

Ein rechtschaffener Mann hatte Begierde nach Ruhm und Ehre. Sie zu erlangen, strengte er alle Kräfte an, die Hindernisse zu bekämpfen. Durch diese Kraft, durch seine Redlichkeit war er der besten Ehren werth, doch wurden sie ihm nicht zu Theil. Das Unglück verfolgte ihn. Seine Vermögensumstände wurden wankend. Mehr noch, es starb ihm seine geliebte Gattin, oder ein theures Kind; mit der geliebten Leiche wurden alle seine Ansprüche auf Lebensfreuden begraben. Der Gedanke des Todes, der schreckende Anblick von der Nichtigkeit alles Irdischen brachte ihn von allen ehrsüchtigen Wünschen zurück. Er wollte nur gut sein, nicht groß und angesehen. Kalt gegen das, was ihn sonst entzückte, suchte er keinen äussern Werth, nur innern. Eben dieser, und die damit verknüpfte Bescheidenheit, Güte und Dienstfertigkeit machten ihn zur Liebe Aller. Darum sprechen alle Stimmen laut für ihn. Er wird aus der Dunkelheit emporgehoben, von Ehre zu Ehre geführt. Er sieht plötzlich alle seine Verhältnisse glänzend verwandelt. Er steht unter

den Großen selbst ein Großer seines Landes. Ihm schmeichelt sein Glück. Der ehemalige Hang zur Ehrbegier findet sich übermäßig genährt. Mit Stolz blickt er auf die Tiefe nieder, aus der er emporstieg. Man schmeichelt seinen Verdiensten; er findet in den Stimmen der Schmeichler nur Wahrheit und wer nicht zu ihnen gehören will, erscheint ihm als Neider und Gegner, der seinem Werth keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er wird herrischer, gebieterischer, übermüthiger, gewaltthätiger. Es drückt ihn, Seinesgleichen haben zu müssen. Sein Hochmuth stößt zurück; seine Aufgeblasenheit macht ihn zum Gegenstande heimlichen Spottes und Gelächters. Seine Freunde erkalten. Er wird von verstellten Feinden umringt. Unruhe ist sein Loos. Seine Fehltritte werden gezählt. Leidenschaftlichkeit, die ihn quält, mehrt die Zahl derselben. Das Maß wird voll. Verachtet und gehaßt stürzt er von der Höhe in wohlverdiente Schmach. Er war nicht mehr stark genug, sein Glück zu tragen. Im Unglück hat er sein rechtes Glück gefunden.

Wie viel Helden, wie viel Könige waren preiswürdig, so langen im Kampf mit dem widrigen Geschick standen! Wie war ihre Seelengröße, ihre Todesverachtung rührend in der Gefahr, ihre Freudigkeit bewundernswürdig im Augenblick größter Noth, die das Schicksal selbst zu besiegen und das Glück zu zwingen schien ihnen zu gehorchen. Ihre Großmuth gegen den Feind, ihre Menschlichkeit gegen den Ueberwundenen gewann ihnen das Herz

ganzer Nationen. Und das Glück krönte ihre Anstrengungen, und führte sie von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph. Da verschwand die alte Mäßigung. Das gewaltige Schwert ward ihr eiserner Zepter, die bescheidene Selbstvertheidigung ward Eroberungssucht, die Standhaftigkeit gegen Feinde ward Rache. Sie, die so Vieles bezwungen, glaubten sich unüberwindlich, die Welt ihnen preisgegeben. Sie wurden Weltverheerer, und wollten Göttern gleich stehen, da sie, spielend mit Glück und Leben von Millionen Menschen, sich schämten, Menschen zu sein. Aber der Fluch der Welt stieg zürnend gegen sie auf, und vernichtete sie. Der ewige Ruhm, nach dem sie geizten, verkehrte sich in ihre ewige Schmach. Im Unglück waren sie groß gewesen, Helden und Weise; das Unglück ward ihr Glück. Aber ihrem Glück waren diese Elenden und Schwächlinge nicht gewachsen; da wurden sie zu Verbrechern und Thoren, da Unglückliche!

Mit Unrecht wird gesagt, daß Leiden und Widerwärtigkeiten den Werth des Menschen am besten bewähren. Nein, das G l ü c k i s t d e r ä c h t e P r ü f s t e i n d e s W e r t h e s o d e r U n w e r t h e s d e s M e n s c h e n. Darum sollen wir die Tage der Noth und Trauer als wahrhafte Wohlthaten aus Gottes Hand empfangen. Wer in ihnen verzweifelt, ist wahrlich besserer Zeiten nicht würdig. Wer nicht stark genug ist, ein großes Uebel zu tragen, wie will er stark genug sein zu großem Glück? — So wollen wir in unsern Widerwärtigkeiten und bei

den schmerzlichen Verlusten dankbar die Liebe Gottes ehren, und mit Paulus sagen: Wir rühmen uns auch der Trübsale!

Schwere Schicksale, die uns betreffen, setzen uns eigentlich erst in das wahre Verhältniß, welches wir zu dieser Welt haben sollen; lehren uns eigentlich erst die Dinge richtig schätzen, an denen wir das innigste Wohlgefallen haben. — So lange wir in ungestörter Ruhe harmlos dahinlebten, war unsere Vorstellung von dem Leben ein sinnlich angenehmer, aber falscher, betrügerischer Traum. Dieser Traum mußte uns entrissen werden. Denn wir sind nicht bloß sinnliche thierische Geschöpfe; wir haben eine höhere Bestimmung. Das Thier weiß nichts vom Tode, aber wir sehen den unserigen voraus, und wissen, daß wir für das Ewige erkohren sind. Wir sind nicht Leiber, sondern haben Leiber. Wir sollen daher, als Geister, uns selber leben, und nicht dem sinnlichen Leibe, nicht dem Irdischen allein, das ihm wohlthut.

Das herbe Schicksal gab unserm Geiste große Lehren. Wehe uns, wenn wir sie vergessen könnten! Wir bereiten uns in diesem Leichtsinn noch herbere Schicksale vor. Wir sollen endlich einmal vom tiefen Irrthum genesen, von jener Seelenkrankheit, in welcher wir den bloßen Schein für das Wesentliche, das Vergängliche für das Bleibende, ein bloßes Mittel für den Zweck, und behagliches irdisches Sein für die letzte Bestimmung halten, derentwillen wir erschaffen worden sind.

Der du mit weinenden Augen sprichst: „Ach, wäre mir jener Traum geblieben, ich war ja selig in ihm! Hätte ich den schönen Irrthum immerdar behalten, er war mein Himmel, und mir erquickender, als der schreckliche Anblick der Wahrheit!„ — der du so sprichst, du warst unter deiner Würde im Schlamme der Thierheit versunken. Du kanntest dich selber nicht mehr. Gott liebte dich. Es gibt höhere Genüsse, als die du kanntest; aber du bist ohne Gefühl und Sinn für sie geworden. Gott ruft dich zu bessern Seligkeiten, du zur Unsterblichkeit auserwählter Geist! Aber deine Sinnlichkeit blutet. Möge sie bluten und verbluten. Du wirst einst diesen Schmerz belächeln, wie der reifere Jüngling und Mann die ehemaligen Ursachen seiner kindischen Thränen belächelt. Du wirst einst, durchdrungen von der Gewalt der Wahrheit, wie Paulus aussprechen: Wir rühmen uns auch der Trübsale!

Das Unglück erst stellt uns gegen die Welt in das rechte Verhältniß und lehrt uns, was sie werth ist. Erst wer den größten Theil seines Vermögens durch Feuersbrunst, Wassersnoth oder Kriegsgefahr verlor, oder durch Fahrlässigkeit und Betrug um das Seinige kam, weiß es, wie wenig auf Reichthum und Wohlstand zu bauen ist; weiß es, wie Unrecht man thut, sein Herz an den Besitz irdischer Güter zu hängen, von ihnen sein ganzes Glück zu erwarten. Der Menschengeist ist Geist, er soll unabhängig sein vom Irdischen, und sein Glück unabhängig von Allem machen, was so hin-

fällig und unveränderlich ist. Wer nicht, auch wenn ihm alles geraubt wird, was er mühsam und rechtschaffen erworben, bei diesen Verlusten frohen Muthes sein kann; wer nicht, nachdem er Seidengewänder getragen, auch den groben Linnenkittel lächelnd anziehen kann; wer nicht mit Demuth in hohen Würden, mit edelm Stolz in der tiefsten Niedrigkeit leben kann; wer nicht mit Gelassenheit den Bettelstab ergreifen, die höhnenden Urtheile des großen Haufens gleichgültig über sich hingehen lassen kann: in dessen Herz ist nicht Alles gut und rein. Er hat die Größe des wahren Christen nicht. Großes Unglück muß ihn läutern und groß machen. Er gehört noch zu den Versunkenen. Christ möchte er wohl sein, aber dabei in schlaffer Trägheit und Weichlichkeit hinleben. Ein Geist, der Ewigkeit gewidmet, möchte er wohl sein, aber dabei auch Thier mit aller irdischen Behaglichkeit. Darum reißt ihn die eiserne Hand des Schicksals vom Vergänglichen ab, hindeutend auf das Unvergängliche. Mag die Sinnlichkeit bluten; sie muß, verbluten wenn der Geist triumphiren soll.

Erst wer von Menschen betrogen, von Verwandten verstoßen, von Freunden hintergangen ward; erst der, dem Eide und Schwüre gebrochen, Versprechungen geläugnet wurden, weiß es, was auf Menschenwort zu bauen ist, und wie man sich auf Freundschaften verlassen kann. Sein Schicksal warnte ihn. Selbst Liebe und Freundschaft beglücken auf Erden nicht dauerhaft. Ein tugendvolles, göttlich gesinntes Gemüth allein gewährt,

unabhängig von äussern Umständen, dauerhafte Ruhe und Seligkeit. Man soll nicht tugendhaft sein, um Menschengunst zu gewinnen; man soll redlich, großmüthig, uneigennützig, wahrhaft, treu, dienstfertig und gemeinnützig sein, weil man reiner Geist sein soll, würdig seines Daseins und der göttlichen Liebe.

Wenn du dich für deinen Fürsten, für dein Volk, für deine Gemeinde, für deine Familie, für deinen Freund aufgeopfert hast, und sie deine Verdienste vergessen, und sie dir mit schändlichem Undank vergelten: warum kränkt es dich und raubt es dir die Ruhe nnd allen Glauben an die Tugend? — Freund, du selbst warst nicht tugendhaft, deine Aufopferung war nicht edelmüthig. Du hofftest auch Dank dafür, und daß man dir mehr leisten könnte, als du vielleicht selbst geleistet hast. Du handeltest aus Ehrgeiz. Du hattest Gott nicht in deiner Brust; er lag für dich in eiteln Dingen. Das Schicksal lehrte dich weiser sein, und das Gute thun, ohne Rücksicht auf menschliche Anerkennung desselben. Dein Selbstbewußtsein und die Liebe deines Vaters im Himmel müssen dir genügen; nichts Anderes kann es. Wehe dir, wenn dein Leichtsinn die Warnung vergißt: du wirst noch schwerer geprüft werden!

Erst wer über dem Leichnam eines geliebten Vaters, einer zärtlichen Mutter geweint hat: erst wer jammernd über dem Sarge eines Gatten, einer Gattin, eines treuen Freundes, einer treuen Freundinn lag; erst wer am Sterbebette eines

Bruders, einer Schwester jammerte; erst wer ein heißgeliebtes Kind zu Grabe tragen sah, — der weiß es, und mit blutendem Herzen hat er gelernt: auch die heiligsten der Freuden gehen unter. Hänge dein Herz an nichts zu fest, was unterm Monde lebt! Es bleibt dir nicht. Diese Wange, die jetzt noch blüht, dies Auge, das dir noch lächelt, sind erkohren, Staub zu sein. Die theuern Lippen, die du heute noch küssen darfst, werden einst erblassen und verstummen. Aber dahinter das Geistige ist dein, ist dir ewiglich vermählt und verwandt. Von ihm wirst du nicht getrennt, auch in der Todesstunde nicht.

Warum weinest du über den Hügeln der Todten? Hast du den Staub geliebt, den sie mit Erde bedeckten? Schmerzlich weckte dich das Schicksal vom Traume auf, der dich nur allzusüß getäuscht hat. Blicke empor in die Himmel, dein Geliebtes lebt noch, kann nicht sterben, kann nicht aufhören, die erste seiner Tugenden, die Liebe zu verlieren. Göttlichen Ursprungs kehrte es zurück zu Gott, und lebt und liebt, unveränderlich, wie Gott!

O beruhigender, seelentröstlicher Gedanke! in ihm verklärt sich das ganze Weltall! Schmerzlich mag die Lehre des Schicksals sein, an nichts in dieser Welt sein ganzes Herz zu hängen — immer Gott, Ewigkeit und Tugend vor Augen zu haben. Aber doch erhebt diese Lehre den Geist. Wir stehen in ihr gleichsam der Gottheit näher. Auch wenn wir in der Fülle des Schmerzes Blut weinen möchten, empfinden wir Gottes Liebe zu uns,

wie er uns Irdischversunkene an sich emporzieht, und — wir rühmen uns auch der Trübsale!

Denn die schweren Schicksale, welche uns betreffen, geben uns erst die rechte Spannkraft und Stärke, und das Gefühl unserer ursprünglichen Hoheit. Im weichen Arm der Sinnlichkeit verliert sich das. Wir kennen die Tugend wohl, aber sind zu bequem, sie zu üben. Was wir thun, geschieht mehr oder minder mit kleinlichen Nebensachen auf allerlei Vortheil. Aber das Schicksal kommt dann, und bricht die Sklavenkette, mit der wir an das Irdische gefesselt sind, daß wir nur demselben allein anhingen und dienten. Das Schicksal macht uns frei, und führt uns in den rechten großen Gottesdienst zurück. Wohl büßt der Leib ein, aber der Geist in uns wird trotzig und gewaltig gegen den Sturm des Lebens, und stolz gegen die schnöden, trüglichen Anmuthigkeiten der Welt und ihres Spieles. Er sucht seinen Himmel nicht mehr im Staube, sondern über den Sternen; und findet seinen Werth nicht mehr in der Menge des Vergänglichen, das er hat, sondern in dem Kräftigen, Unabhängigen, Gottähnlichen, was er ist.

Das aber will Gott, auf daß wir, geschreckt durch die Unzuverläßigkeit dessen, was wir auf Erden Glück und Lust nennen, uns stolz davon hinwegwenden, und zu ihm Zuflucht nehmen. Darum hat auch jeder Mensch ohne Ausnahme seine Leiden; und er muß solche haben, weil ihn sein Gott

lieb hat. Es kann nicht anders sein. Darum weinen die Königinnen Thränen, wie die Bettlerinnen, und oft mehr als diese; und die Könige erseufzen unter Widerwärtigkeiten und Aengsten oft mehr, denn ihre geringsten Knechte. Denn Fürst sein, und Befehlshaber sein, reich sein, berühmt sein, Schönheit oder Freunde haben — das Alles ist wenig. Es ist ein Traum, ein Augenblick, ein Nichts. Aber sich selber haben, und Frieden in Gott, das ist Alles; das ist Geisteserwachen, das ist Ewigkeit.

Wer trauert? wer zagt? wessen Herz ist um Trost noch bange?

Nun, auch ich rühme mich meiner Trübsale! — Sie sind die heiligen, warnenden Engel, die Du, mein Gott, aussendest, die Irrenden und Verlornen zu Dir zurückzurufen. Sie kommen, mich vom Irdischen zu entstricken, worin mein Geist verwikkelt und gefangen liegt. — Und ich will das Wort dieser Deiner Boten, die Du mir sendest, verstehen lernen. An der Größe meiner Schmerzen über irdischen Verlust werde ich erkennen, wie tief ich in Sinnlichkeit hinabgesunken, von meiner ursprünglichen Hoheit abgewichen, von Dir, mein Gott, entfernt bin. Und mögen doch meine Wunden brennen und bluten, und meine Augen in Thränen zerfliessen: dennoch, dennoch, Herr, mein Gott, Erbarmer, ewiger Freund meiner Seele, dennoch will ich Dich und Deine Liebe preisen und mich auch der Trübsal rühmen. Amen.

XII.

Beruhigung in schweren Stunden.

Jesaias 38, 17.

Wer gibt gebeugten, bangen Sündern
Vertrau'n und Hoffnung? Wer beglückt,
Wer machet sie zu Gottes Kindern,
Der, wie ein Vater, sie erquickt?
Wer saget ihnen Frieden zu?
O Geist des Herren, das bist Du!

Wenn sie, beschwert von ihren Sünden,
Fast sinken; Ruh' und Hoffnung nicht
In sich und ihren Werken finden,
Ver Furcht vor Zukunft und Gericht:
Dann eilst Du her, Du nimmst Dich dann
Des reuevollen Büßers an.

Dein Wort erschallet: ihr sollt leben!
Gerecht und gnädig ist zugleich
Der Richter, Gott! Er will vergeben,
Denn Jesus Christus starb für euch.
Glaubt fest an ihn und habet Muth!
Ihr seid gereinigt durch sein Blut.

„Wenn meine Hoffnungen alle dahin sterben und meine Freuden ausgehen; wenn ich nicht Ruhe mehr in mir selbst finde und das Leiden überhand nimmt — soll ich verzweifeln, o du Gott meines Lebens? — Wer soll mir dann helfen, wenn Du

nicht hilfst? — Bin ich nicht auch Dein Geschöpf, das Du zur Seligkeit schufst? Hast Du nicht meine Tage gezählt, ehe ich war, und das Maß meiner Kräfte schon berechnet, ehe Du es mir anvertrauet hast? — Warum, o du Erbarmer aller Kreaturen, warum soll ich unterliegen in meiner Angst und Noth? O, mein Gott, mein Gott, warum willst Du mich verlassen?"

So rief ich oft in meiner Trübsal zu Dir, Vater aller Lebendigen, denn Du hattest auch mir gesprochen das lebendige Wort: Rufe mich an in der Noth. So flehe ich auch heute zu Dir: Sei Du mein Retter, mein Beschirmer, mein Gott! Es kann kein Anderer mir helfen, als Du allein, allmächtiger Gebieter der Schicksale. Sei mein und der Meinigen Hort und Heil. Laß meine Seele nicht in Jammer und Furcht verschmachten. Du kannst mir beistehen. O wie oft schon warst Du in den traurigsten Zeiten mein Beistand, mein Erretter!

Siehe, um Trost war mir sehr bange. O wie oft! Ich schmeckte die Bitterkeiten des Lebens schon in vollem Maße. Es gab mehr als einen Tag, da ich um meine Erhaltung bekümmert war. Sorgen um meine geringen Glücksumstände drückten mich zu Boden. Aus einer Verlegenheit ging ich in eine andere und größere über. Ich sah nicht mehr ein, wie mir Rath schaffen. Ich durfte meine Lage Keinem offenbaren, ach, um nicht die Achtung und das Zutrauen der Menschen zu verlieren. Ich mußte oft, während mein Herz in Bangigkeit

verging, mich heiterer stellen, um meinen Schmerz Andern zu verbergen, und denen nicht den Muth zu rauben, die um mich waren. O, wie bittere Augenblicke meines Lebens waren es, wenn Schmach und Schande mich zu bedecken drohten; wenn ich das Hohnlächeln und den Triumph meiner Feinde voraussah; wenn sich alle entschuldigten, die ich zitternd um Beistand ansprach; die mich bedauerten, wenn ich ihnen meine Noth entdeckte, aber die Achsel zuckten, weil sie mir nicht helfen mochten. Ich glaubte des Lebens nie wieder froh werden zu können. Ich sah kein Heil als im Grabe. — Und doch war ich nicht ganz verlassen, denn Du, mein Gott, hattest mich nicht verlassen. Du lenktest die Umstände wieder zu meinem Vortheil, und durch sie die Herzen der Menschen. Ich war gerettet, ehe ich es glaubte, und die Freude lachte mich an, als ich ihr auf immer Lebewohl gesagt hatte. Wer sich auf Dich verläßt, ist nie verlassen.

Siehe, um Trost war mir so bange. — Als ich, was ich auf Erden so herzlich liebte, hoffnungslos die Beute des Todes werden sah — wie war um Trost mir so bange! Ich stand einsam. Mit der heißgeliebten Seele, die für mich aus dieser Erdenwelt verschwand, verschwand mir auch der schönste Theil meines Glücks. Was mir blieb, war viel; aber doch alle Glückseligkeit meines Gemüthes hatte ein Ende. Es war nicht mehr das vorige, das schöne Ganze. Die Natur hatte für mich ihren Glanz verloren, und alle Lust des Lebens stand in trüber Ferne. Wie heftig, innig flehte unter Seuf-

zern und Thränen mein liebendes blutendes Herz zu Dir! – ach, nicht mein Wille geschah, sondern, allgewaltiger Gott, der Deinige. Und als nun die schwarze Botschaft des Todes mich traf, und ich nun meines Daseins Zusammenhang und schönste Hoffnung zerrissen sah — sah den geliebten Leichnam erblaßt und kalt unter meinen Thränen; die theuern Augen, welche mich sonst so gern und zärtlich anlächelten, auf ewig geschlossen; die Lippen, die mich einst so liebevoll nannten, auf ewig verstummt — — o, mein Gott, vergib, wenn ich einen Augenblick lang an Deiner Liebe, an Deiner um das Kleinste besorgten Vorsehung zweifelte! Kaum konnte ich anders in der Fülle meines Schmerzes. Ich war ja von Erde und Himmel verlassen; meine inbrünstigen Gebete stiegen ja unerhört zu Deinem Thron empor; ich sah ja nicht in die Zukunft, und war ja nicht fähig zu erkennen, wie der allzufrühe Tod meines Lieblings eben so sehr sein Glück sei, als meinem eigenen Glücke vielleicht zuträglich. – Ich mußte meinen Jammer ausweinen; nur das blieb mir, da ich nicht gegen die Gewalt meiner Verhängnisse mein Bestes retten konnte! – Vater, auch noch gegenwärtig erneuert sich mein Schmerz um das Verlorne. Könnte ich es denn je vergessen? Könnte denn meine Liebe jemals verlöschen, und meine Sehnsucht nach dem Wiederfinden der ewig geliebten, verklärten Seele, die Du von mir nahmst? Nein, aber doch bete ich verehrend Deine Weisheit an. Ich murre nicht. Ich fühle es, Du hast mir selbst durch diesen Ver-

last wohlgethan. Du lehrtest mich das Vergängliche alles Erdenglücks furchtbar lebhaft erkennen. Du mahntest mich durch Entreissung des geliebten, treuen Herzens an das, was dort oben ist; an die Geheimnisse, an die Verheißungen der Ewigkeit; an die Pflichten, die sie von meinem unsterblichen Geiste fordert, wenn er ihrer würdig sein will; an die Hoffnungen, welche sie ihm gibt, wenn er ihrer werth ist. O, Vater, und auch der Jammer meines Gemüthes ward endlich ruhiger; meine Klagen tönten leiser; die Welt hienieden ward mir immer freundlicher; aber meine Sehnsucht und Liebe sterben nicht.

Siehe, um Trost war mir sehr bange! — Ach, am bängsten in jenen Tagen meines Lebens, wenn ich vom Gefühl meiner Verderbtheit ergriffen, Gott, du Gerechter, du Richter der Gewissen, an Deiner Gnade verzweifelte! Am bängsten in jenen Tagen, da die Schuld meiner Thaten mich niederdrückte mit Zentnerschwere; da ich die strafenden Folgen meiner Vergehungen tragen mußte, und ich wider mich selbst wüthete. Wie konnte ich, o Weltrichter, hoffen, daß Du mir meine zahllosen Sünden vergeben werdest, da ich selbst sie mir nicht verzeihen mochte? Wie konnte ich hoffen, daß mein Gebet von Dir gehört würde, da ich, o du Langmüthiger, Deiner Langmuth so schändlich durch Beharrlichkeit in meinen schlechten Neigungen gestattet? — Ich lag in tiefer Schwermuth. Meine Tage waren ohne Heiterkeit, meine Nächte ohne Ruhe. Ich sah mich von meinen La-

stern umstrickt, ob ich sie gleich verfluchte, und eilte durch immer neue Versündigungen dem ewigen Verderben zu, ob ich gleich nach Vergebung seufzte. Vor mir standen die Todespforten offen — ich sah die Schrecken des Gerichts — und doch ward ich nicht besser. Ich war nicht würdig aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir erwiesen. Und doch ermüdete Deine Langmuth nicht. Du gabst mir neue Frist zur Besserung. Ich hörte sie wieder, die Stimme meines Jesus, meines Hirten. Mit der Erkenntniß meiner Fehler erschien die bittere, aufrichtige Reue; mit der Reue die Sinnesänderung. Ich kämpfte muthiger gegen meine lasterhaften Verhältnisse, gegen meine innere und äussere Ungerechtigkeit; ich betete inbrünstiger zu Dir. Um Trost war mir sehr bange.

Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, du freundlicher, ewig liebender Vater, Du allein auch nur konntest es. Denn Dein ist die Macht über die Welt des Staubes und der Geister. Was vermochte des Arztes Hilfe, und die Kraft seiner Arzneien, wenn ich da lag auf dem Schmerzenlager; und meine Gebeine waren wie zermalmt, und meine Besinnung erlosch? Nur Dein Wille belebte meine aussterbenden Kräfte wieder; hatte ich genug gelitten, dann erschien Dein Trost. — Du nur konntest Dich meiner annehmen, denn welcher Sterbliche war Gebieter der Umstände, daß sie sich zu meinem Troste zusammenpaaren mußten, und gebieten der finstern Zukunft, daß sie nur helle

Tage senden mußte? — Du nur wolltest Dich meiner erbarmen, denn die Menschen traten, als ich in Nöthen war, so oft selbstsüchtig zurück, und dachten nur an ihr eigenes Wohlsein! Ein Geringes, mit dem sie mir hätten helfen können, weigerten sie mir, um es zehnfach in ihren Lustbarkeiten zu verschwenden. Sie wandten sich lieber zu den Fröhlichen und mochten meine Thränen nicht sehen. Sie wollten lieber dem Freude bringen, der sie erwiedern könnte; aber des Hilflosen vergaßen sie. Du nur wußtest mich am besten aus dem Elende zu ziehen; Du kanntest die rechte Zeit und Stunde, Du das wirksamste Mittel zu meiner Erlösung vom Uebel. Wie Unrecht hatte ich, da ich verzweifelte, als mancher gute Rath, den treue Freunde gaben, eitel war; als manche Hilfe, die mir gebracht ward, mein Leiden nicht enden konnte. Nun hielt ich mich für verloren: doch Deiner Vaterliebe war ich noch immer unverloren. Was menschlicher Witz nicht erfinden konnte, das gewährtest Du im zweckmäßigen Augenblicke reichlich, und ich war gerettet.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, herzlich, nicht nur oberflächlich, sondern von Grund aus helfend, hast Du Dich, o wie manchmal, an mir bewiesen. Wenn ich es selbst zuweilen nicht für möglich hielt, daß ich jemals wieder ganz ungetrübte Tage erleben könne — so machtest Du es doch, o erbarmensreicher, wunderbarer Helfer aus allen Nöthen, möglich. Auch der letzte Schatten des Uebels, das mich ängstigte, mußte

zuletzt verschwinden. Denn Du hattest dich meiner Seele herzlich angenommen. So hilft ein guter Vater seinen Kindern. Er läßt es nicht bei einem bloßen Theil der Hilfe, bei einer augenblicklichen Beruhigung bewenden. Er will dem Uebel auf immer wehren. Darum greift er tief ein, und sucht des Schmerzes erste Ursache auf; er achtet auch nicht darauf, ob das Kind für einige Augenblicke dadurch noch mehr leide, daß er die Wurzeln des Unheils selbst ergreift. Er hilft vom Grunde aus, weil er sich des Kindes, nicht als ein Fremder, sondern als ein Vater annimmt treu und herzlich. So hast Du an mir gethan, mein himmlischer Vater.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen. Du sorgtest um mein Heil und Glück nicht bloß im Allgemeinen, wie etwa auf Erden ein Fürst für das Wohlergehen seines Volkes, wo Tausende verschmachten mögen, weil er sie und ihre besondern Umstände nicht genau genug kennt, und er zufrieden ist, und Andere seine Weisheit rühmen, wenn nur die große Mehrheit des Volks geborgen ist. Nein, Vater im Himmel, Beherrscher von Miriaden Welten, Schöpfer und Versorger von Wesen, deren Zahl und Art kein Sterblicher nur ahnen kann, Du nahmst Dich meiner an, als wäre ich nur allein der auserwählte Gegenstand Deiner Liebe und Fürsorge; als könnte kein Anderer größere Ansprüche auf Deine Huld und Pflege machen; als hättest Du den großen Gang der Schicksale, den ewigen Wechsel der Dinge,

die Bewegungen der menschlichen Gemüther eingerichtet und geleitet, um nur mir zu helfen, um nur mir zu dienen.

Ich ward zwar, wenn mich die Furcht übermannen, der Kummer tödten wollte, zuweilen kleinmüthig, und sprach: Wie sollte Gott meiner gedenken, der ich seiner so selten gedacht habe? Wie sollte er mich noch lieben, den ich durch die Menge meiner Sünden von mir entfernte? — Oder ich ließ mich durch Zweifelsucht verblenden und dachte: Die göttliche Vorsehung wacht wohl über das Weltganze; aber das Einzelne gehe auf oder unter, wie mag sie das bekümmern! Sie streuet zwar Leiden und Freuden aus, aber wen diese treffen, ist nicht ihre Sorge. Der Blitz schlägt in den Palast, wie in die Hütte; der Tod überfällt heute den Reichen, morgen den Armen; hier raubt er der Welt denjenigen, um dessen Leben die edelsten Herzen vergebens flehen, dort schont er die Tage des Bösewichts, der Allen entbehrlich wäre. Gott hat zwar die allgemeinen Verhältnisse angeordnet, wie sie nach ewigen unabänderlichen Gesetzen eintreten müssen, aber den Menschen ist es überlassen, sich darein zu fügen, wie sie mögen und können. Der Wurm wird vom Fuße des Menschen, der Mensch von der gefühllosen Ferse des Schicksals zertreten. — So dachte ich oft in verzweiflungsvoller Kleinmüthigkeit. Aber, o Du, der so herzlich für mich sorgte, wie anders erkannte ich Dich in Deiner liebevollen Hilfe! Da erfuhr ich, daß denen, die Du liebest, alle Dinge, auch die bittersten Unfälle,

zum Besten dienen müssen; daß Du, Herr, an uns denkst, wenn wir uns aller Fürsorge beraubt glauben; daß Du der Ewige, Allwaltende bist, der da spricht: Ich bin der Herr dein Gott, der dich lehret, was nützlich ist, und dich leitet auf dem Wege, den du gehst! (Jes. 48, 17); daß du getreu bist, und uns nicht lässest über Vermögen versuchen, sondern machest, daß die Versuchung solch ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen. Ja, ich habe es in Wahrheit erfahren, daß alle Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß kein Sperling ohne Deinen Willen vom Dache fallen kann.

Herzlich hast Du Dich meiner angenommen. In Allem, was mir begegnete, erkannte ich Dich! — In Allem fand ich die Züge Deiner Liebe sichtbar. Es war nie eine kalte Hilfe, sondern ich empfand gleichsam Deine warme Vaterhand, mit welcher Du mich aus meinem Verderben zu Dir emporziehen wolltest an Dein Vaterherz. Und ob ich gleich in meine Sündlichkeit zurücksank, immer nahmst Du Dich meiner Seele wieder herzlich an.

Du wirfst alle meine Sünde hinter Dich zurück. — O Erbarmer, meine Vergehungen haben Dich noch nicht ermüdet; meine Treulosigkeit hat noch nicht Deine Treue zu mir geschwächt. O, wer bin ich denn, daß Du meiner noch gedenkest? Wie vielmal brachte ich Gelübde meiner Besserung und erfüllte sie nicht! Wie vielmal ward ich nach Stunden meiner tiefsten Reue böser, als ich vorher gewesen! Und doch hoffest Du noch meine Rückkehr zu Dir, und liebst mich

noch heute. Ich verdiene nicht Dein Kind zu heißen; ich verdiene nicht vor Dir zu leben. Meine Schuld war längst so groß, daß ich Deiner Gnade unwürdig war, und unwürdig meiner Erschaffung aus dem Nichts! — Und doch liebst Du mich noch.

Du gabst Deinen heiligen Sohn Jesum Christum in dieses Leben hin, daß er mich durch sein Wort zu Dir leite, mich Verlornen dem Himmel wieder bringe. Unserer Sünden willen ward er das Opfer am Kreuze, auf daß wir durch den Glauben an ihn zu Dir gelangen möchten. Es galt auch mir, da er in Deinem Namen rief: **Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.** Durch seinen Namen sind mir meine Missethaten vergeben. Diesen Namen trage ich; dieses Namens soll ich streben werth zu sein, um Theil zu haben an seinem Reiche und an der Vergebung meiner Sünden. O welche Seligkeit liegt für mich in den Worten: **Das ist ja gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.**

Vater, alle meine Sünden wirfst Du hinter Dich zurück! — **Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in dessen Geist kein Falsch ist. Darum bekenne ich Dir meine Sünde, und verhehle Dir meine Missethat nicht. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretungen beken-**

nen, da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünde. (Ps. 32, 1 — 6.)

Nein, es darf nun Keiner mehr verzweifeln an der Vergebung seiner Sünde, der Jesu Christi Lehre und Glauben fest ergriffen hat und redlich darnach thut. Für den floß des Erlösers Blut.

O, so sei es denn auch für mich geflossen! Reuig, bußfertig und mit dem schmerzlichen Gefühl meines Unwerths, nahe ich mich im Geiste Deinem Thron, und flehe zu Dir empor: Vater, verzeihe mir meine Schuld, und behalte mir nicht meine Missethat! — O Gott, gnädig und barmherzig gegen alle Deine Kreaturen, sei es auch noch heute für mich. Ich will hinfort vor Deinen Augen wandeln, demuthvoll, wohlthätig, versöhnlich, allen meinen Feinden verzeihen, hilfreich, keusch, zu allem Guten schnell, im Geiste Jesu meines Erlösers. — Habe ich nur den Trost, daß Du vergessen kannst, was ich gelebt habe, o so ergreife ich mit neuem Muth den Pilgerstab auf Erden, und kein Leiden soll mich schrecken, denn Du, mein Gott, bist mit mir; wer darf wider mich sein? Wer Dich hat, Gott des unendlichen Weltalls, hat der nicht Alles, auch wenn sein irdisches Habe und Gut zu Staub würde, wenn die Gewalt seiner Feinde ihn in das Elend stürzte, wenn Krankheiten seine Kräfte verzehrten, wenn der Tod von ihm das Geliebteste hinwegrisse? Er verliert ja nur, was ihm nie gehört hat. Aber dem Geiste bleibt das Geistige, das Beste, wenn Du, mein Gott, ihm vergebend und hold bleibest. In Dir

findet er das Köstlichste endlich vollkommener wieder, als er es hienieden genossen.

Mir sind meine Sünden vergeben. Ein entzückendes Gefühl durchdringt mein Herz: denn es ist Dein Wort, welches sagt: Wer seine Sünden erkennt und lässet, der soll Barmherzigkeit erlangen. — So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so bist Du, Allerbarmer, treu und gerecht, daß Du uns die Sünde vergibst; und reinigst uns von aller Untugend. (1 Joh. 1, 8. 9.)

Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr, sprach mein Heiland. Ich will es. Ach Vater, wenn Leichtsinn, Gewohnheit und Leidenschaft mich überraschen — gib mir Kraft und Beistand Deines heiligen Geistes!

Gott ist mir gnädig! — Er will verzeihen. Er hat mir verziehen. Mit freierm Muthe trete ich in das Leben; mit größerer Stärke nehme ich die Leidenbürde auf mich, die er mir zu tragen gegeben hat. Er ist mit mir! ich werde siegen; durch Gerechtigkeit und Heiligkeit meines Wandels vor ihm seiner Gnade sicher, werde ich siegen von nun an.

Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn Du wirfst alle meine Sünden hinter Dich zurück. Amen.

XIII.

Das höchste Gelübde — Weltentsagung.

Galater 5, 24.

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir, o Gott, gefunden,
Die himmlisch entzückt.
O Lust, zu Dir sich zu erheben,
Mit jedem Athem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der göttlich erquickt.

Gott sei denn hoch von mir gepriesen,
Mein Gott, mein Heil, daß Du mich unterwiesen,
Stets selig zu sein.
Dir will ich mich nur einverleiben,
Mich Dir zum Eigenthum verschreiben,
Und ewig treu an Dir verbleiben,
Stets Deiner mich freu'n.

Laß nur nicht zu, daß ich zur Erde
Von Dir hinweg gelocket werde,
Mein Herr und mein Gott!
Hilf stets mir den Betrug der Sünden
Durch den Gedanken überwinden:
Nichts bleibet im Tod.

Ja, es gibt ein Gelübde, ein hohes, ein heiliges, welches die Ehrfurcht aller Edeln verdient, und das nie zu den verwerflichen Gaben gehörte, die

man dem Herrn zu bringen wagte. Dieses Gelübde ward in den ersten Tagen des Christenthums von den heldenmüthigsten Bekennern desselben abgelegt. Dieses Gelübde zu thun ist nicht eine thörichte Versuchung Gottes, oder eine Bestechung seines Willens, sondern die höchste Frucht christlicher Weisheit, in welcher der Sterbliche sich selbst verklärt. In diesem Gelübde liegt, neben dem edelsten Kampf, welchen der Mensch bestehen mag, die gewisseste Seligkeit, als Siegerlohn. — Es ist das Gelübde der Weltentsagung!

Schon oft ist dieses genannt, schon vielfach mißverstanden worden. Christus Jesus forderte diejenigen dazu auf, welche sich zu ihm bekennen und Bürger des Himmelreichs werden wollten; er forderte dazu die Boten Jesu auf, als sie ausgingen, den Völkern das Evangelium zu verkünden. Aber nur Wenige gehorchten der Einladung; Viele, die ihr zu folgen meinten, verloren sich auf Abwegen.

Statt der Welt zu entsagen im Geist, entsagten sie derselben nur mit dem Leibe. Sie flohen in menschenlose Wüsten; trennten sich vom Umgange mit ihren Brüdern, versäumten die heiligsten von Gott gebotenen Pflichten gegen ihren Nächsten; vergaßen über das Beten die nützliche Arbeit zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit; und marterten durch Fasten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art ihren Leib, statt ihre Lüste und Begierden, ihre Leidenschaften zu tödten.

Oder sie stifteten abgesonderte Gesellschaften, die zwar mit der bürgerlichen Welt in Berührung blieben, aber alle andere Christen nicht für so fromme, ächte Christen als sich hielten; Weltmenschen und Weltkinder alle diejenigen nannten, die nicht mit ihnen beteten, seufzten, und fromme Gebräuche, Ausdrücke und Gebetsformeln gemein hatten.

Zwar auch unter allen diesen waren der Edeln und Guten viel, die mit lebendigem Glauben handelten, und ihr Glaube machte ihre Thaten gerecht. Doch solche Weltentsagung forderte Jesus nicht, als er rief: Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn der Erlöser gab das Beispiel der Weltentsagung, während er mitten unter den Menschen wohnte, und an ihren Freuden und Leiden Theil nahm. Solche Weltentsagung forderte Paulus, der Apostel, nicht, als er rief: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. (Gal. 5, 24.) Denn Paulus floh in keine Einöde, marterte seinen Leib nicht, entkräftete ihn nicht durch Fasten und Entbehrungen der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern er verschaffte sich diese durch seiner Hände Arbeit.

Von Gott empfingen wir den Leib, als ein tüchtiges Werkzeug des unsterblichen Geistes, durch welches er zur Ausübung himmlischer Gebote fähig wird. Es ist uns zur Pflicht gemacht worden, für

seine Gesundheit Sorge zu tragen, daß er sei unbefleckt, unzerstört, eine Wohnung des heiligen Geistes.

Von Gott wurden wir in die Welt gesandt, und die Freuden des Lebens gab er uns zu unserer Erquickung. Nicht diese verunreinigen uns, sondern durch die Verdorbenheit unsers Gemüths verunreinigen wir sie. Die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist. (1 Kor. 10, 26.) Aber was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menschen, nicht aber was zum Munde eingeht. (Matth. 15, 11.)

Und was heißt Weltentsagung in Jesu Sinne? — Und wenn wir nicht den Freuden des Erdenlebens abschwören sollen; wenn wir zwar mit den Weinenden weinen, aber auch mit den Fröhlichen froh sein können, ohne uns der Sünde zu fürchten: wie kann denn der Kampf noch schwer und der Siegeslohn so groß sein?

Gern will ich mich der Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes hingeben, da in ihm der höchste Triumph der Wahrheit bestehen soll. Was ist nun die Welt, der ich entsagen muß? Und wo soll ich ihr entsagen?

Die Welt ist alles Irdische, was ich hienieden vermittelst meiner Sinne erkenne und empfinde, Alles, was mir durch die Werkzeuge des Leibes Lust und Schmerz in die Seele bringt.

Dem Weltlichen steht entgegen das Geistliche, oder alles das, was dem Geist allein gehört, als da sind Erkenntniß, Tugend, Unsterb-

lichkeit, Verwandtschaft mit dem Geiste aller Geister. — Das Weltliche ist vergänglich, abwechselnd; das Geistliche ewig, bleibend. Zum Weltlichen gehört der Leib mit allen seinen Reizungen; der Geist gehört einer höhern Welt an, keiner irdischen; er ist Gottes.

Ich bin ein Geist, und als solcher ein Kind Gottes, des Geistervaters. Ich bin ein Geist, und als solcher soll ich mich höher achten, als alles Irdische der Welt. Ich bin ein Geist, darum soll ich bei allen meinen Wünschen und Handlungen weniger den irdischen Vortheil, als den geistigen vor Augen haben; mein Glück nicht in denjenigen Dingen begründen, die zum Staube der Welt gehören, sondern in denjenigen, die göttlich sind und ewig wie die Gottheit, unvergänglich wie der Geist.

Um also zu begreifen, wie ich als ein höheres, im Ewigen wohnendes Wesen der Welt entsagen könne, muß ich mir den Unterschied zwischen Welt und Geist sehr lebhaft machen, und keinen Augenblick vergessen, daß ich Geist nicht zur irdischen Welt gehöre. Diese ist mir, mit Allem, was sie Freudiges und Schmerzliches hat, nur für kurze Zeit vom Schöpfer geliehen worden. Ihre wandelbare Herrlichkeit verschwebt. Und wenn sie von mir abfällt, bleibt der Geist noch, und nur der Geist.

Wenn nun in mir der Unterschied zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Staub und Geist zur vollen Lebendigkeit erwacht ist: dann erst kann

ich nach Weltentsagung ringen, ohne in Irrthum der Schwärmerei zu verfallen.

Die erste Stufe christlicher Weltentsagung ist: Achte alles Geistige, die Tugend, die Weisheit, das Ewige höher, denn jedes Gut, jede Lust, zu deren Genuß du erst vermittelst deiner Sinne gelangst. Achte dich selbst höher, als die Welt! — Gib jedesmal deinen Pflichten den Vorrang vor allen andern Vortheilen; den Spruch deines Gewissens in dem, was sein soll und recht ist, stelle höher, als jedes andere aus der Sinnlichkeit erwachsende Vergnügen; gehorche Gott mehr als Menschen.

Diese Hochachtung der Seele für ihre eigene Würde, für ihre göttliche Abstammung — denn sie ist ein lebendiger Athem Gottes! — für ihre hohe Bestimmung, ist die erste Bedingung, ohne welche keine Weltentsagung in Jesu Sinn möglich ist. Denn ein Geist, welcher sich selbst und seinen Beruf im Weltall noch so wenig erkannt hat, daß er sein veränderliches Kleid, den Leib, höher schätzt, wie mag der der Welt entsagen? Er weiß von seinem eigenen Dasein nichts, sondern er weiß nur, wie das Thier, vom Dasein und Bedürfniß seiner Sinne. Der Kitzel seiner Nerven, die Stillung seines Hungers und Durstes, die Pflege seiner Bequemlichkeiten, die Vermehrung seiner Macht über Menschen und Gut — dies sind die Hauptzwecke seines Lebens. Es sind die Zwecke jedes Thieres. Nehmet den Thieren diesen Zweck: so müssen sie aufhören zu leben,

denn sie haben keinen Geist und kein geistiges Ziel. Und soll der Mensch, der ebenfalls nur für Sinnengenuß lebt, ihm entsagen, so würde er seinem Leben selbst entsagen müssen. Denn er kennt kein höheres geistiges Dasein. Er ist nur ein klugeres, schlaueres, mit seltenen Eigenschaften ausgestattetes Thier.

Darum ist nicht Jedermann der Weltentsagung fähig. Nur der Christ, oder, was dasselbe ist, ein Weiser, kann sich zu ihr erheben. Der Thiermensch, oder, wie ihn die heilige Schrift nennt, der Fleischlich-Gesinnte, stirbt mit seinem Leibe dahin. Das Ziel seines Lebens ist das Grab. (Röm. 8, 6.)

Menschengeist, so lerne dein eigenes Dasein und deinen eigenen Werth kennen, der höher ist, als jede Wollust des Ehrgeizes, des Gaumens, der Habsucht und Ueppigkeit. Du hast deinen Werth aber noch nicht erkannt, so lange du nur Thier bist; so lange dir Bewunderung, Ruhm auf Erden, Schmeicheleien und Ansehn mehr gelten, als das Zeugniß eines frohen Gewissens; so lange du einen Gewinn an Geld und Gut und Aemtern höher stellst, als den Gewinn neuer Tugendvollkommenheit; so lange du deine Pflicht gegen Gott und Menschen über irdischen Vortheilen vergessen kannst.

Die zweite Stufe zur Weltentsagung ist Verachtung alles Irdischen, wo es dem Ueberirdischen, das heißt, dem Göttlichen in uns, den Vorrang nehmen will. Häufig ist im Leben

der Streit der niedrigen Begierden gegen die Pflichten, oder Gottes Gebote in uns. Da ist Empörung der Welt gegen den Geist. Lebensgegenuß ist angenehm, aber Gerechtigkeit ist mehr werth. Ehre steht hoch, aber Tugend soll höher stehen. — Versage dir die Freuden der Welt nicht; auch für dich schuf sie Gott; aber verstoße sie von dir, sobald du sie nur auf Unkosten deiner Seele geniessen kannst. Freuden an sich sind unschuldig, aber die Art, wie du sie nimmst, macht sie schuldig.

Die Erde ist des Herrn und was in ihr ist! — So spricht die heilige Schrift, so die Vernunft. Erst der Mensch entheiligt die Erde durch seine verderblichen Begierden. Die Begierden aber wohnen in ihm, in seiner thierischen Natur.

Verachte deine irdischen Begierden, deinen Zorn und deine Wollust, deinen Ehrdurst und deine Habsucht, deine Schadenfreude und deine neidischen Aufwallungen, sobald sie dein Pflichtgefühl betrüben wollen. Du, o Geist, o Gottesathem, sollst über sie, nicht sie sollen über dich herrschen! Denn wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. (Röm. 8, 13.) Dies ist Weltentsagung.

Die dritte Stufe zur Weltentsagung, die vollendende, endlich ist: Mache dich unabhängig von Allem, was die Vergänglichkeit Schmeichelhaftes und Fesselndes hat. Binde dich

les von Allem, was dich irdisch fest umschlungen hält, so daß du jeden Augenblick Alles, was dir das Liebste und Theuerste zu sein scheint, entbehren kannst, ohne darüber deine innere Zufriedenheit, dein stilles Glück einzubüßen. Dies ist die wahrhafte, vollendete Weltentsagung; dies ist das wahre Leben und Ruhen in Gott. Der ist Gottes, der wohnt auf Erden schon im Ewigen, welcher auf Erden Alles mit Gelassenheit verlieren kann, nur nicht seine Tugend.

Die Weltentsagung fordert von dir nicht, daß du dich aller zeitlichen Sorgen entschlagest; daß du dich weder um deine eigene, noch um die Erhaltung deiner Kinder bekümmerst. Es wird nicht gefordert, daß du deine Güter weggebest, und dich freiwilliger Armuth weihest; daß dir die Gesundheit, die Ernährung, der gute Name der Deinigen gleichgültig sei. — Nimmermehr! Dies wäre nicht Lossagung von der Welt, sondern Lossagung von deinen heiligsten Pflichten, die Gottes durch Jesum geoffenbarter Wille dir gebot.

Aber die Sorge für das Zeitliche wachse nie über deine höhern Pflichten hinaus; reize dich nie zu einer auch noch so geringen Ungerechtigkeit. Das Wohlgefallen an Ehre und Gut werde nie in dir lebhafter, als das Wohlgefallen an denjenigen Tugenden, durch welche du deine Verwandten, deine Mitbürger beglücken kannst. Vielmehr gewöhne dich und die Deinigen, in der einfachsten Lebensart mit dem Allerwenigsten zufrieden zu

sein, um desto mehr Mittel für Anderer Wohl zu haben. Setze keinen andern Werth auf Ehre und Gut. Laß dich durch diese nicht fesseln. Denke dich oft und täglich in die Lage hinein, daß du verloren hättest, was du besitzest. Wie würde dir dann zu Muthe sein? Wäre dann dein Lebensglück vernichtet? — Durch diese Vorstellung prüfe dein Inneres, und du wirst fühlen, ob die Welt noch zu starke Fesseln für dich hat. Und hat sie: lerne den niedrigen Werth der vergänglichen Dinge erkennen. Gewöhne dich an den Gedanken, Alles verlieren, Bettler und ehrlos werden zu können, und doch noch Achtung für dich selbst, und dadurch ein unzerstörbares Gut in deiner Brust zu fühlen. Ist dies: so gehörst du Gott, der Ewigkeit, dir; nicht der Welt! Und wer nicht der Welt gehört, der hat ihr entsagt.

Weltentsagung fordert nicht, daß du dich in die Einsamkeit, fern von den Menschen, zurückziehest. Nimmermehr! Du sollst vielmehr wie Jesus unter Deinen Miterschaffenen leben, wirken, nützen. Sei hilfreich, wahrhaft, gern verzeihend, wohlthuend unter ihnen — aber laß dich nicht durch die Vorurtheile oder Annehmlichkeiten des geselligen Lebens fesseln. Liebe alle Menschen, diene allen; aber höher als Alles achte deine eigene Unabhängigkeit. Kein Sterblicher habe jemals so viel Einfluß auf dich, daß er dich zu einer Ungerechtigkeit verführe, zu einem Zorne reize, zu einer unerlaubten Lust locke. Du, Unsterblicher, sollst erhaben durch den Haufen der Irdisch-Ge-

sinnten hingehen, wie Jesus. Ihre Leidenschaften sollen dich nicht anfechten; ihre Laster und Schwachheiten nur dein Mitleiden erregen; ihre Thorheit nie deine Nachahmung aufwecken. Und wenn irgend eine deiner Begierden zu laut wird, denke dann: wenn ich sterbe, und auf diese Minute zurücksehe, werde ich nicht verächtlich mich selber bemitleiden müssen? Warum so viel Gram und Sorge um das Vergängliche? Ist es der Mühe werth? Was habe ich zuletzt davon? Wer Alles, auch äussere Ehrenbezeugungen der Menschen, nur nicht sein Hochgefühl der Tugend entbehren kann, der steht erhaben über die Welt. Er gehört ihr nicht. Er kann ihr geben; sie kann ihm aber nichts geben, das er nicht gleichgültig zurückweisen könnte.

Weltentsagung fordert von dir nicht Gefühllosigkeit gegen Freunde, gegen Aeltern, Gatten, Kinder. — Du sollst sie lieben. Liebe ist die süßeste der Erdenfreuden. Aber hänge nicht zu sehr, zu innig an ihnen. Immer behaupte selbst auch gegen sie die Unabhängigkeit und Ruhe der Seele. Und nicht ihre Körper, ihre Geister müssen dir theuer sein; diese bleiben dir, jener ist nach wenig Jahren unfehlbar Staub und Asche. Gewohne dich, an ihren Verlust zu denken, — denn früh oder spät erfolgt er gewiß! Versetze dich oft im Geist in die Lage, der Tod habe dir deine Lieblinge einen um den andern geraubt. Und wenn du nun da einsam ständest in der Welt, verwittwet und verwaiset — wohl, dein Herz möchte

bluten! Aber wärst du dann unglücklich? Erhöbe dich dann der Gedanke nicht über den schwersten Schmerz, der Gedanke: wir sind nicht getrennt! Gott ist Gott, groß seine Liebe, groß sein Vaterhaus, in welchem wir beisammen wohnen! Wer seine Geliebten schon hier mit der Aussicht auf die Ewigkeit liebt, daß wir dort eigentlich auf immer beisammen wohnen, nicht hier, wo nur die erste Vereinigung gegründet ward; wer nur für die Ewigkeit liebt, und daher nur mit edler Gelassenheit seines eigenen oder des Todes seiner Geliebten denken kann: über den hat nur das Ewige, Wahrhafte und Göttliche, nicht das verschwindende Irdische, Macht; der hat der Welt entsagt.

Gott, diese Weltentsagung, dies höchste Gelübde, bin ich stark und weise genug, es zu erhalten, und Dir geloben zu können? O wie glücklich, könnte ich dies! Dann hätte ja die ganze Welt keine Gewalt an mir; dann stände ich frei und unerschrocken gegen alle Uebel des Lebens ein; nein, dann läge für mich im Schooße der Zukunft kein Unglück mehr. Ich würde von Tage zu Tage sündenloser, ruhiger, beseligter! Ich wandelte dann durch die Welt wie Einer, den Du, o Gott, gesandt hast, Wohlsein und Glück hienieden zu verbreiten eine kurze Zeit lang, um nachher wieder noch verklärter zu noch größern und ewigen Wonnen hinberufen zu werden. Erst dann, Vater im Himmel, wäre ich dein wahres Kind; erst dann, o Jesus, Messias, ich Dein Jünger! — —

O Jesus, hilf, meine Sehnsucht ruft, mein Geist strebt zu Dir empor! Stärke mich durch Deines Geistes Macht! Herr, laß wohl gelingen! Amen.

XIV.

Weltverbrüderung.

Ephes. 2, 17. 18.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Und geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet.
Warum denn noch Trennung hier,
Wie's dem Wahn gefalle:
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater Alle.

Einen Vater, unsern Gott,
Der uns Alle liebet;
Der uns täglich Trank und Brod,
Kraft und Freude giebet;
Dessen stete Gütigkeit
Fürsten auf den Thronen,
Und auch Arme gern erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Menschen, wie und wo sie sind,
Alle seid ihr Brüder,
Und Gott sieht, wie auf sein Kind,
Auch auf Jeden nieder.

O, wie könnt' ich ihn mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in meiner Brust
Brudersinn entbrennen!

Es ergoß sich einst die Macht Gottes über die kleine Schaar der Verehrer Jesu. – Vom heiligen Geiste beseelt predigten sie dem erstaunten Jerusalem That und Lehre des Gekreuzigten. Sie sprachen mit siegender Beredsamkeit wundervoll zu allerlei Volk. Sie sprachen zu allen jüdischen Glaubensparteien und wurden gehört, und Tausende der Besserbelehrten bekannten sich zu dem Glauben an den Gottmenschen. Sie sprachen endlich zu den Heiden, und wurden gehört, und Tausende derselben lernten in Jesu Geist zu Gott beten.

Der Grund zur großen Weltverbrüderung ward gelegt, welche der Messias beabsichtigt hatte, seit er gelehrt, wie nur ein einziger Gott sei, zu welchem alle Sterblichen Abba, Vater im Himmel! rufen dürfen; — seit er gelehrt, daß alle Sterbliche, als Kinder eines ewigen und höchsten Vaters, unter einander verbrüdert seien.

Es ist ein göttlich großer Gedanke, das gesammte Menschengeschlecht, so sehr es auch durch Länder, Meere und Gebirge, oder durch Sprachen und Sitten, oder durch Farbe und Bau ihrer Körper, oder durch Reichthum,

Stand und Kenntnisse getrennt sein mag, in einer Liebe und in einem Glauben zu vereinigen. Und dieser erhabene Gedanke war der Gedanke Jesu Christi! Er wiederholte ihn seinen Jüngern oft; und oft erscholl er wieder von den Lippen der Apostel.

In der That ist auch die Religion Jesu, oder das ächte Christenthum, das fähigste und einzige Mittel zur Vereinigung des ganzen Geschlechts. Keine andere Religion blüht gleichsam so freiwillig aus dem ganzen Wesen des menschlichen Gemüths hervor, wie diese Keine andere entspricht so dem Bedürfnisse des Weisesten, wie des unmündigen Kindes Keine andere ist so unabhängig von den irdischen Verhältnissen aller Länder, Himmelsstriche und bürgerlichen Einrichtungen. Sie ist den Menschen der heißesten Weltgegenden so angemessen, wie denen, die da wohnen, wo der ewige Winter glänzt. Sie ist den Fähigkeiten der allerrohesten Völker so entsprechend, wie den einsichtvollsten Nationen. Sie wirkt auf alle gleich wohlthätig, veredelt alle, verklärt alle. Entsprungen aus dem heiligsten, reinsten Geiste, ist sie nur die Gesetzgebung des gesammten Geisterreichs.

Jesus Christus, als Gesetzgeber der Geisterwelt, hatte nur diese und ihre Erlösung von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen, nie die irdische Welt und ihre Verhältnisse. Gebet doch dem Kaiser, was des Kaisers ist; aber — gebet auch Gott, was Gottes ist. Er wollte

keine Vereinigung der Völker unter einerlei irdischem Zepter — sein Reich war und ist nicht von dieser Welt! Er wollte selbst nicht sogleich eine Vereinigung aller Kirchen und Glaubensparteien zu einer einzigen Kirche Denn er selbst blieb dem mosaischen Gesetz getreu. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. (Matth. 5, 17.) Er entfernte sich daher nicht von den äusserlichen Religionsgebräuchen der Juden. Er besuchte fortdauernd ihre Tempel und Synagogen. Seine Religion war und ist keine äusserliche, sondern eine innerliche. Er wollte nur, daß wir Gott, den höchsten Geist, verehren sollten im Geiste und in der Wahrheit; daß Liebe und Gerechtigkeit das Grundgesetz unsers Lebenswandels sei. Dies war der Glaube, dies das Himmelreich, welches zu stiften er in die Welt gekommen war. Und, sprach er, ist nun eure Gerechtigkeit nicht besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer (welche mehr auf strenge Beobachtung äusserer, kirchlicher Gebräuche, als auf Entsündigung und Heiligkeit des Gemüthes hielten), so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. (Matth. 5, 20.)

Auch die Apostel Jesu waren sämmtlich Juden, und blieben lange den kirchlichen Gebräuchen der Israeliten treu, wiewohl sie schon auch den Heiden das Evangelium und die Einweihung durch die Taufe gebracht hatten. Sie hatten selbst gegen die äusserlichen Religionsgebräuche der Hei-

den nichts; sie gestatteten sogar den Bekennern Jesu, noch von Götzenopfern zu essen: denn sagten sie, wir wissen nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt, und daß kein anderer Gott sei, ohne der Ewige! Nur dann hielten sie die Theilnahme der Christen am heidnischen Götzendienste für Sünde, wenn dadurch irgend ein Schwacher irre geführt würde, daß er ins Heidenthum zurückfiele. Die Speise fordert uns nicht vor Gott, sagt der heilige Apostel Paulus; essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein. Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoße der Schwachen. (1 Kor. 8, 8. 9.)

Lange hatten daher daher die ersten Bekenner Jesu keine eigene Benennung. Unter den Juden galten sie als frömmere Juden; unter den Heiden als Heiden. Erst im Jahre einundvierzig nach Christi Geburt sind sie in der syrischen Stadt Antiochia Christen genannt worden. Von da an blieb ihnen der Name. Von da an empfing der innere Glaube ein äußeres kirchliches Gewand, und man vereinigte sich zu einer vom Judenthum und Heidenthum abweichenden Art der Gottesverehrung.

So schön und für die Heiligkeit der Sache nothwendig auch dieses ward, entstand doch nachmals, und nur zu bald, mancherlei Spaltung. In den Hauptwahrheiten der Lehre Jesu Christi blieben die Christen zwar einig: aber nicht in ihren

besondern Vorstellungsarten von der Person Christi und den kirchlichen Gebräuchen. Bald sah man im Morgenlande allerlei Sekten und Parteien; bald Trennung der römischen Kirche im Abendlande von der griechischen im Morgenlande. Doch Christen blieben sie alle, so verschieden auch ihre kirchlichen Meinungen und Gebräuche sein mochten.

Und so ist es bis zu unsern heutigen Tagen geblieben. Die christliche Religion hat Einheit; die christlichen Kirchen aber haben Verschiedenheit. Denn die Religion ist eine himmlische Gesetzgebung der Geisterwelt, und in der Geisterwelt ist nur eine Wahrheit gültig und möglich. Aber die Kirche ist ein äusseres Bekenntniß und eine äusserliche Einrichtung der Gottesverehrung; und dies kann verschiedenartig werden, je nachdem die Einsichten oder Gemüthsstimmungen der Menschen von einander abweichen. In wärmern Gegenden, wo lebhaftere Einbildungskraft und regeres Blut herrscht, hält der Mensch mehr auf Glanz und Pracht; in kältern Weltgegenden, wo der Verstand mehr Gewalt übt, fordert er größere Einfalt. — Die Religion ist die Seele, und überall eins; die Kirche ist der Leib und das Gewand, welches jene umschließt; es hat oft Gestalt und Farbe verändert.

Daher ist durch die ganze Welt endlich wohl eine einzige Religion möglich, aber nicht leicht eine einzige Kirche. Und es ist wohl ein schöner,

doch vergeblicher Wunsch und Traum mancher Christen in unsern Tagen, wenn sie eine allgemeine Kirchenvereinigung zu befördern suchen. Und wäre ihnen heute der Wunsch ausführbar gewesen, würde er schon morgen wieder zerstört sein. So ist es in der menschlichen Natur gegründet. Darum ist zu allen Zeiten nur eine christliche Religion, aber zugleich eine Mannigfaltigkeit der Glaubensparteien gewesen, gegen welche schon der Apostel Paulus vergebens eiferte unter den ersten Christen. — Christi seid ihr, sprach er. So aber Einer sagt: ich bin Paulisch, der andere aber, ich bin Apollisch — ist es irdisch und fleischlich gedacht. Darum rühme rühme sich Niemand eines Menschen. Es ist ja Alles euer. Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtig oder das Zukünftige: Alles ist euer. Ihr aber seid Christi; und Christus aber ist Gottes. (1 Kor. 3, 4. 21 — 23.)

So sprach, erfüllt vom Geiste Jesu, der erhabene Apostel. Er wollte, wie Jesus, eine allgemeine Verbrüderung der Welt durch Christum. Er wollte nicht, daß unter Christen Trennung sei, oder Unterschied, sie mochten angehören, welcher Nation es wäre, den Juden oder Heiden. Allgemeine Vereinigung, allgemeinen Frieden! war sein Ruf. Denn, sprach er, Christus ist gekommen, hat verkündigt im Evangelio den Frieden, euch Heiden, die ihr ferne waret (von der Erkenntniß des ewigen Gottes), und denen, die

nahe waren, nämlich den Juden. Denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in einem Geiste zum Vater. (Ephes. 2, 17. 18.)

Dies ist der Geist und Sinn des göttlichen Welterleuchters! In diesem Geiste und Sinne des Herrn will auch ich, als sein Bekenner, auf Erden wandeln; und wie er am Tage der Pfingsten zuerst das Gemüth der frühesten Verehrer Jesu belebte, so belebe und stärke er auch mich heute, daß ich während meines ganzen Laufes auf Erden in ihm empfinde, denke, wolle, handle.

Mag auch der mir von Gott beschiedene Wirkungskreis nur sehr klein sein, so will ich doch auch in demselben meinen Theil zur allgemeinen Weltverbrüderung beitragen. Je enger der Kreis meiner Wirksamkeit, je leichter und vollkommener soll ich ihn mit Ausübung meiner Pflichten erfüllen können.

Und so will ich denn jeglichen meiner Nebenmenschen, nahe oder fern, als meinen Bruder achten und lieben; denn jeglicher ist ein Kind Gottes, des allgemeinen Vaters; und ich habe keinen Vorzug vor irgend einem. Ich will zur Vereinigung der großen Geisterfamilie beitragen, indem ich mich selbst zuerst Allen verbrüdere; nicht in Wort, sondern in Kraft und That.

Darum soll fortan auch der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen keinen Unterschied zwischen mir und Andern machen. Christus hat ja mich und den Andern, Beide, versöhnt mit Gott in einem Leibe durch das

Kreuz, und hat die Feindschaft getödtet durch sich selbst. (Ephes. 2, 16.) — Wer sich Gott, dem Einzigen, dem Vater aller Wesen, nähert durch den Glauben an Jesum, das heißt, wer sich der Heiligkeit und Vollkommenheit des Allerheiligsten nähert auf dem Wege, den uns Jesus gezeigt hat, und auf welchem wir allein zur Gottähnlichkeit gelangen durch Trennung von allen Sünden; wer in Jesu seinen Heiland und Bruder, wer im Weltall des Schöpfers das Vaterhaus, im ewigen Sein die Bestimmung unserer Seelen erkennt, der ist ein Christ! — Und wenn er auch in manchen Vorstellungen von den meinigen abwiche; und wenn seine Art der Gottesverehrung nicht die meinige wäre; wenn er auch in andern Kirchen betete — er ist dennoch ein Christ! denn er hat mit mir einen Glauben durch Jesum, eine Liebe zu den Menschen, seinen Brüdern, eine Hoffnung im Tode zur Seligkeit, die uns Christus erworben hat.

Doch warum soll ich und will ich in meiner Bruderliebe Keinem den Vorzug geben, weil er den Namen des Christen trägt? Auch der Jude, auch der in der Blindheit irrende Heide, auch der unwissende Anbeter der Gestirne und Götzen, auch der Verehrer eines falschen Propheten ist mein Bruder. Denn welche Weltverbrüderung wäre es, wenn ich erst nach dem Glauben der Menschen fragen wollte, ehe ich ihnen Theil an meinem Herzen gönnen wollte? Jesus will, ich soll dem Gott ähnlich werden, der seine Sonne gnädig auf-

gehen läßt über den Gerechten, wie über den Sünder. Jeglicher, der mir nahe kommt, daß ich ihm nützlich sein kann, dem soll ich helfen, der ist mein Nächster! So half der barmherzige Samariter, wie Jesus das erhabene Beispiel aufstellte, ohne Ansehen der Religion dem Unglücklichen. So soll auch ich. Hinweg von dem mörderischen Vorurtheile, welches einst so viel Elend über das Leben der Menschen gebracht hat! Es gibt mancherlei Alter unter den Kindern einer Familie; es gibt Säuglinge und Erwachsene, in Unwissenheit Spielende und Verständige, aber doch sind sie allesammt Brüder. So gibt es mancherlei Anbetungen, aber doch nur einen Vater im Himmel, und wir Alle sind die Seinigen.

Nicht bloß der Religionshaß soll fern von mir sein, sondern auch der Nationalhaß, mit welchem Völker gegen Völker, aus eifersüchtigem Stolze oder aus Rachsucht wegen früherer Beleidigungen, gegen einander oft erbittert sind. So lange man, aus selbstsüchtigen, leidenschaftlichen Gründen, die Flamme dieses Hasses zu erhalten, und hundertjährige Vorurtheile gegen einander zu nähren sucht: so lange wird Weltverbrüderung unmöglich bleiben, wie Jesus will. Jener verderbliche Groll und jene verruchten Mittel, ihn zu nähren, sind fern vom Geist der wahren, seligmachenden Religion.

Ewig verbannt von mir sei die Abscheulichkeit des Nationalhasses. Sie schändet eben so sehr mein Herz, als meinen Verstand. Denn welches

Recht habe ich, ein Volk von mehrern Tausenden, von mehrern Millionen Menschen, ohne Schonung, ohne Ausnahme, im Allgemeinen zu verdammen, zu hassen und dessen Unglück zu wünschen oder zu betreiben? Sind die Millionen, welche heute leben, Schuld, daß ihre Vorfahren vielleicht einst meinem Vaterlande Schmach und Uebel zufügten? Wer will die Kinder zur Rechenschaft ziehen wegen des strafbaren Thuns ihrer Väter? — Sind die Millionen Männer, Greise, Weiber und Kinder alle insgesammt hassenswürdig, weil ihre Fürsten oder auch nur deren Rathgeber zu feindseligen Handlungen gegen unser Vaterland stimmten? — Was kann ein Volk dafür, wenn Einzelne desselben Unrecht thun? Oder wer wird dieses Volk darum verdammen, wenn es, zum Nachtheil unsers Vaterlandes, seinem Könige und seinem Gesetz treu gehorchte? Thun wir nicht desgleichen? — und ist solcher Gehorsam nicht rühmlich, weil ohne ihn Verwirrung und namenloses Elend allgemein sein müßte?

Wir haben längst mit der Wahrheit erfahren, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Ap. Gesch. 10, 34. 35.) Ich will mich hüten, in die falschen Urtheile, in die gehässigen Wünsche, in die Ungerechtigkeiten einzustimmen, welche die Leidenschaft eines Hasses einflüstert, der von allen Arten des Hasses zugleich der entehrendste und unverständigste ist. Ich will vielmehr ihn, wo ich ihn bei Andern bemerke,

zu unterdrücken suchen. So lebe ich wahrhaft in Jesu hohem Geiste, so befördere ich das Ziel der weisen und guten Weltverbrüderung.

Ach, wann wird dies Ziel errungen sein? Wann wird die gesammte Menschheit eine Heerde, und Christus ihr einziger Hirt sein? Wann wird Friede die entzweiten Völker versöhnen, und in Aller Herzen eine Liebe wallen? — Wann sinkt das blutige Schwert; und wann wird Habsucht, Raubgier und Mordlust kein Opfer mehr finden?

Und möge die Zeit auch noch so weit entfernt sein, — ihre Ferne kann mich nicht hindern, daß ich mich ihr nähere. Aber mein Herz schließt den Frieden mit Allen, und nennt Deine Kinder, o himmlischer Vater, Brüder und Gottesverwandte. Aber mein Herz schließt den ewigen Bund der Liebe mit Allen, welches Volkes und Landes, welcher Glaubenspartei und Kirche sie auch zugethan sein mögen.

Diese heiligen Gesinnungen und Entschlüsse sollen mich immer begleiten. Dazu verleihe mir, o Vater, die Kraft des heiligen Geistes. Amen.

XV.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Erster Theil.

Matth. 7, 20. 21.

Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht.

Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden,
Stillen Flügeln. Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbebette nicht,
Wo mein schimmernd Auge bricht.

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegeskrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit Deiner Palme zu.

Wie erschütternd ist für jeden von uns die Nachricht vom schnellen Tode eines Freundes, einer Freundin; die Botschaft vom Tode auch nur eines Bekannten, den wir noch vor wenigen Stunden, vor wenigen Tagen sahen, sprachen, gesund wußten! Wir erschrecken tief. Es kostet uns Mühe, daran zu glauben, als wenn das unbegreiflich, unmöglich wäre, was im Leben so häufig begeg-

net; als wenn Gott, der Herr des Lebens und des Todes, für uns, mit uns, mit Allem, was uns in dieser Welt berührt, eine schonende Ausnahme vom gewöhnlichen Lauf der Dinge machen müßte!

Was erschreckt uns denn? — Es dünkt uns schauderhaft, daß der Mensch, wider sein Erwarten, ohne alle Vorbereitung, aus der Mitte seiner Entwürfe und Plane plötzlich weggerissen, in einer andern Welt dasteht. Wir denken uns gleichsam in das Ich der verstorbenen Person hinein, und empfinden ihr stummes Entsetzen nach der gewaltsamen Verwandlung, wenn sie im Zeitraum weniger Sekunden, ohne es zu ahnen, von ihren alltäglichen Werken hinweg im unbekannten Jenseits schwebt. Es ist uns schauderhaft die Trennung ohne Abschied, ohne letzten Händedruck der Liebe.

Anders sind die Empfindungen beim Anblick dessen, der langsam dahinstirbt, und dessen Krankheit sich nur mit dem gewissen Tode enden kann. Wahr ist's, wir sind auf den Verlust, den wir leiden sollen, mehr vorbereitet; aber doch, auch nur beim leisesten Schein des Besserwerdens, wacht und lebt die Hoffnung wieder in uns auf, die Krankheit werde nicht tödtlich sein. Wir hoffen um so leichter, um so inniger, je theurer uns die Person ist, die von uns zu scheiden drohte. Ihr Tod stürzt uns nicht minder in tiefe Betrübniß, ungeachtet wir auf Alles hätten gefaßt sein können. — Wahr ist's, der Kranke leidet selten so schwer, als wir es uns in erhitzter, sich selbst pei-

nigender Einbildungskraft vormalen; allein wer kann die ehemals blühende, nun eingefallene Gestalt, die bleichen Wangen, die matten eingesunkenen Augen sehen, ohne vom heftigsten Mitleid bewegt zu werden; wer kann das Stöhnen, das Seufzen, des Athems schnellen, matten, schweren Zug hören, ohne zu wünschen: möchte der barmherzige Gott doch bald diesen Zustand enden, und dem Leidenden Ruhe geben im Todesschlaf, da dieser nun doch unvermeidlich wird!

So erschreckt uns ein jäher Todesfall; so peinigt uns der Anblick des Allmäligsterbenden.

Welches ist denn nun wünschenswürdiger, wenn Wünsche da etwas vermöchten, wo das Ende aller Hoffnungen und Wünsche eintritt? Ist ein plötzliches oder langsames Sterben vorzuziehen?

Zwar die Frage scheint beim ersten Anblick fruchtlos, da unsere Meinungen über das, was geschehen soll und wird, nichts entscheiden können. Aber demungeachtet ist die Beschäftigung mit diesem Gegenstande sehr anziehend für jegliches Gemüth: und die Betrachtung wird lehrreich und wohlthätig, sobald sie mancherlei Vorurtheile zerstört, welche bei uns darüber eingetreten sind.

Denn, zum Beispiel, gibt es nicht der Sterblichen sehr Viele, welche einen plötzlichen Tod für das größte aller Uebel halten, weil sie glauben, daß, wer ihn leide, mitten in seinen Sünden, die er nicht Zeit zu bereuen hatte, dahinfahre zur Verdammniß? — Sind ihrer nicht Viele, die Gott

eben deswegen mit Gebet anrufen, daß er sie vor einem schnellen Tod bewahre?

Aber eine solche Meinung ist wohl kaum mehr, als die Frucht des Aberglaubens und einer unwürdigen Vorstellung von der Größe und Gerechtigkeit Gottes. Denn in der That wenn ein schneller Tod das gräßlichste aller Uebel wäre: wie könnte Gott, dessen Kinder wir Alle sind, auf dessen Gnade und Erbarmung wir Alle Anspruch machen, einige Menschen in dieser wichtigen Angelegenheit (wenn sie es wäre) begünstigen, andere nicht? — Wenn ein Erdbeben, eine Wasserfluth plötzlich hundert und tausend Menschen aus dem Leben rafft: sind unter denselben nicht eben so wohl grobe Sünder, als tugendhafte Gerechte gewesen? Wenn ein schneller Tod das böseste Schicksal wäre, würde der Allbarmherzige nicht in Ertheilung desselben einen Unterschied walten lassen? Was hätten denn Millionen voraus, die langsam ihr Leben ausathmen?

Man sagt sich wohl: aber der Sünder hat doch noch auf dem Sterbelager Frist, seine vielen Vergehungen zu bereuen und sich wieder zu seinem Gott zu wenden. Sind wir denn nicht allzumal Sünder? Und wenn eine Reue in Todesangst Alles wieder gut machen könnte: würde es nicht der göttlichen, Alles mit gleicher Huld umfassenden Vaterliebe widersprechen, wenn er vielen Tausenden das Glück versagte, während er es Andern gewährt? Würden auch nur ein irdischer Vater, eine menschliche Mutter solche Ungerechtigkeit an

ihren Kindern verüben wollen? — Nein, eure Vorstellung von dem erhabensten aller Wesen ist mangelhaft, weil ihr von dem Werth der Reue auf dem Sterbebette einen irrigen Begriff habet. Wenn ein Verbrecher im Kerker seine Vergehungen voller Angst vor Strafe bereut: würdet ihr ihn nun in gleichen Werth und Rang mit dem frömmsten, tugendhaftesten Menschen stellen? Würdet ihr ein Kind, welches euch durch Ungehorsam und Bosheit aller Art lange genug betrübte, wenn ihr nun dem Unwesen ein Ende machen wollet, wenn ihr nun mit der längst gedrohten Strafe erscheint, wenn es nun aus Furcht vor der Strafe weint und bereut, würdet ihr es eben so belohnen, erfreuen, wie das folgsame, fleißige Kind, welches beständig mit der zärtlichsten Liebe zu euch euern Willen vollbrachte? — Euer Gerechtigkeitsgefühl würde sich dagegen sträuben. Wie könnet ihr den Allgerechten für ungerechter halten, als ihr selber sein möchtet? Wie wird eine von der Angst erpreßte Reue des Augenblicks gleichen Werth haben können mit einem ganzen tugendhaften Leben? Christus selbst hat uns vor diesem Irrthum mit großem Ernst gewarnt. Nicht Thränen, nicht Worte, nicht Gebete machen es aus, sondern Thaten, sondern Werke der Besserung! Darum, an ihren Früchten will ich sie erkennen! spricht der Herr; nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun

meines Vaters im Himmel! (Matth. 7, 20. 21.)

Es ist daher ein schneller Tod keineswegs als eins der schrecklichsten Uebel zu fürchten, weil er uns die Gelegenheit und Zeit raubt, noch unsere Reue zu bezeugen und einige Gebete zu sprechen. Der göttliche Sohn lehrte nicht: Thut Buße in den letzten Augenblicken eures Lebens; sondern er sprach: Wer mein Kreuz während seines Lebens auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist mein Jünger! Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Aber diese Vollkommenheit erwirbt man nicht, wenn uns die Krankheit entkräftet, sondern durch ein anhaltendes Bekämpfen unserer sinnlichen Neigungen, durch Selbstheiligung in Jesu Wort und Geist.

Ist es nun tadelnswerth, aus jenen Ursachen einen schnellen Tod zu fürchten: so ist es wohl nicht minder tadelnwerth, einen schnellen Tod aus bloßer Feigheit zu wünschen. Denn in der That, was kann es anderes sein, als Feigheit und Furcht vor dem Schmerz einer Todeskrankheit, vor dem Anblick des Todes selbst, daß Viele wünschen, dereinst so schnell als möglich weggeschafft zu werden! — Es gehört ein größerer Muth dazu, in Widerwärtigkeiten zu leben, als jählings hinzusterben. Unter Allem, was einen Selbstmörder entehrt, ist seine Furcht vor dem Leben das, was das Schandenvolle seiner That vergrößert. Darum legte die göttliche Weisheit die Lebensliebe, die Todesscheue so tief in die Men-

schenbrust, damit das feige, schwache Geschlecht nicht zu schnell, von irdischen Unannehmlichkeiten übermannt im Grabe Ruhe suchen möchte. Denn jene Unannehmlichkeiten und Leiden waren nothwendig, den Geist abzulenken vom Sinnlichen und zu erheben zur Ergreifung des Höhern — aber der Trieb zum Leben wurde nicht minder nothwendig. Ohne diese Fessel würden oft große Länder Einöden geworden, und die Zwecke der Gottheit und die Bestimmungen der Menschen unerfüllt geblieben sein.

Der Weise hat eben so viel Gründe, den langsamen, als den schnellen Tod wünschenswürdig zu finden; nie aber Ursache, weder den einen noch den andern zu fürchten. Denn er kennt den Herrn, der uns in der Todesstunde noch zuruft und spricht: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. (Jes. 43, 1.)

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, sie komme früh oder spät; langsam in Erschöpfungen des Alters, oder schnell mitten in der Kraft und Lust des Lebens, oder schnell auf dem Schlachtfelde, oder schnell durch irgend ein unvermuthetes, ausserordentliches Unglück. Denn deinen Tod wirst du zwar voraussehen können, wie man am Abend seinen Schlaf voraussieht; aber du wirst ihn nicht erkennen, wenn er da ist, so wenig du den Augenblick erkennst, da du in den Schlummer versinkst. Die dich sterben sehen, wissen davon und schaudern. Sie schaudern, weil die Lebensliebe

welche Gott allen Geschöpfen einflößte, Abscheu hat vor dem, was vom Leben scheidet. Aber du selbst siehst dich nicht sterben, so wenig du dich jemals einschlafen sahst. Du siehst nicht dein gebrochenes Auge; du erschrickst nicht vor der blassen Farbe deines Antlitzes, nicht vor der Kälte deiner Glieder, was denen, die deinen Tod sehen, die Einbildungskraft mit schwarzen Bildern erfüllt.

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, denn du weißt, wer dich erlöset hat; es ist Christus Jesus, der dir den Weg zum Himmel wies, und dir den Willen des Vaters offenbart hat, durch welchen du, wenn du ihn treu erfüllst, deinen Geist veredelst und würdig machst, in ein herrliches Reich einzugehen. Du weißt, wenn dein Stündlein vorhanden ist, wer dich gerufen hat bei deinem Namen und spricht: „Du bist mein!" — Es ist der Allmächtige, der Alliebende, der dich erschaffen hat, der dich erkoren hat, nicht zu einem endlosen Verderben und Elend, sondern zur Seligkeit.

Darum fürchte dich nicht, selbst wenn du dereinst auch eines schnellen Todes sterben solltest. Jede übermäßige oder beständige Todesfurcht ist an sich schon nicht nur des Christen, sondern sogar des Heiden unwürdig. Denn diese unnütze Selbstqual wird an sich schmerzlicher, als jemals der Tod selber sein kann. Sie ermüdet den Geist; raubt uns alle Fähigkeit zur Freude, welche doch die rechte Näh-

rerin der Gesundheit und des Lebens ist, schwächt den Körper und befördert den Tod, welchem man doch zu entfliehen sucht. Es ist bekannt, daß kein gefährlicheres Gift für das Leben erfunden werden kann, als der Schrecken oder die Furcht. Die Furcht ist an sich tödtend, lebenverzehrend. Wer unaufhörlich den Tod befürchtet, stirbt unaufhörlich, und leidet den Tod alle Tage, während er ihn in der Sterbestunde nicht einmal empfinden wird.

Darum erheitere, zerstreue dich, beschäftige deine Einbildungskraft mit ganz andern Vorstellungen. Denn nur deine Einbildungskraft ist erkrankt und spiegelt dir bange Dinge vor, nicht deine vernünftige Ueberzeugung. Zerstreue deine Gedanken, die sich immer wieder auf den unangenehmen Gegenstand heften wollen, zu dem hin du sie zuviel geleitet hast. Jede frohe Stunde, welche du gewinnst, ist eine Arznei, eine wahre Lebensverlängerung.

Fürchte den Tod nicht, selbst wenn dein Loos einst ein plötzliches Wegsterben sein sollte. Wer kann wissen, was ihm für ein Ende bevorsteht? Wer ahnet, ob ihn eine Feuersbrunst, der Stein von einem Dache, eine Welle, eine Kugel, ein Schlagfluß, oder welcher Zufall hinwegrafft? — Darum bereite dein Haus! Halte Ordnung in deinem Hauswesen, in deinen Berufsgeschäften, daß, wenn du auch noch so jählings aus dem Kreise deiner Freunde scheidest, man nach deinem Absterben Alles in bewunderungswür-

diger Einrichtung finde, ohne Lücken, ohne Verwirrung. Das Lob der Lebenden folgt dir. Der Segen der Deinigen ruft Dir in die Ewigkeit nach. Du hast eine der heiligsten Pflichten gegen diejenigen erfüllt, denen du durch die Bande des Blutes gehörst. Man darf jederzeit voraussetzen, daß der, welcher in seinen häuslichen Angelegenheiten Ordnung hielt, auch in seinen übrigen, wichtigern Verhältnissen, in den Verhältnissen zu Gott, nicht unvorbereitet vom Tode überrascht wurde. — Lebe und handle jeden Tag so, daß nach deinem Tode, und wenn er in der nächsten Stunde erfolgen würde, deine Familie ohne Kummer, dein Name ohne Schande sei. Denn der Name eines Verstorbenen muß allezeit der segenvollste Nachlaß für die überlebenden sein. Richte deine Sachen nur allezeit so ein, daß sie zu jeder Stunde fremden Augen offenbar werden können, wie es doch immer mehr oder minder nach unserm Absterben der Fall zu sein pflegt.

Bereite dein Haus! Lebst du allezeit fromm, schuldlos, menschenfreundlich, wohlthuend ohne Hader und Groll, ganz wie dein Heiland, dein Jesus, dich zu leben lehrte: so ist der plötzliche Tod für dich nur die plötzliche Wohlthat. Wie solltest du dich scheuen, vor Gott zu treten? Stehest du nicht beständig vor ihm? Bist du nicht von deiner Geburt an eins seiner Kinder, das er mit Liebe in seinen Armen hält, bewacht und schirmt? — Freilich du zitterst vor seinem Rich-

terblicke. Er kennt deine Fehler. Aber er kennt ja auch dein ernstliches Bemühen, sie abzulegen. Er kennt ja auch deine redlichen Anstrengungen, wie du, um seiner würdig zu sein, die Versuchungen zur Sünde überwunden; wie oft du deinen Zorn, deine Neigung zum Geiz und zur Wollust besiegt und unterdrückt hast; wie du jeden Fehltritt wieder durch bessere Handlungen gut zu machen bemüht warst. Soll sich denn nun ein Kind fürchten, auch wenn es noch nicht alle Fehler abgelegt hat, vor seinen liebevollen Vater hinzutreten? Hat uns Jesus nicht die unendliche Barmherzigkeit dieses Vaters so schön offenbaret? Hat er uns nicht dessen Gnade und Vergebung zugesichert?

Wer immer vor dem Allgegenwärtigen mit liebendem Jesussinn wandelt, der darf vor dem Allgegenwärtigen nicht zittern; — und der plötzlichste Tod wird ihm zur plötzlichsten Wohlthat. Ein schnelles Hinscheiden nimmt dem Tode sein Bitterstes. Der Anblick weinender Geliebten und Freunde, der Gedanke an die Trauer derer, die entfernt sind, erschwert uns nicht den unvermeidlichen Abschied von der Welt. Und doch ist eben dies für ein zärtliches Herz das Traurigste von Allem, was der Tod bringen kann. Wer mag ohne tiefe Schmerzen den Gram der Seinigen sehen, so gut sie ihn auch zu verheimlichen suchen? — wer gelassen sein, wenn sie sich uns nahen, zum letztenmal die Hand der treuen Liebe darzureichen?

— wer gelassen sein, wenn sie betend mit tiefem Jammer unser Sterbelager umringen?

Selbst die mancherlei feierlichen Vorrichtungen auf den Fall unsers Absterbens; das bange Lauschen und Achthaben unserer Lieben auf jede unserer Bewegungen; alle die Umstände, welche gewöhnlich einen Sterbenden zu umringen pflegen, erschweren diesen letzten Augenblick des Lebens. Darum sendet Gott oft seinen Lieblingen einen schleunigen Tod. Er entzieht sie der traurigen Nothwendigkeit, Zeugen zu sein von dem fruchtlosen, oft unmäßigen Schmerz der Zurückbleibenden.

Der Tod, das Entschlummern selbst, ist nicht bitter. Er ist ja kein Leiden und kann es nicht sein, weil er das Ende alles Leidens ist, wo das Leiden schon aufhört. Nur die Krankheit ist das Bittere; aber die Krankheit ist nicht Tod, sie führt denselben erst langsam herbei. Wen Gott plötzlich aus der Welt ruft, der ist selbst den Unannehmlichkeiten des Krankenlagers entzogen. Er stirbt, ohne den Tod geschmeckt zu haben. Zwischen seinem Erden- und Himmelsleben liegt kaum ein Augenblick. Ohne Sorgen, ohne Furcht, ohne Schmerz, geht er aus dem Hiersein in einen bessern, edlern Zustand hinüber, wie ein Träumender in das helle Erwachen übergeht. Er weiß nichts von dem Kampf des Triebes zum Leben mit dem Tode; in ihm ist keine Sehnsucht, hier länger bei den Seinigen zu bleiben, noch Reue um

das, was er verläßt, noch furchtsames Erwarten dessen, was kommen wird.

Ja, ich betrachte den schnellen Tod nicht als eine Strafe Gottes, sondern als eine seiner schönsten Wohlthaten. So rief er einen Elias, einen Enoch zu sich.

Wie könnte auch jemals das ein Uebel sein, o du namenlose Güte! was von Deiner Hand kommt? — Herr des Seraphs und des Wurms, Herr des Lebens und des Todes, ich bin in Deiner Hand; thue mir, wie Du willst, denn was Du thust, ist wohlgethan. Als Du mich aus dem Nichts in dies Leben hineinriefst, war mein Glück Dein Wille; wenn Du mich abrufst vom Leben, sollte da mein Glück weniger Dein Wille sein? Nein, nein, Du bist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Dir, o Gott, und Du in ihm. Du, Herr, bist mein Licht und mein Heil; warum sollte ich mich fürchten? Du bist der Herr meines Lebens, wofür sollte mir grauen?

XVI.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Zweiter Theil.

Jeremias 31, 25.

Es ist noch eine Ruh vorhanden;
Auf, müder Geist, und werde Licht!
Du seufzest hier in deinen Banden,
Und deine Sonne scheinet nicht.
Sieh auf zu Gott, der dich mit Freuden
Vor seinem Thron wird schöner kleiden;
Und dir, den er unendlich liebt,
Verklärung, statt des Staubes, gibt.

Es ist noch eine Ruh vorhanden;
Auf, müder Geist, ermanne dich.
Gott selber löset deine Banden,
Und führt zum Heiligthume dich.
Bald ist dein schwerer Kampf vollendet,
Bald, bald der saure Lauf geendet,
Bald winkt der Siegeskranz dir zu;
Geh' ein, geh' ein zu deiner Ruh!

Wenn auch Viele sein mögen, welche, stände ihnen die Wahl frei, einst schnell, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, dahinsterben möchten: sind doch gewiß noch viel mehr, deren Wunsch ist, sich, wenn auch schon auf einem langen und schmerzli-

chen Krankenlager, zum Empfang ihrer letzten Stunde vorbereiten zu können. Auch sterben wohl die meisten Menschen auf diese Weise; nur wenige plötzlich dahin, von einem unerwarteten Schicksal getroffen.

Der süßeste von allen Toden ist unstreitig der eines hohen, ehrenvollen Alters, wo mit allmälig verschwundenen Kräften die Lebensliebe erloschen ist, und der Geist sich zu einem bessern Sein hinübersehnt. Da ist das Leben ein nach und nach verglimmendes Licht, welches so lange, wenn gleich dunkel, brennt, bis der letzte Tropfen Oel in der Lampe verzehrt worden.

Den süßen Tod des ruhigen Alters zu sterben, unter frommen Kindern und Enkeln an Entkräftung einzuschlummern, ist wohl Jedermanns heimlicher oder offener Wunsch. Er wird selten erfüllt. Selten, weil wenige Menschen verstehen, sich ein gesundes und glückliches Alter mit ihren frühern Tagen vorzubereiten. Die meisten halten in der ihnen von Gott verliehenen Lebenskraft in den jugendlichen und reifern Jahren übel Haus. Sie verschwenden zu viel davon, bald durch übermäßige Arbeit, bald im Schooße der Wollust; bald durch Unvorsichtigkeit in Bewahrung ihrer Gesundheit; bald durch die Gewalt der Leidenschaften, welchen sie sich überlassen. Nichts reibt die menschliche Kraft schneller auf, als Leidenschaft; die unglückselige Neigung zum Zorn, zum Haß, zum Neid, zur thierischen Wollust. Nichts befördert sicherer zu einem hohen Alter, als heitere Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück, wenn man nie

im Uebermaß Furcht oder Freude empfindet. — Theils diese Verschwendung unserer Lebenskraft, theils angeerbte innere Neigungen zu einer oder der andern Krankheit, theils Ursachen zu Todeskrankheiten, die wir ohne eigenes Verschulden, durch Ansteckung, Witterung und andere Umstände, empfangen, bringen uns meistens früher, als wir hoffen und wünschen, auf das Sterbebett.

Es geschieht gewiß sehr mit Unrecht, wenn man sich davor fürchtet, während einer Krankheit seine endliche Auflösung mit Gewißheit vorauszusehen. Zwar die Krankheit selbst hat vielleicht zuweilen schmerzhafte Augenblicke. Aber doch wissen wir, daß körperliche Schmerzen aller Art ihr gewisses Maß haben, welches sie nie überschreiten mögen. Sie können anhaltend, aber dann nie von unmäßiger Größe sein. Erreichen sie den höchsten Grad, so verlieren sie sich in Betäubung, wo man nichts empfindet. Es gehört nicht immer Todeskrankheit dazu, um große Schmerzen zu erzeugen. Wie viel Menschen litten durch Zerschmetterung und Verstümmelung ihrer Gliedmaßen bei aller übrigen Fülle der Gesundheit mehr, als tödtliche Krankheiten Leiden verursachen können! Demungeachtet wurden solche Unglücksfälle, und oft mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe, überstanden. Ja, die meisten Krankheiten, welche für die Zuschauer am schauderhaftesten zu sein pflegen durch die dabei erscheinenden Verzuckungen, sind für den Kranken selbst gewöhnlich von geringer Schmerzhaftigkeit. Auch würden viele erkrankte Personen

gewiß muthig die schwersten Krankheiten erdulden, wenn sie mit Sicherheit auf ihre Genesung hoffen könnten. Ein Beweis, daß ihr ungesunder, oft tödtlicher Zustand ihnen nicht allzupeinlich ist. Ein solcher Zustand wird aber weniger durch sich selbst, als durch die Gemüthsart der leidenden Personen erst lästig und unerträglich. Gott legt Niemandem mehr auf, als er zu tragen vermag, aber der Mensch vermehrt seine Bürde oft selbst nur zu sehr durch Ungeduld, Mißmuth, Furchtsamkeit und Verzärtelung. Nicht das körperliche Uebel, sondern das Seelenübel ist immer am schwersten.

Der Mensch mit dem Heldenmuth christlicher Weisheit duldet auch die Krankheit gelassen. Er findet sie leicht. Er weiß, was der Herr verheißt: Ich will die müden Seelen erquicken. (Jeremias 31, 25.)

Der Tod, welchen man auf dem Sterbebette voraussieht, hat vor einem plötzlichen Hinsterben wichtige Vorzüge. Ist dieses oft eine Wohlthat unsers Gottes — und der Vater im Himmel weiß ja immer am besten, was Jedem das Beste ist — so ist jene Art des langsamen Hinsterbens vielleicht wieder eine noch größere Gnade.

Denn so sorgfältig und Ordnung liebend Einer auch immerhin in seinen Lebensgeschäften sei, wird er doch, ehe er sich auf immer von den Seinigen trennt, noch vielerlei zu berichtigen haben, um nicht Verwirrung, Mißverständniß und Unannehmlichkeiten zu hinterlassen, wodurch theils das rechtliche Eigenthum, theils der gute Name gefährdet

werden kann. Wer ist in seinem Hauswesen alle Tage so geordnet, daß er zu jeder Stunde ohne großen Nachtheil der Seinigen eine lange Reise antreten könnte? Eine Krankheit, welche uns, vielleicht ohne Hoffnung der Genesung, niederstreckt, mahnt uns, vor allen Dingen unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu setzen. Dazu wollte uns Gott zum Besten der Unserigen Frist verleihen. Wer kann mit Ruhe in den Tod gehen, wenn er nicht vorher für seine Angehörigen gesorgt, Jedem mit Gewissenhaftigkeit das Seinige gegeben, und darauf Bedacht genommen hat, daß nach seinem Tode Niemand in Verlegenheit oder Streit gerathe? Es ist wenig daran gelegen, ob wir den Unserigen ein großes Vermögen hinterlassen — denn nicht Jeder hat zu dessen Erwerb Gelegenheit gehabt —, aber Alles ist daran gelegen, daß Ehrlichkeit noch den Namen des Verstorbenen ziere. Wir müssen thun, so viel wir vermögen; — Gott sorgt nach dem Tode für das Andere, das wir nicht vermocht haben. Er ist der Vater der Unserigen. Schon dies ist ein Beweis, daß er es sein will, weil er uns bis zum Tode eine Zeit vergönnt hat, fremdes Gut zurückzugeben; über das, was uns gehört, ein Vermächtniß anzuordnen, worin wir, wenn wir es vermögen, nicht nur unsere nächsten Verwandten, sondern auch unser Hausgesinde bedenken sollen, welches uns mit Treue und Redlichkeit gedient hat; nicht nur unser Hausgesinde, sondern auch öffentliche Anstalten, die zum gemeinen Nutzen dienen. Noch auf dem Sterbebette soll unsere Va-

terlandsliebe ein schönes Zeugniß von sich dem Vaterlande geben.

Auch darum ist ein nicht allzuplötzlicher Tod als eine der schönsten Wohlthaten Gottes zu betrachten, weil wir damit Zeit gewinnen, unsere Freunde vorzubereiten auf unser Abscheiden. Sie werden weniger erschüttert, weniger zermalmt sein, als wenn wir plötzlich von ihnen weggerissen würden. Ihr Schmerz mag noch immer groß sein; aber man trägt das Vorausgesehene stärker, die Stimme des Trostes findet leichter Gehör. — Wie schön bereitete Jesus seine Geliebten vor, als er dem Tode, dem unausweichlichen, entgegen ging! Welch ein herzerhebendes Beispiel hat er uns hinterlassen!

Zudem hat jeder Mensch in seinem Leben noch mancherlei kleine Vorwürfe zu irgend etwas Gutem, das er nur wegen anderer Umstände verschob. Gott verhütet, daß ihn ein jäher Tod zu schnell davon hinwegraffe. Er empfängt Frist, noch mancherlei Gutes zu bewerkstelligen, und das Ende seines irdischen Daseins mit einigen schönen Handlungen zu krönen. Wie kann man seine Seele freudiger ausathmen, als mit dem Bewußtsein, noch in den letzten Augenblicken göttlich gethan zu haben!

Und wären wir auch nicht reich genug, um auf dem Krankenlager mit sterbender Hand freigebig zu sein, und Gutes zu unterstützen — muß man denn immer reich sein, um Gutes zu thun? — Ist nicht oft ein einziges weises Wort tröstlicher, fruchtbarer, heilbringender, als eine Tonne

Goldes? zumal ein Wort, gesprochen auf dem Sterbebette von erblassenden Lippen! Ja, das Sterbebett ist eine Rednerbühne, von welcher herab kein Seufzer, kein Wink vergebens gethan wird. Und der, welcher von da spricht, wird mit Ehrfurcht, Glauben und Liebe angehört. Er scheint an den Schwellen des Lebens, vor der offenen Pforte der Ewigkeit, ein anderer Mensch geworden zu sein. Wahrheit liegt in des Sterbenden Mund.

Ein plötzlicher Tod raubt uns alle diese Vortheile. Und Vortheil darf es doch heißen, wenn wir noch vor dem Uebergang in ein anderes Leben Segen über unsere letzten Stunden verbreiten können. So strahlt auch die untergehende Sonne, ehe sie scheidet, noch einmal herrlich über alle Fluren hin, welche sie während ihres Tageslaufes erquickte mit Licht und Wärme. Dann können wir uns heiter abwenden von der Erde nach dem schönen Jenseits; dann nach dem vollbrachten Tagewerk der Verheißung des Herrn gewärtig sein: Ich will die müden Seelen erquicken.

Für den gläubigen Christen, den guten, Gott ergebenen Menschen, den wahren Weisen, hat das Sterben selbst durchaus nichts Schreckhaftes; am allerwenigsten aber in dem Augenblick, da sich der Geist von seiner irdischen Hülle trennen will. Es ist für viele Sterbliche ein wahrhafter Genuß gewesen, in der Stille die Entbindung ihres Geistes vom Staube zu beobachten. Sie haben dies deutlich geäussert, zumal wenn sie an Krankheiten erlagen, welche ihnen eine ungestörte Selbstbetrach-

tung gestatteten. Nichts weniger, als daß ihnen dieser Zustand ein Grausen erregte, wie sie vielleicht in ihren gesunden Tagen selbst gefürchtet haben mochten: nein, sie waren heiterer, feierlicher; Welt und Leben schienen ihnen werthloser gegen den höhern Zustand, in welchen sie sich wunderbar versetzt fühlten.

Das Anfangen des Sterbens ist beim Menschen das wirkliche Anfangen eines höhern Geisteszustandes; und der Geist steht in solchen Augenblicken darum höher, weil die ihn lähmende Schwere des irdischen Leibes nach und nach von ihm läßt. Er wird frei; er erscheint sich selbst in einer ihm vorher unbekannten Stärke und Größe. Dies hat man schon an vielen Sterbenden bemerkt. Sie haben zuweilen vor ihrer gänzlichen Auflösung einige helle Augenblicke, wenigstens solche, in denen sie sich heiterer den Umstehenden mittheilen können und mögen. Gewöhnlich wissen sie dann nicht nur die Stunde, nein, beinahe den Augenblick ihres Todes genau voraus. Sie treffen auf dieses hin ganz unbefangen ihre Verfügungen. Sie selbst können aber nicht erklären, wie sie zu dieser Einsicht gelangsind. Ihre Kräfte haben angefangen, sich auf wunderbare Art zu veredeln. Sie sehen das Längstvergangene wieder hell vor sich, das sie in gesunden Tagen vergessen zu haben schienen, oder dessen sie sich nur dunkel erinnerten. Andere sprechen von künftigen Dingen, und diese gehen in Erfüllung. Man hat den Zustand der Sterbenden daher oft mit einer Entzückung verglichen, oder mit einem

Licht, das vor seinem Erlöschen noch einmal, und heller als jemals, auflodert. Folglich ist schon im Sterben die Erhöhung des Geistes. Er streift die schweren Bande des Körpers ab; er wird engelhaft. Er geht nichts weniger als in Bewußtlosigkeit und Schlaf, sondern offenbar in das hellste, unbegreiflichste Selbstbewußtsein über.

Man hat den gewöhnlichen Schlaf oft den Bruder des Todes genannt, aber damit eine ganz irrige Vorstellung mit ins Leben gebracht. Man denkt sich den Schlaf als eine Bewußtlosigkeit, weil man sich beim Erwachen nicht dessen erinnert, was der Geist während des Leibesschlummers dachte. — Aber der Geist hat beständiges Bewußtsein; er lebt ein doppelartiges Leben. Das eine mit dem Leibe, das andere lebt er unabhängig vom Leibe. Was er mit dem Leibe, das ist mit offenen Sinnen, lebt, dessen erinnert er sich allemal bei offenen Sinnen, oder wachend wieder. Hingegen was er bei geschlossenen Sinnen, oder schlafend, lebt, unabhängig vom Körper, dessen erinnert er sich wachend nicht, oder allenfalls nur dunkel aus Träumen, in die er übertritt, wenn er seine Verbindung und Thätigkeit mit den Werkzeugen des Körpers wieder anknüpft.

Allein in dem Zustand, da er gleichsam unabhängig vom Körper, bei geschlossenen Sinnen, für sich selbst lebt, erinnert er sich sowohl alles dessen, was er in seinem unabhängigen Zustande lebte. Hier genießt er also gleichsam die Frucht von seinem doppelten Dasein. An uns selbst können wir

dies nicht leicht wahrnehmen, weil wir wachend nur das einfache Sinnen- und Leibesleben fühlen, wo wir uns von dem Fürsichsein des Geistes keine Vorstellung machen. Aber doch, auf der Grenzscheide beider Zustände, wo das Sinnenleben und Fürsichsein des Geistes zusammenschmilzt, im Traum, entdecken wir die Spuren. So erinnern wir uns zuweilen erst im Traum eines früher gehabten Traumes, dessen Bild wir wachend nicht fähig waren, herzustellen. Ein Beweis von der Thätigkeit des Geistes in Augenblicken, die wir wachend nicht mehr kannten. So begegnet vielen Menschen, daß sie bei manchen Anlässen zu sich selbst sprechen möchten: „Wie ist mir, ist das, was jetzt geschieht, nicht schon einmal da gewesen? Habe ich nicht das schon erlebt?“ Sie sind dessen so sicher, daß sie oft in dem Augenblicke wissen, wer nur reden, was man nun reden und thun werde, weil es schon einmal so geschehen ist. Und in der That, was sie dachten, wird geredet, wird gethan. Und doch ist dies keine Wiederholung einer wirklich wachend erlebten Begebenheit: sondern offenbar eine aufgeregte Erinnerung an die Beschäftigung des Geistes während seines Fürsichseins. Er trat damals in die Zukunft gleichsam spielend hinaus. Für ihn, unabhängig von den Sinnen des Leibes, ist keine Trennung vom Künftigen gewesen. Wachend haben wir nur seltene Abspiegelungen vom Thun des Geistes in seinem Fürsichsein.

Auffallender, als an sich selbst, erkennt man die ans Wunderhafte grenzende Hoheit des Geistes

und seines Selbstbewußtseins, an solchen Kranken, die nervenschwach sind, oder im Zustand der Schlafwandler und Schlafredner. Sie erinnern sich in solchen Zuständen alles ähnlichen Vorangegangenen, und zugleich dessen, was sie wachend thaten. Sobald ihr Geist aber wieder in engere Verbindungen mit den offenen Sinnen tritt, erinnern sie sich durchaus nicht dessen, was sie im Schlafe waren und thaten. Sie würden, nun sie wachend sind, glauben, im Schlafe bewußtlos gewesen zu sein, wenn man sie nicht vom Gegentheil belehrte. Der Geist ist also niemals bewußtlos, der Leib schlafe oder wache. Vielmehr wissen wir aus vielfachen Erfahrungen an eben geschilderten krankhaften Personen, daß der Geist, während seines Fürsichseins, eine unglaubliche Gewalt hat. Er bedarf der äussern Sinne nicht, um wahrzunehmen, was da ist und geschieht. Er erkennt auf eine für uns unerklärliche Art Menschen und Thiere, selbst das Thun und Treiben entfernter Personen, die er im wachenden Zustande nie gesehen und gekannt hat.

In diese Losgebundenheit vom schweren Sinnenleben tritt der unsterbliche Geist beim völligen Absterben des Körpers wieder ein. Daher ist der Anfang des Absterbens eine Erhöhung seines Zustandes, ein herrliches Freiwerden. Daher die Ruhe der Sterbenden, wenn endlich der wundervolle schöne Augenblick eintritt. Es muß ein unaussprechlich süßer Augenblick sein. Man scheint oft in den Zügen der Verstorbenen, einige Stunden nach ihrem Tode, noch ein zufriedenes, unaus-

sprechlich heiteres Lächeln, als den schwachen, letzten Ausdruck ihres Wohlbefindens, zu sehen. Man glaubt in ihren Mienen zu lesen, wie an ihnen das Wort des Herrn erfüllet ward: Ich will die müden Seelen erquicken.

So ist der Tod also, zumal dem Gerechten, nichts weniger als furchtbar. Es ist ein himmelvoller Augenblick, da der Geist in seine eigenthümliche Freiheit und Würde zurückkehrt. Hat er schon früher gelebt, als auf Erden: so wird er sich da erst dessen wieder erinnern, während ihm dieses so lange unmöglich war, als ihn die dunkele Bürde der irdischen Sinne umfaßte, die er tragen mußte, weil er ein Mensch sein wollte.

Und so wird mir Jesu bedeutungsreiches Wort hell: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 24.) Ja, es ist ein Wiederfinden der Geliebten, ein Wiedererkennen nach der Trennung! — Gibt es schon auf Erden Zustände, wo der Geist des Menschen, zum Theil entbunden vom Leibe, von den ihn blendenden Sinnen, durch seinen bloßen Willen mächtig ist, entfernte, ihm fremde Personen in ihm fremden Gegenden wahrzunehmen: warum nicht mehr noch dann, wenn jede Fessel gebrochen ist?

O Gott, o Vater! auch meine müde Seele wirst Du erquicken. — Nein, ich will nicht mehr zittern vor der Auflösungsstunde. Ich will sie mit jener Heiterkeit, mit jener seligen Zuversicht erwarten, die mir Jesus gab, der Ueberwin-

der der Todesschrecken; mit jener Heiterkeit, zu welcher Deine unendliche Güte und Liebe mich berechtigt. — O des Entzückens, wenn mir all mein Verlornes nun in dem heiligen, herrlichen Leben wieder wird, dem Du mich geweihet hast! Wenn ich, was meiner Seele theuer war, nach der kurzen Trennung wiederfinde!

Halleluja! Halleluja! Gelobet sei Gott, der namenlos Herrliche, der namenlos Barmherzige! Halleluja, dem allliebenden Vater der Seelen, die er erquickt und verklärt in den Stunden des Todes. Gepriesen sei der Unendliche, der Vater des Lichts und der Seligkeit, von Welten zu Welten durch die Ewigkeit hinab. Amen.

XVII.

Die Furcht vor dem Tode.

Erster Theil.

2 Kor. 5, 1 — 6.

Vollbracht! rief einst nach heißen Stunden
Am Kreuze Jesus Christus laut;
Umkrönt mit Dornen, voll von Wunden,
Rief er zu dem, dem er vertraut.
Und nicht umsonst — die Stunde kam,
Die alle Schmerzen von ihm nahm.

Vollbracht, wie lang' es auch noch währe,
Ruf' einst auch ich, und bald, und dann

Bin ich entstorben jeder Zähre,
Bin dort, wo nichts mehr kränken kann.
Ein Herz von Lieb' und Glauben voll,
Weiß, was es hoffen darf und soll.

Wenn die Sterblichen schon in der Wiege ihre Schicksale und Leiden voraussehen könnten, viele würden noch mehr vor dem Leben zittern, als vor dem Ende desselben, welches wir Tod nennen.

Man hat oft das Leben unter dem Bilde einer Reise vorgestellt. So ist es. Es ist eine Reise, ohne unsern Willen vollendet. Mit gewaltiger Eile, unaufhaltsam setzen wir sie fort; wir fangen sie in einer dunkeln Morgendämmerung an, treten aus einer unbekannten Nacht hervor, und eilen einer andern Nacht entgegen. Alles ist Gottes Werk.

Die Augenblicke flüchten, die Stunden rennen an uns vorüber. Gern möchten wir unter den ersten Blumen verweilen, die uns im Morgenroth der Jugend anlächeln. Umsonst! Eine verborgene Macht reißt uns davon, die Blumen fallen welkend aus unserer Hand, die heiße Mittagssonne des Lebens brennt schon über unserm Haupte. Wir sehen freundliche Schatten, wo Erquickung zur Ruhe einladet. Gern möchten wir ruhen. Es ist unmöglich, wir müssen davon; wir halten umsonst die Freude fest, die wir am Wege finden. Sie verschwindet. — Schon röthet sich vor uns der Abend, und hinter dem Abendroth schleicht die Nacht heran. Gern möchten wir stille halten, und der Kühle des

lieblichen Abends noch lange geniessen. Weiter! weiter! ruft eine unbekannte Stimme. Wir umklammern vergebens, was wir finden, um den Flug unserer Reise zu verspäten. Allein nichts hilft uns; Alles flieht mit uns den schnellen Strom hinab. Die Röthe des Abends verliert sich. Dunkelheit umhüllt die Gegenstände; alles Licht verlöscht; Alles ist verschwunden; unsere Sinne ruhen, die Reise ist gethan. Wir stehen in der Nacht, die Menschen haben uns vergessen.

Dies ist unser Loos; wir kennen es Alle. Du bebst nicht mehr vor der Nacht, aus welcher du in dies Leben hereingegangen bist — warum schauderst du vor der Nacht, in die du übergehen sollst? Ist denn dies wunderbare Spiel deines Daseins dein eigenes Werk? Nein, es ist die unabänderliche Folge weiser Anordnungen einer höhern Gewalt.

Was heißt Sterben? — Auslöschen und in süßer Betäubung sein eigenes Selbst und alle Erscheinungen des Tages vergessen, wie einen verdämmernden Traum; überschweben in neue Verbindungen der göttlichen Welt, wie in einen Traum; eingehen in erhabenere Verhältnisse, und leises Fortschreiten auf der menschlichen Stufenleiter der Schöpfung.

Wir kennen das Jenseits nicht; aber es kann auch keinem Sterblichen offenbart und ausgesprochen werden, weil es nothwendig alle seine bisherigen Erfahrungen übersteigt, und alle Sinne ihm dafür mangeln. Wie würdet ihr auch nur einem Blindgebornen das Entzücken mittheilen, welches

eine schöne Gestalt oder der Zauber einer Frühlingsgegend unter Blumen und Morgenröthen in euch regt? Wenn die Seele eines Thieres jemals eine menschliche Gestalt, und damit das Licht der Vernunft empfinge: würde der neue Mensch sich sehnen, in das vorige Loos des Thieres zurückzukehren, wo es dumpf nur über den gegenwärtigen Augenblick hinbrütete, und nichts wußte, als was jedesmal vor ihm schwebte?

Warum fürchten wir also den Tod, den gewissen Uebergang zum Bessern? Warum scheint uns neben demselben das Dasein, wie wir es haben, schöner, ungeachtet doch nur wenige Menschen sein würden, welche ihr Leben, mit allen seinen Jammerstunden, Thorheiten und Selbstpeinigungen, ganz wie es war, noch einmal leben möchten, wenn sie darin nichts abändern dürften?

Vorzüglich sind zwei Hauptquellen der Todesfurcht, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen.

1. Die Gottheit selbst hat tief mit unserm ganzen Wesen den Trieb des Lebens verflochten. Daher entspringt die allgemeine Empörung unserer Natur gegen Alles, was Tod heißt.

Ohne diese heftige und fast unüberwindliche Lebenssucht, ohne diesen natürlichen Abscheu vor dem Tode, würde die Erde schon jetzt eine menschenleere Einöde sein. Mit zahllosen Gefahren hat der Mensch hienieden zu ringen; er wäre tausendmal von ihnen verschlungen; aber der Trieb zum Leben gab ihm Muth, und der Muth ihm den

Sieg. Manchen hätte die Qual selbstverschuldeter Leiden, oder auch nur die voreilige Furcht, längst des Lebens satt gemacht, und er wäre vor der Zeit seiner Reife dahingesunken; aber die Finsterniß des Grabes schreckte ihn auf, und söhnte ihn mit den Mühseligkeiten des Tages aus. Schon hatte die Verzweiflung sich in ihrem düstern Wahnsinn dem Abgrund genaht, und die freiwillige Flucht in das stille Land der Todten beschlossen; aber da lächelte sie das freundliche Leben an mit neuen Reizen, und die Hoffnungen, welche es beständig begleiten, wanden der Verzweiflung den Dolch aus der erhobenen Hand. Es ist göttliche Bestimmung, wir sollen leben, um für höhere Bestimmung reif zu werden; darum wurden wir durch die sanftesten und unzerreißbarsten Bande an das Leben geschlossen.

Ohne diese heftige Begierde zum Sein und Leben würde die Fortdauer nach dem Tode uns ein gleichgültiges Gut sein, und mit unserer Vorbereitung zur höhern Vollkommenheit wäre es nie Ernst. Aber die Lebensbegierde ist da, und mit ihr der Wunsch, auch nach den Verwandlungen im Tode fortzuleben. Und mit der Hoffnung auf die Ewigkeit verbindet sich nun das Gefühl der Nothwendigkeit, eines Lebens nach dem Tode, eines schönern, würdig zu werden.

So wird aus der uns angebornen Sehnsucht zum Dasein eine göttliche Offenbarung von unserer Fortdauer nach dem Tode. Und nicht nur den Christen ist durch Jesum Christum, nein, auch allen andern Völkern ist diese beseligende Offenbarung

zu Theil geworden. Der Weiseste unter den Weisen des hohen Alterthums und der wildeste Indianer in den Wäldern seiner noch unentdeckten Heimath sehen mit frohem Glauben auf eine Ewigkeit.

Aber darin fehlt der Mensch, daß er den Trieb zum Leben auf eine widernatürliche Weise in eine quälende Leidenschaft verwandelt; daß er sich vor dem Tode mit vergeblichen Einbildungen ängstiget, oder dem jetzigen Leben einen so unermeßlichen Werth beilegt, den es wirklich nie hat.

Oft ist es nur kränkliche Reizbarkeit, was den Tod, in der Einbildung, mit gespensterhaften Schrecken umgibt; es ist ein Hang zur Schwermuth, welcher, wenn er überhand nimmt, uns unaufhörlich mit der leeren Furcht vor dem Sterben peinigt. Nicht die Verwandlungen des Todes, sondern die Zerrbilder davon sind Furcht erregend, welche sich der Mensch zu seiner eigenen Folter schafft.

Dieser unangenehme Zustand des Gemüthes ist oft nur eine Folge allzuruhiger, sitzender Lebensart und daraus entstehender Verdickung der Säfte im menschlichen Körper und peinlichen Druckes derselben auf das zarte Spiel der Nerven in uns. Er kann zuweilen leichter und schneller durch Bewegungen, körperliche Arbeiten, große Zerstreuungen, als durch die besten Trostgründe, verändert werden. Die Lage eines Menschen, der sich beständig mit Vorstellungen des Erkrankens martert, und in

fortdauernder Todesangst lebt, ist schrecklich. Er gehört den Mitteln eines weisen Arztes an.

Nie sollte man sich selbst, nie Andern den Tod und das Grab mit fürchterlichen Farben vormalen, die an sich weder dem Tode noch dem Grabe gehören. Finstere Vorstellungen dieser Art zerrütten nur die Einbildungskraft, und machen höchst verderblichen Eindruck auf schwache Gemüther.

Der Sterbende empfindet den Tod so wenig, als der Müde das Einschlafen. Wir haben viele Menschen gesehen, welche mit vollem Bewußtsein auf dem Sterbebette den Augenblick der Auflösung erwarten, und selbst verkündeten. Man hatte vorher ihre Einbildungskraft nicht erhitzt, sie entschliefen lächelnd, ohne Angst, wie jeder Christ entschlafen soll, der an Gott glaubt und Vertrauen zu dem Ewiggütigen in frommer Brust nährt. Was die Umstehenden am Sterbebette in den Mienen des Entschlafenen sehen, weiß, der da einschlummert, nicht. Eine Krankheit kann schmerzvoll sein, ihr Aufhören nicht.

Wenn wir den Anblick des entseelten Leichnams schauderhaft finden, wie er da liegt, kalt und starr, bleich und ohne Athem, ohne Theilnahme an unsern Empfindungen, ohne Mitleid mit unsern Thränen, als hätte er nie zu uns gehört, nie uns gekannt: so beruht dies Schauderhafte nur in einer Täuschung unser selbst. Prüfen wir uns genau, und es wird uns nicht entgehen, daß wir den Todten beklagen um das, was er nun alles verloren hat. Aber er weiß nicht darum. Wir bil-

den uns ein, wie zärtlich er uns liebte, wie gern er noch bei uns geblieben sein würde, wie eine unbekannte Hand ihn von uns trennte, und wir vergebens ihn halten wollten. Aber der Todte weiß nicht darum, und selbst diese wehmüthigen Gefühle waren in seinen letzten Tagen und Stunden nie so laut, als sie bei uns Gesunden zu sein pflegen. Er verschwand aus dem Reiche dieses Lebens, und ließ uns seine Asche und Hülle, eine kalte Bildsäule, zurück, die wir einst liebten, da sie beseelt war, die ihm aber nie gehörte, sondern den Elementen wieder zufällt, aus welchen sie nach und nach gebildet ward.

Nicht der Tod, sondern unsere Einbildungen von ihm sind das Furchtbare. Führe deine Vorstellungen vom Sterben auf diese einfache Wahrheit zurück, und der Tod wird meistens seine Schrekken verlieren.

Eine andere widernatürliche Entartung des uns von Gott verliehenen Triebes zum Leben ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben und der allzuhohe Werth, den wir ihm beilegen. Das Leben hat nur einen Werth, insofern wir es zur Vollkommnung unserer Seele, zur Ausrüstung unsers Geistes mit größern Eigenschaften und zur Beglückung anderer Menschen benutzen können. Können wir dies nicht mehr, verschwindet selbst, wie im hohen Alter, die Hoffnung dazu, so büßt das Leben seinen höchsten Werth ein, und ein neues wird wünschenswürdiger.

Edle Seelen, ihr kennt noch edlere Güter, als

das Leben! Ihr, die ihr in den Heldentod gegangen seid für die Freiheit und das Glück eures Vaterlandes und eurer tausend bedrängten Mitbürger; ihr, die ihr für die Wahrheit der Religion Jesu Christi muthvoll den Gang zum Grabe eiltet; ihr, die ihr den Tod vorzoget einem Leben ohne Würde, ohne Tugend — ihr wußtet des Daseins Werth. Ihr starbet muthvoll im Arm der reinsten Tugend; in der Uebung einer himmlischen That. Euer Tod war beneidenswürdiger, als das Leben von tausend Andern! Vollendete, ihr lehret die Hinterlassenen, wie sie handeln sollen! (Matth. 16, 25.)

Das Leben hat nur einen Werth durch unsere Tugenden, durch das Glück, welches wir Andern gewähren können. Wer also, gleich dem Thiere, nur für seinen Hunger und Durst durch die Welt kriecht, ohne sein Gemüth für sein künftiges edleres Dasein vorzubereiten; wer nur lebt, um seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, besser als ein Anderer, zu kitzeln — lebt, um seinen Leichnam mit feinern Tüchern zu behängen, als ein Anderer; lebt, um seine Eitelkeit, seinen kleinlichen Stolz prangen zu lassen — flüchtige Dinge, die am Grabe verschwinden müssen —, dessen Dasein ist ohne Werth, und der Verlust desselben verdient keine Thräne.

Oft ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben nur eine allzugroße Liebe und Sorge für diejenigen, welche wir hinterlassen sollen. Wir schaudern vor dem

Tode, weil er uns aus den Armen unserer Gattin, unsers Gatten reißt. Wir beben vor dem Grabe, weil, wenn wir hineinsteigen, noch geliebte Kinder dastehen, unerzogen und verwaiset, ohne Beistand, ohne Schutz von uns.

Daher sieht man, daß junge Leute, oder solche, welche für keine schutzlosen Lieblinge zu sorgen haben, harmloser sterben, als Aeltern, deren Blick mit Zärtlichkeit an ihren Kindern hängt. Aber auch darum soll keine Todesfurcht das Gemüth des Christen überwältigen. Nicht du, o Vater, nicht du, o Mutter, hast bisher dein Kind beschirmt: Gott war es! Gott ist der Vater der Waisen, er, der auch über Glück und Leben des kleinsten Wurmes wacht. Will er ihr Wohlergehen, wahrlich, keines Menschen Macht wird sie verderben. Seine Vorsehung, nicht Menschenwillkühr, leitet sie. Ruft dich Gott einst von ihnen ab — eile freudig zu dem himmlischen Vater; es kommt eine Zeit, da ruft er auch deine Kinder zu dir!

2. Die zweite Hauptquelle der Todesfurcht bei den Menschen ist die Entfremdung ihres Gemüths von den ewigen Wahrheiten der Religion.

Wohl bist du auf Christum getauft; wohl bekennst du dich zu ihm im heiligen Nachtmahl; wohl begehest du die üblichen gottesdienstlichen Gebräuche: aber wandelst du auch in Christo und seinen Geboten? Bist du auch mit deinem Gott durch ein andachtvolles Herz innig vertraut und vereinigt? Gehst du überall die Wege des Herrn? Uebst du

überall Gerechtigkeit? Thust du auch des Guten so viel als du vermagst? Hast du deine Feinde versöhnt? Wird dein Bewußtsein nicht von der Erinnerung heimlicher Sünden gequält?

Der religiöse Mensch ist der höhere Mensch auf Erden. Seinen Blick in die Ewigkeit gerichtet, seine Hand zum Wohlthun ausgestreckt, wandelt er in und mit Gott, ruhig in Gewittern und Stürmen; selig in den Freuden, die Gott verleiht. Aber nie erscheint die Würde der Religion in wohlthätigerm Glanze, als in der Stunde des Todes, und selbst schon neben dem bloßen Gedanken an das Grab. Hier offenbart sich ihre göttliche Abstammung, ihre wunderbare Hoheit, ihre tiefbeseligende Macht.

Der rohe, sinnliche Mensch, wenn er den Gedanken des Todes denkt, fühlt die fürchterliche Einsamkeit seines Geistes und die Vernichtung alles seines Habes. Was ist der Geist, wenn er entbehren soll, was ihn bisher allein entzückte? Er sann nie auf eine höhere Bestimmung; was wird aus ihm, da er nun die einzige irdische verliert, die er allein kannte und schätzte? Er geht ins Grab, und dahinten bleiben die fröhlichen Gastmähler, die glänzenden Ehrenstellen, die kostbaren Gewänder, die Schmeicheleien der Anhänger, die Verbeugungen der Untergebenen, die gehäuften Schätze mit ihren Zinsen, welche nun lüsternen Erben zueilen. Aermer als der Bettler sonst vor seiner Thür, steht er vor den Thoren der Ewigkeit — er hat

seine Habe verloren: er hatte nur eine Welt, die irdische nur. Was wird aus ihm?

O Religion, o süße Ruhe des Gewissens, und du, innige Gemeinschaft der Seele mit dem Allerhöchsten, verlasset mich nie! — Wehe, wer erst dann seinen Arm nach euch ausbreitet, wenn Alles Andere zerstäubt und Nichts wird. Wehe, wer erst dann seinen Blick auf die bessere Welt hinlenkt, wenn die Erdenwelt unter seinen Füßen verschwindet.

O mein Jesus, in Deinen heiligen Offenbarungen will ich leben, in Deinen heiligen Offenbarungen sterben. Seligmachend ist die Kraft Deines Wortes, und die Macht des Todes verschwindet vor derselben. Ich lebe ja Dir, und werde nicht sterben. Es ist kein Tod, es ist kein Grab! es ist nur Verwandlung und Verklärung. Gott ist kein Gott des Todes; er ist das Leben, er schuf das Leben, und mein Geist ist sein Werk. Mein Geist ist Leben, der den Staub beseelte, und ist Leben, wenn die Asche wieder verfliegt, die ihn auf Erden als ein Gewand und Werkzeug umgab.

Du, mein himmlischer und mein ewiger Vater, du Ursprung aller Dinge, von dem ich abstamme, zu dem ich zurückkehre — Dir will ich ewig angehören! Süß ist zwar das Leben, aber schreckenlos ist auch der Tod. Mich soll keine Furcht vor ihm überwältigen, keine Furcht vor ihm soll mich von Dir und der Tugend abwendig machen. Ich verschmähe die Tage, welche ich nicht mit gu-

ten Thaten schmücken, ich verschmähe ein Leben, das ich nicht mit Tugenden verherrlichen kann.

Auch mich, o Gott, auch mich wirst Du einst zu Dir rufen, wenn meine Stunde vorhanden, mein Ziel erreicht ist. Wohl mir, wenn ich dann denken kann: Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe, so weit meine Kräfte reichten, einen wohlthätigen Lauf vollendet; mein harret auch die Krone des ewigen Lebens.

Und wenn die letzte Stunde mir endlich alle Bitterkeiten des Todes, den letzten Kelch der Prüfung, darreicht; wenn meine erstarrende Hand nun nicht mehr die geliebten Seelen segnen kann, die trauernd die Thräne des Abschieds auf mein Sterbekissen weinen; wenn mein Mund, verschlossen, ihnen nicht mehr das letzte zärtliche Wort einer bis zum Tode treuen Liebe zustammeln kann; wenn das Geräusch der Welt und ihre freundlichen Töne nun vor meinen Augen verstummen: dann — dann, Herr! befehle ich meinen Geist in Deine Hände! Freudig wende ich mein brechendes Auge ab von denen, die meinem Herzen theuer sind; sie sind in Deinem Schutze. Du bleibest ihnen, wie Du auch mir bleibest in den Gefilden des ewigen Lebens.

Nein, ich fürchte den Tod nicht, o Vater des Lebens; denn der Tod ist kein ewiger Schlaf: er ist der Uebergang zu einem neuen Leben, ein Augenblick großer und herrlicher Verwandlung, ein Aufsteigen zu Dir.

Wohl ist die Thräne verzeihlich, welche wir über dem Sarge eines Lieblings vergiessen. Ach,

du Quell aller Liebe, Du durchblickst unser Herz. Du siehst das weiche Herz der Mutter, wenn es blutet an der Bahre eines Kindes, das im Sterben die schönsten Hoffnungen mit von hinnen nahm! Du kennst das brechende Vaterherz, wenn der Tod eines theuern Sohnes, einer geliebten Tochter die Glückseligkeit des Lebens vernichtet; aber Dein Geist, der heilige Tröster, durchdringe uns, und lege Kraft in das schwache menschliche Herz! Ach, wir sind nur Menschen! Die Gewalt des Augenblicks kann uns beugen, wenn Engel Dich unter ähnlichen Schmerzen preisen würden.

Der Tod unserer Geliebten macht uns endlich unsern eigenen Tod süß; er führt uns der ewigen Vereinigung zu. Jesu Liebesworte verbürgen uns die freudenvollere Zukunft. Auch wir werden mit unsern Geliebten im Paradiese sein. Amen! o Gott, o Vater, es werde wahr! Amen.

XVIII.

Die Furcht vor dem Tode.

Zweiter Theil.

2 Kor. 5, 1.

Weiche, Todesschrecken, weiche,
Freu' des Todes dich, mein Herz;
Liegt sie da, die kalte Leiche,
Weggeweint ist jeder Schmerz;
Und der Thränenquell versiegt,
Wenn der Staub im Staube liegt.

Tod, du heilest jede Wunde,
 Jeder Wunde Narbe du!
Flieht der Athem mir vom Munde,
 Flieg' ich Engelsarmen zu.
Deckt die Nacht mein Staubgebein:
Licht und Freiheit werd' ich sein.

Nimm für alle Erdenfreuden,
 Vater, Herzensdank von mir;
Dank für alle meine Leiden,
 Vater, sagt die Seele Dir.
Doch entführst Du beiden mich,
Herzlicher noch preis' ich Dich.

Ein kalter Schauder überfließt mich bei dem Gedanken meines Todes, und jede Fiber in mir sträubt sich gegen das Gefühl der Auflösung und Trennung. Und doch, wie sich auch Alles in mir dagegen empören mag, doch muß auch ich sterben. Sie tragen den Leichnam des früh verblühten Kindes neben der Leiche des seiner Tage müden Greises an mir vorüber, die Asche der hingewelkten Jungfrau zur Asche des starken Mannes, den eine Krankheit oder ein unglückvolles Ereigniß plötzlich aus den Bahnen seiner Thätigkeit hinwegriß. Auch meinen Leichnam werden sie hinzulegen. Warum soll mir das Sterben nicht so vertraut sein, als das Leben, da beides mir ohne mein Zuthun wird?

Schmerzlich schluchzt der treue Gatte über dem Sarge seiner Geliebten, die er sein anderes Ich, die bessere Hälfte seines Herzens nannte; schmerz-

lich das fromme Kind im Andenken des guten, herzlichen Vaters oder der sanft liebenden Mutter, welche ihm, ach immer allzufrüh, genommen wurden; schmerzlich die verzweifelnde Braut über der erstarrten Hülle des Lieblings, dessen Tod für sie der Tod aller heitern Zukunft war; schmerzlich der Vater oder die Mutter, wenn sie in der Ferne den kleinen Hügel erblicken, der die Ueberreste eines theuern Kindes bedeckt, das so oft durch seine Unschuld und Anmuth Entzücken in ihre Seele goß, und ihre Aussichten in die Zukunft mit seelerhebenden Bildern füllte.

Warum weine ich? Und ihr, die ihr verloret, warum weinet ihr? — Um die Todten, und daß sie scheiden mußten von Allem, was ihnen lieb war? — scheiden von einer Welt, die ihnen so manche Lust gegeben, und noch so manche versprach? Wie vergeblich ist doch euer Mitleiden mit ihnen! Warum beklagen wir denn nicht jeden Abend unsere Geliebten und uns selbst vor Schlafengehen? Ist denn Schlafengehen und Sterben etwas Verschiedenes? Freilich, der Entschlummernde hat die zuversichtliche Hoffnung, mit der aufgehenden Sonne wieder erquickter in das Leben hervorzutreten, wo der Sterbende hingegen diese nahe Hoffnung nicht hat. Er findet die längst verlornen Geliebten wieder, statt euer; er findet seinen Gott, der ihm mehr wird, als ihr arme Waisen ihm waret und geben konntet; er findet ein seliges Dasein ohne Ende; ja, er findet euch selbst eben so bald wieder. Denn was ist zuletzt die längste Dauer eures Erdenlebens?

Fraget den siebenzigjährigen Greis, er wird euch antworten: Ich habe von meinem Leben so viel behalten, als wäre es ein Sommernachttraum von siebenzig Minuten. Nun, und warum weinen wir? Trennt uns nicht auch der Schlaf? Und trennt uns der Tod um viel länger?

Nein, wir sollten unsern sterbenden Freunden beim Scheiden im Tode mit eben der Ruhe die gute Nacht sagen, wie beim Schlafengehen am Abend, wo wir schon über die Nacht hinwegblicken, und uns des bevorstehenden Morgens voraus freuen; oder wir sollten ihnen das freundliche Lebewohl zuflüstern, wie wenn sie die sichere Reise in ein angenehmes Land, in das Haus unsers Vaters, in die Heimath unserer Geliebten antreten, wohin auch wir eingeladen sind zu kommen, und wohin wir ihnen nach weniger Zeit folgen.

Der Tod ist, wenn ich hinwegthue alle schauerlichen Nebenumstände, mit welchen ihn meine Phantasie begleitet, so furchtbar nicht. Niemand würde den Tod furchtbar finden, wenn er noch keinen entseelten Leichnam gesehen hätte, dessen Blässe, Kälte und gleichsam steinerne Empfindungslosigkeit uns Grausen erregt; wenn er vom Sterben nichts wüßte, als es sei eine Verwandlung unserer Seele, ein Hinüberschweben in das Glücklichere und Seligere.

In der That ist es die finstere Einbildungskraft, welche uns hier am meisten beunruhigt. Sie versetzt uns mit voller Lebenskraft und Lebenssehn-

sucht in die Lage des Sterbenden, und läßt uns Kummer fühlen, den er nicht kennt, und Schmerzen leiden, von denen er nichts leidet. Sie versetzt uns in das Grab, und sieht die Gliedmaßen unsers Leibes Staub werden, mit denen wir jetzt noch prangen, und denkt sich das Grab als das Ende des gesammten Lebens.

Aber hinweg mit diesen selbstgeschaffenen Schreckbildern der Phantasie, die keine Wirklichkeit haben, und wir werden zwischen Sterben und Entschlummern nur noch geringen Unterschied finden. Unzählige, die sich während ihres Lebens auf die unbilligste Art vor dem Tode fürchteten, sind mit einer Heiterkeit und frohen Gelassenheit nachher entschlafen, wie sie es selbst nie erwartet hätten.

Noch thörichter ist es, den Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe für ungemein schmerzhaft zu halten. Ob dies Trennen einen Schmerz im Körper verursachte, hat noch Niemand sagen können. Das krampfhafte Zucken der Muskeln ist meistens wohl schauerlich im Anblick, aber schmerzlos im Gefühle. Ausser dem Entschlafen ist das Hinsinken des Menschen in eine Ohnmacht dem Augenblicke des Sterbens am ähnlichsten. Aber der Ohnmächtige, indem seine Kräfte von ihm weichen, empfindet fast keinen Schmerz von Bedeutung. Hätte vielleicht nicht durch künstliche Reizmittel sein Nervengewebe wieder Fähigkeit erhalten, der Seele zu dienen, würde er aus der Ohnmacht in den Tod übergeglitten sein, ohne andere Empfindungen. In dem gleichen Zustande befanden sich

alle diejenigen, welche bei strenger Winterkälte erfroren, und dennoch wieder in das Leben zurückgerufen wurden. Ihre Glieder erstarben, während ihr Blut immer langsamer floß, und endlich durch den Frost erstarrte. Sie empfanden nichts, als eine unüberwindliche Schläfrigkeit und Neigung, sich niederzulegen, um auszuruhen. Und hatten sie gleich die deutliche Vorstellung, daß solcher Schlaf sie in Tod verwandeln könne, zogen sie doch lieber das Sterben vor, um der Süßigkeit des Schlummers zu geniessen.

Gewiß also ist nicht der Augenblick der Auflösung schrecklich, die wenigsten Menschen werden ihn mit Klarheit gewahr: sondern nur die Einbildungen der Nichtsterbenden sind ihnen selbst das Furchtbarste. Gewiß nicht das Sterben selbst ist ihnen aber so furchtbar, als der Gedanke: Wenn ich nun kein Mensch mehr bin, sondern die Menschengestalt von mir abgelegt habe, was werde ich dann sein? Diese Ungewißheit über das Wichtigste, was uns bevorsteht, erfüllt uns mit Grauen. Erst durch diese Dunkelheit wird uns das klare Tageslicht lieb, von welchem wir umströmt werden; wir gewinnen das lieb, was wir haben, und zittern, das Gewohnte zu vertauschen gegen einen Zustand, von dem wir fast keine Vorstellung haben können.

Hätte die Weisheit des Weltschöpfers aber uns schon im Leben eine Ansicht dessen gewährt, was uns erwartet: wahrlich, das Grab wäre keine Schranke mehr, und Wenige könnten mit Ruhe die natürliche Stunde ihres Todes erwarten! —

Aber eben diese Ungewißheiten sind für den ungeduldigen, leichtsinnigen und oft um Kleinigkeiten verzweifelnden Sterblichen die stärksten Fesseln, welche ihn an das irdische Leben festbinden, daß er es, als Vorbereitungsfrist, vollende; diese Ungewißheiten sind die Schauer, welche den Tod umringen, daß ihn Jeder meidet, dem Wahnsinn nicht die Sinne zerrüttet.

Aber auch diese Ungewißheiten sind nur furchtbar, so lange sie noch fern von uns zu stehen scheinen: in der Todesstunde ändert sich ihre Gestalt. Da wird, was hinter uns im verflossenen Leben liegt, schwankend und dunkel, aber die Zukunft und ein neues Dasein wird vom Glanze der Gewißheit umstrahlt. Der Sterbende schließt seine Rechnung mit der Welt ab, segnet noch einmal seine Lieben, und wendet sich von dem Liebsten hinweg, um sich nun ganz selbst zu gehören und in das bessere Sein überzugehen. Das Vergangene hat keinen Reiz mehr für ihn; nur die neue Welt, an deren Schwellen er schon dasteht.

Doch nicht für Jeden läßt der Tod seine Schrekken fallen. Mit Recht zittert der Sünder, wenn er ihn in der Ferne, und mit noch größerm Recht, wenn er ihn unausweichlich in der Nähe erblickt.

Und wer ist Sünder? — Jeder, dem das Irdische im Leben Alles, und das Göttliche in demselben nichts ist; Jeder, der für diese Welt hier so ganz lebt, als könne es nie enden; Jeder, der mehr an den Kitzel seiner Sinne, als an die Veredlung seines unsterblichen Geistes denkt; Jeder,

der für Vermehrung seines irdischen Vermögens, für Erweiterung seines Ansehens, für Lustbarkeiten und Vergnügungen, für den Schmuck seines Leichnams, für Unterdrückung seiner Gegner und Nebenbuhler, und überhaupt für das, was ihm von Erdengütern wichtig ist, Jahre um Jahre verschwendet, inzwischen er für die Vervollkommnerung seiner ewigdauernden Seele kaum Augenblicke anwenden mag.

Dieser stirbt, und seine Seele ist im Tode noch ärmer, als sie einst in der Stunde seiner Geburt gewesen, da sie wenigstens noch das Kleinod der Unschuld trug. Er stirbt, aber sein Geist ist nun ein Nichts; denn das Irdische war ihm ja Alles gewesen, und er nur ein Werkzeug roher Leidenschaften. Was wird aus der Seele, dieser Sklavin des Leibes, wenn ihr Leib, ihr Herr und Abgott, nun Staub geworden? Wo bleiben im Tode die Geschicklichkeiten des Körpers, die kunstvolle Sprache der Geberden, der gaukelnde Witz der Einfälle, die Fähigkeiten, Andere zu überlisten und zu verführen, die Mittel, sich einzuschmeicheln, die tausend kleinen Kunststücke der Eitelkeit und Gefallsucht? — — Sie vergehen mit dem Staube. Aber der arme, verwahrlosete Geist und die vergessene Ewigkeit — sie bleiben! Schrecklich genug, sie bleiben! und die Wirkung der Sünden, und die Rechenschaft und das Gericht und die Gerechtigkeit Gottes bleiben!

Verlorner! meine Seele jammert über dein Loos — Engel mögen weinen — aber dir ward es

gesagt — Gott, Natur, Vernunft, Weltschicksale, Freuden, Unglückstage, Menschen, Bücher — Alles predigte dir, Alles rief dir deine höhere Bestimmung zu; mahnte dich bald laut, bald leise, bald drohend, bald flehend, an das Eine zu denken, was noth thut. — — Verlorner! du lächeltest stolz, und dein Stolz war dein Gott; du schämtest dich, der Gute zu sein — nanntest es schwermüthige Träumerei, Ueberspannung, Thorheit: reinmenschlich, wahrhaft edel, selbst mit Vernichtung deiner liebsten Leidenschaften edel zu sein! — Verlorner, du hast dir dein Loos bereitet — und kein Engel ändert die ewigen Gesetze der Natur, oder die Gesetze der Geisterwelt. Gott ist gerecht, dich retten keine Gebete, kein Angstschweiß auf der erkaltenden Stirn — dein Leben liegt verschwendet hinter dir, dein Geist geht ohne Hoffnung des bessern Looses in das neue Dasein hinüber. Du hast dein Gutes genossen, und deinen Lohn dahin!

Ja, Gewißheit, eine grausenvolle, hat der Sterbliche, der hienieden für das Hienieden lebte, als gäbe es kein Dereinst! — — Aber Gewißheit hat auch der Gerechte, der mit stiller Tugend seine Pflichten vollzog, und lieber Wohlsein, Frieden und Glück unter allen seinen Miterschaffenen verbreiten wollte, so weit er reichen konnte — als nur sich allein einen guten Tag leben.

Er hat Gewißheit. Sein Herz sagt es ihm: Du wirst nicht ganz sterben; die ewige Liebe wacht über dich. Die Natur sagt es ihm, indem er durch ihre Wunder, wie durch einen Schleier, Gott schaut

und seine Majestät, Ewigkeit und Gnade. Seine Religion sagt es ihm, wie Jesus sich offenbarte. Er weiß, daß unser irdisches Haus, diese Hülle, zerbrochen wird; daß wir aber einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. (2 Kor. 5, 1.)

Was sind für ein edles Gemüth die Schrecken des Todes? Gaukelspiele der Einbildungskraft, vor welchem nicht die Seele, sondern das Irdische an und in uns zittert. Hat Jesus Christus nicht den Schrecken des Todes für uns überwunden? Hat er uns nicht den freudigen Zugang zum Vater eröffnet, indem er uns lehrte vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist?

Möge der Leib schaudern, Asche zu werden, wenn er aufhört, ein Werkzeug seiner Seele zu sein — aber ein heiliges Entzücken erfüllt zugleich die Seele des Gerechten. Denn für sie ist im großen Weltall nur ein Leben, und nirgends Tod; für sie ist Alles ein großer Zusammenhang, nirgends eine Zerreissung der ewigen Kette von Wesen, die Gottes Allmachthand zusammenknüpfte.

Millionen überwanden vor mir. Millionen werden überwinden nach mir. Sollte ich allein dastehen, und feig und doch vergebens vor einem Tode zittern, der kein Tod ist? Nicht doch, muthig und mit Frohsinn lasset uns hinwandeln im Glauben, wenn auch nicht im Schauen. (2 Kor. 3, 7.) Diese Freunde, diese Kinder, diese Geliebten, an denen mein Herz so innig hängt, und wenn ich sie verlasse, werde ich sie dann auf ewig

verlassen? Es ist ja nur Trennung von der flüchtigen Dauer einer Sommernacht. Ihre mir verwandten Seelen bleiben mir ja doch treu. Die wunderbar gütige Hand der Vorsehung, welche uns im Dunkel dieses Lebens zusammenführte, wird uns auch im Licht des ewigen Seins wieder vereinen. Gott, den der ewige Sohn, den Jesus die Liebe, die höchste, reinste Liebe nennt, wird die Liebe nicht tödten und trennen, die er selbst schuf. Nein, der Allerheiligste, dem wir durch Liebe und Tugend ähnlich werden können, wird die Tugend und Liebe nicht gleich dem Staub verblühen lassen, von dem sie nicht herstammt.

Ist es denn meines Vaters Wille, soll ich früher von hinnen scheiden, als ihr, o meines Vaters Vertraute, ihr Geliebten, die Gott mir gab, die Tage meines Lebens zu verschönern — zärtlich seid noch von meinem sterbenden Blicke gesegnet, wenn mir der Ewige winkt. Eure Thränen der Wehmuth an meinem Sterbelager sind mir die letzte Bürgschaft der treuen Liebe, die mich so oft beglückte, und diese Liebe stirbt nicht! Ihr werdet aufhören, um mich zu weinen, aber nicht, mich zu lieben. Und meine Seele, auch in jenen Höhen, auch in der Fülle reiner Seligkeit, wird euch lieben — dies Gefühl, das Gott meiner Seele gab, bringe ich wieder vor Gottes Thron. Weinet nicht, werde ich in der letzten Stunde noch zu euch stammeln, es ist kein Tod, wo Unschuld, Tugend und Heiligkeit leben. Nur die Sünde ist Seelentod. Fliehet die Sünde, haltet an Gott,

handelt göttlich, so viel an euch ist, und wir gehören uns an und bleiben vereint dort, wie hier.

Ja, mein Leben sei von nun an, mehr denn jemals, das Leben eines Gerechten, und die Schrekken des Todes werden verschwinden vor dem Gefühl meiner zunehmenden Tugend und Vollkommenheit, wie die Nebel vor den wachsenden Strahlen einer aufgehenden Sonne. Wie heiter gingen vor mir unzählige edle Menschen freiwillig für Wahrheit und Recht, für Vaterland und Menschenglück in den gewissen Tod! Sie starben als Märtirer ihrer Seelengröße für die gute Sache. Ihre erhabenen Seelen achteten das Heilige höher, als ein Leben ohne Verdienst; die Pflicht des Geistes höher, als die sinnliche Freude, noch ein paar Stunden oder Jahre länger Erdenluft zu athmen. Was war ihnen für Gottes Sache das Sterben? Ein Gewinn; der Tod schien ihnen nur das Umwechseln eines Gewandes, und es war nicht mehr. Sie warfen das Verwesliche ab, um anzuziehen das Unverwesliche.

Beneidenswürdiges Schicksal, in seinen Pflichten und für seine Pflichten das nichtige, leere Leben auszuathmen in Gottes Armen! O Jesus Christus, dies war Dein Tod, Welterlösertod! Ach! könnte er der Tod aller Deiner Nachfolger sein, der meinige, daß ich mitten im Wohlthun und Segen einer durch mich beglückten Welt den Geist aufgeben würde!

Was hätte endlich auch diese Erde für Vorzüge, daß sie das Scheiden so sehr erschweren

könnte? — Der Gerechte sehnt sich nach immer höherer Vollendung seiner Seele; kann sie ihm schon hienieden gewährt sein? Ach, diesen heiligen Durst stillt erst das Erwachen im bessern Sein.

Und die Freuden dieses Lebens — weit entfernt, daß ich sie verschmähen wollte, denn sie sind Geschenke aus Gottes Hand! — wie flüchtig sind sie doch! Das längste irdische Vergnügen, wie bald ermüdet es uns! — Was haben wir, wenn wir Alles haben, wonach uns gelüstet? Ein beständiges Einerlei; immer einen Honigtropfen mit einem Tropfen Wermuth vermischt. Keine Lust ist hier ganz rein.

Du fürchtest, o schwacher Sterblicher, den Tod? Aber was hättest du vom längsten Leben? Du würdest die Freunde deiner Jugend, deine Geliebten, deine Kinder, vor dir hinwegsterben sehen; du ständest zuletzt verwaiset in der Welt, wie ein Fremdling, der nicht mehr zu ihr gehört! Du würdest dich mit wehmüthigem Verlangen nach denen sehnen, die schon da drüben sind, und Ueberdruß von den leeren Stunden deines irdischen Daseins empfinden; das längste Leben wäre dir eine schmerzliche Last, die du endlich gern in den Arm des Todes abwerfen möchtest, um befreit und froh den theuern Seelen zuzueilen, die dort deiner harren, wo man keine Klage, keine Trennung, keine Thräne kennt!

Ja, mein Jesus, ich will werden, wie Du forderst, ein wahres Kind Gottes, nützlich, liebevoll, wohlthätig, ohne Haß, Eitelkeit und Hab-

gier, rein, wie Du warst, göttlicher Menschenfreund, — dann werde auch ich die Schrecken des Grabes nicht kennen, werde den Tod nicht sehen, sondern nur den leichten Wechsel eines Traumes mit dem Erwachen.

Und wenn ich einst erwache zum ewigen, seligern Sein: o Jesus, du Offenbarer der Ewigkeit! o Gott, du herrlicher Geber der endlosen Seligkeit der Geister! welche heilige Wollust erfüllt mein ganzes Inneres nur schon unter den Ahnungen von dort! Das Grab meine Wiege, das Sterben mein Erwachen, das Verdunkeln der Erdenwelt mein Sonnenaufgang in schönern Gefilden!

Ach, ihr Theuern, ihr vor mir Hingegangenen! ihr Heißgeliebten, deren heiliges Andenken noch immer die Thränen meiner Wehmuth ehret hier im Staube: wie trage ich so sehr Verlangen nach euch! — ich soll euch wieder haben. Ihr, vollkommener als ich, ihr liebet mich noch, wie ich euch liebe in irdischer Unvollkommenheit. O, diese Liebe bindet ja die Geister entfernter Welten, den Himmel mit der Erde zusammen: wie sollte sie nicht unauslöschlich in mir lodern! — Diese Liebe soll mich heiligen, diese Hoffnung des Wiederfindens mich retten vor den Anlockungen der Sünde jeder Art. Ich will empor zu euch — wieder mein ganzes Ich in das eurige auflösen. Darum will ich meine Seele Gott und der Tugend heiligen; nur durch Gott werde ich euer! Ich fürchte den Tod nicht mehr; er ist der Gesandte Gottes, mich zu

befreien, mich zu euch hinüberzuführen, ihr Seligen!

Bald, o bald ist's überstanden!
Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich;
Viele Tausend überwanden;
Ueberwinden werd' auch ich!
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: glaube nur!

XIX.

Ueber das Erscheinen der Verstorbenen.

Evang. Lukas 24, 36 — 39.

Was Du, mein Gott, verhüllt,
Das will ich nicht enthüllen;
Genug, daß mir aus Deinem Willen
Nur Wohlthat quillt!

Es wird die Ewigkeit
Mir viele Räthsel lösen;
Nicht hier, dort seh' ich höh're Wesen
In Herrlichkeit.

Ob die Seelen verstorbener Menschen noch ihren Freunden oder Feinden Zeichen des Daseins geben können; ob sie uns durch den Sinn des Auges, oder Ohres, oder Gefühles wiedererscheinen können, oder nicht — — dies ist kein Grundsatz der christlichen Glaubenslehre, folglich in Absicht auf

die Religion selbst etwas ganz Gleichgültiges Daher folgt hier Jedermann, ohne deshalb sträflich zu sein, eigenen Meinungen; Manche glauben ihre Gründe zu haben, Gespenster, Geistererscheinungen, Ahnungen Abwesender oder Verstorbener anzunehmen; Manche verwerfen dergleichen als grundlose Einbildungen.

Da nun die Religion Jesu Christi, da die Worte und Lehren Jesu selbst, die er während seines Erdenlebens sprach, uns über die eigentliche Beschaffenheit des Geisterreichs keine Aufklärung gaben, und nichts Bestimmtes über den Zustand und das Wesen der Seele nach dem Tode des Leibes mittheilten, sondern höchstens nur andeuteten, was unsere Seelen jenseits des Grabes nicht sein, und was sie nicht thun werden, so bleibt alles Bemühen eitel, den Schleier von der geheimnißvollen Zukunft hinwegzuziehen. Wir verlieren uns bei solchen Untersuchungen in dunkele Träumereien, ohne Haltbarkeit und Gewißheit, und unser Nachdenken ist zuletzt nichts, als das vergebliche Spiel einer unnützen Neugier.

Hätte die Weisheit Gottes es der menschlichen Wohlfahrt und Ruhe für nützlich erachtet, die lebende Welt von den wirklichen Umständen und Verhältnissen des Geisterreiches zu belehren: o so zweifelt doch nicht, es würde auf die sonnenhellste, widerspruchloseste Weise geschehen sein. Wir würden göttliche Offenbarungen empfangen haben; wir würden Offenbarungen kennen, die kein Lebender zu bestreiten fähig wäre. Denn ohne beson-

dere Offenbarung ist keine Kenntniß vom Zustand der abgeschiedenen Seelen möglich. Die bloße menschliche Vernunft ist ein zu matt glimmendes Licht, um jene Finsternisse jenseits der Todesstunde zu erleuchten.

Wenn uns Menschen also, arme, kurzsichtige Sterbliche, von ihrer stolzen Einbildung bethört, Nachrichten über das Geisterreich, Auskunft von der Beschaffenheit der Seele nach dem Tode geben wollen, — wenn kurzsichtige Sterbliche es über sich nehmen, von denjenigen, davon Jesus Christus selbst nicht ohne Absicht schwieg, und wovon keine göttliche Offenbarung jemals kund gethan hat, den Menschenkindern Licht und Offenbarung zu geben: o so zweifelt doch nicht, daß diese Menschen, welche sich vermessen, mehr zu thun, als Jesus unser Heiland that, uns nur statt der heiligen Wahrheit nichtige Schwärmerei, statt der *Offenbarung* nur ihre Träume mittheilen. — Die heilige Schrift selbst warnt sie vor ihrer Thorheit, vor ihren Einbildungen, vor jenen Muthmaßungen und hohlen Fabeln vom Zustande der Seele nach dem Tode, von Gespenstererscheinungen, Enträthselungen der Dinge jenseits des Grabes, Erforschungen der Zukunft und dergleichen. (1 Tim. 4, 7.)

So gleichgültig freilich immerhin das Glauben oder Nichtglauben der Todtenerscheinung in Rücksicht der Religion selbst sein mag, die darüber nichts ausdrücklich verordnet hat, ist es doch nicht ganz gleichgültig, in so fern dieses Glauben

oder Läugnen der Geistererscheinungen großen Einfluß auf die Gesundheit unsers Leibes und unserer Seele haben kann.

Merkwürdig bleibt es immer, daß zwar die Erscheinung abgeschiedener Seelen schon in den alleräl testen Zeiten geglaubt worden ist, aber auch immer nur bei Völkern, die durch ihren Aberglauben oder ihre Unwissenheit bekannt waren. Eben so ist es merkwürdig, daß auch zwar heutiges Tages noch viele Menschen an das Erscheinen der Gespenster glauben, aber immer nur wenig unterrichtete, abergläubige, oder nervenschwache und kränkliche, oder solche Personen, welche eine zu allerlei sonderbaren Einbildungen sehr geneigte, lebhafte, schwärmerische Phantasie besitzen. Hingegen wußten davon niemals die weisesten, unterrichtetsten gesunden und unerschrockenen Personen.

Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um bald überzeugt zu sein, daß man an Todtenerscheinungen glauben lernen, daß man auf diesen Glauben verfallen konnte, ohne jemals einen abgeschiedenen Geist wirklich in der Natur gesehen zu haben. Denn wie mußte den Sterblichen, welche noch kein höheres Licht von oben empfangen hatten, wie mußte ihnen zu Muthe sein, wenn sie den Leichnam eines bekannten Freundes sahen? Sie konnten sich, auch wenn er schon im Grabe lag, nicht gleich daran gewöhnen, ihn verloren zu haben. Sie meinten, er müßte noch mit ihnen sein; ihre erhitzte Einbildungskraft spiegelte ihnen seine Gestalt oft sehr lebendig vor. Sie

überredeten sich im Schrecken, ihn gesehen zu haben, und da sie seinen Leichnam im Grabe wußten, so mußten sie denken, sein Geist könne sich wohl zeigen. — Am Tage ist Jedermann beherzt und fürchtet sich nicht; aber am Abend oder des Nachts, wenn unser Körper ohnehin erschlafft, die Seele ermüdet, die Einbildungskraft und jede Nerve empfindlicher und reizbarer ist, wenn die Finsterniß das Spiel der Einbildungen mehr begünstigt, dann fürchtet der schwache Sterbliche Dinge, die er am Tag selbst verlacht. Daraus läßt sich auch sehr leicht erklären, warum, was man von den grausenhaften Erscheinungen erzählt, meistens nur im Dunkeln, nur in der Nacht gesehen worden sein soll. Daher entsetzen sich selbst Kinder, die niemals von Gespenstern hörten, vor sehr gewöhnlichen Dingen, die in der Dunkelheit der Nacht eine abentheuerliche Gestalt gewinnen, und beim Lichte alte, bekannte Dinge sind.

So entsteht aller Irrthum in der Welt, denn der Irrthum glaubt in allen Stücken an Dinge, die gar nicht sind.

Es mögen nun Erscheinungen abgeschiedener Seelen wirklich Statt finden oder nicht — wenigstens wären sie für viele Sterbliche wünschenswerth. Wenn der weinenden Mutter noch das holdselige Kind lächelnd erschiene, das sie durch den Tod verlor; wenn dem liebenden Gatten der Geist seiner verklärten Gattin Trost aus schönen Gefilden in das wunde Herz brächte; ach! wenn eine Verbindung, ein Umgang mit den entschwundenen

Lieblingen möglich wäre; wenn das irdische Leben sich so noch an die jetzt verschleierte Ewigkeit drängen, und der Staub den Geist berühren könnte: welch ein erhabenes Loos der Menschheit wäre dies! — — Ach, wir müssen es entbehren. Wir sind desselben noch nicht würdig. Staub ist Staub, und das Geistige wohnt in herrlichern Verhältnissen.

Ich will nicht fragen, ob die Erscheinung abgeschiedener Seelen möglich sei. Es ist ja Vieles möglich, was darum auf Erden noch nicht erfüllt ist. Ich würde mich, wie tausend Andere, in unfruchtbare Muthmaßungen verirren, und aus dem Labyrinth meiner Gedanken noch unzufriedener heraustreten, als ich hineintrat.

Aber fragen will ich: Sind Erscheinungen der Todten wirklich vorhanden? — Wer kann hier antworten? Wer will mit Zuverlässigkeit darüber unterrichten? — Nur drei Lehrer gibt es, die mir darüber Auskunft ertheilen können: Jesus Christus, die Erfahrung und die Vernunft, durch welche Gott seinen Willen auch den Heiden offenbart.

Ich finde aber in der Lebensgeschichte des göttlichen Heilandes mancherlei wunderbare Erscheinungen, welche unerklärlich sind. Ich sehe ihn mit Engeln im Umgang. Ich sehe ihn, als seine Jünger, Jakobus, Petrus und Johannes, ihn auf dem Gebirge begleiten, dort im Glanze der Verklärung, und zwei ehrwürdige Män-

ner der Vorwelt, Männer, die kein irdisches Auge sterben sah, Moses und Elias, an seiner Seite, in Unterhaltung mit ihm. Ich höre eine Stimme aus den Wolken fallen über ihn, die da ruft: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! (Mark. 9, 2 – 9.) — Ich sehe Himmelserscheinungen an seinem Grabe wachen. Ich sehe den am Kreuze Gestorbenen und Begrabenen wieder lebendig unter den Seinigen, als siegreich Auferstandenen wieder umherwandeln.

Was sollen mir diese wunderbaren Ereignisse aus dem Leben meines Jesu beweisen? — Nichts anderes, als daß Jesus der Gottmensch sei, der, vermöge seiner höhern Natur, in höhern Verhältnissen wandelte, zu welchen kein schwacher Sterblicher weder vor noch nach ihm gelangt. Er, der dem wüthenden Sturm des Meeres Schweigen gebot, und dem der Ozean gehorchte; er, der Tausende in der Wüste speisete, und dem Blindgebornen durch einen Wink das hellblickende Auge gab — er war ein Anderer, ein Höherer, ein Göttlicherer, als ich und jeder Sterbliche.

Darf ich mich vermessen, mich an die Seite des Gottmenschen zu stellen? Darf ich wähnen, Himmel und Erde werden sich auf meinen Wink, wie auf den seinigen, wunderbar regen? Darf ich träumen, meine Hand könne Wunder thun, wie die Hand des Göttlichsten? Darf ich glauben, ich stehe mit Gott und Ewigkeit, mit den Lebenden und den Seelen der Verstorbenen in so wunder-

barer, naher, geheimnißreicher Berührung, wie der Gottessohn?

Nein, jene Erscheinungen, welche ich in der Lebensgeschichte Jesu anstaune, gehören nur dem Gottmenschen; sie beweisen mir nicht, daß jeder Sterbliche ähnliche Erscheinungen haben könne. — Ach, wie tief stehen wir unter dem Herrlichen! — Wie eitel, wie stolz ist der Wahn, daß ich, wie er, mit der Welt der Geister in Verknüpfung sei; daß das, was mir seinen Lebenslauf verherrlichen sollte, ein alltägliches Ereigniß sei, das Jedem, auch dem Unwürdigsten, widerfahre!

Jesus selbst warnte seine Jünger vor der falschen Einbildung, als könnten Menschen mit Geistern in nähere Berührung kommen. Als er einst über die Wellen des Meeres zu ihnen ging, schrien sie vor Furcht: Es ist ein Gespenst! — Er tadelte ihre ungegründete Furchtsamkeit; sie waren noch nicht verständiger geworden durch das eben so große Wunderwerk mit den Broden; ihr von jüdischem Aberglauben befangenes Herz war noch verstarret. (Mark. 6, 52.)

Jesus tadelte seine Jünger, als er ihnen nach seiner Auferstehung erschien, und sie sich vor seiner Erscheinung nach der Kreuzigung und dem Tode fürchteten, und meinten, sie sähen einen Geist. „Fühlet mich doch, und sehet," rief er, „denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe" (Luk. 24, 39.) Ein Geist oder eine Seele eines Verstorbenen hat also nichts

Irdisches an sich, sagt hier Jesus ausdrücklich, darum kann man sie nicht sehen und nicht fühlen. Was unserm Auge, unserm Ohr, unserm Gefühle erscheint, ist immer etwas Irdisches, nichts Geistiges. Die Seele wirft aber nach dem Tode des Leibes alles Irdische ab, welches im Grabe verweset. Darum ist sie unserm Auge unsichtbar, unserm Ohre unhörbar.

So will ich Sterblicher mich denn nicht weiser dünken, als Jesus, mein göttlicher Lehrer, war; so will ich glauben, wie er seine eigenen Jünger belehrt hat. So bin ich überzeugt, daß kein Mensch etwas Geistiges sehen oder fühlen kann, sondern was er sieht und fühlt, ist immer etwas Irdisches, Leibliches. Folglich kann mir und Niemandem die Seele eines Abgeschiedenen in diesem Leben erscheinen, weil ich die Seele, als solche, weder sehen, noch hören, noch fühlen kann.

Wollte uns aber ein abgeschiedener Geist erscheinen, so müßte er auch einen neuen Leib anziehen. Dieser neue Leib wäre dann ein ganz anderer, als der im Grabe verwesend liegt; folglich würde ich die Erscheinung, als eine fremde Gestalt, auch nicht kennen, und ihr Erscheinen wäre für mich ganz vergebens. Oder wo steht es in der heiligen Schrift, daß Gott den Seelen nach dem Tode sogleich wieder einen neuen Leib anziehe, der dem vorigen an Gestalt und Gesichtszügen ähnlich wäre? — Nirgends sagt dies die heilige Schrift. Wenn also Menschen es dennoch behaupten und lehren, so ist ihre Lehre ein Hirngespinnst,

und sie stellen sich mit ihren angeblichen Offenbarungen, von denen Gottes Wort nichts weiß, in die verachtungswerthe Zahl falscher Lehrer und bedauernswerther Schwärmer.

Aber zweitens auch die Vernunft stimmt schon harmonisch mit Jesu überzeugenden Worten zusammen. Sobald die Vernunft aller Völker einmal erwachte, das heißt, sobald die Menschen einmal ruhig und unbefangen nachzudenken anfingen, verwarfen sie die leeren Einbildungen von Gespenstern und Geistern, als altvettelische Fabeln, vor welchen Paulus seinen Schüler Thimotheus warnt. So sahen sie das Sinnlose und Thörichte dieser Einbildungen ein, und nannten es mit Recht einen Aberglauben, der die Würde des allerhöchsten Wesen im Menschen entweiht.

Denn welchen Begriff sollte ich mir von der unendlichen Weisheit Gottes machen, wenn ich glauben wollte, er habe den Seelen nach dem Tode keine höhere Bestimmung gegeben, als zuweilen in der Nacht irgend eine alte, furchtsame Person, oder irgend einen armen, unwissenden Menschen zu erschrecken? — — Wie, hat die unsterbliche Seele jenseits des Grabes kein wichtigeres Geschäft, als ein Popanz und Schreckbild einfältiger Sterblicher zu sein? — Nein, solche Vorstellungen, so ungereimt sie sind, eben so unwürdig sind sie in Rücksicht der Gottheit, der Alles liebenden, der Alles weise ordnenden Gottheit. Nein, der Vater im Himmel theilt unsere Thorheiten nicht mit uns. Er will, daß

wir ihn in seiner höchsten Weisheit anerkennen. Wahrlich, er weiset den Geistern der Verstorbenen einen ernstern Wirkungskreis an, als nächtlichen Unfug und Gespensterei zu treiben, wie der unwissende, mit seinen eigenen Einbildungen sich quälende Mensch wähnt.

Auch sind alle für wahrhaft ausgegebenen Erzählungen von Geistererscheinungen in sich selbst voller Thorheit. Die Erfinder dieser Mährchen sahen nach ihrer Einbildung nicht nur die abgeschiedene Seele in einem neuen Leibe, sondern sogar in neuer Kleidung nach Landessitte, wie sie der Handwerker bereitet. — Niemand will noch einen nackten Geist erblickt haben. Wenn nun auch die Seelen der Menschen erscheinen könnten: haben denn irdische Kleider auch Seelen, daß sie miterscheinen? Oder wer arbeitet für Geister nach dem Tode Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, wie sie ein Verstorbener zu tragen pflegte?

Doch genug des thörichten Unsinns. Ich mag in der Betrachtung desselben nicht länger verweilen. Es stört die Würde, die Heiligkeit meiner Andacht, die ich nur den ernsten, den erhabensten Gegenständen weihe.

Ich sollte drittens auch die Erfahrung befragen, ob sie von Erscheinungen der Seele nach dem Tode wisse. Aber könnte die Erfahrung jemals anders sprechen, als Jesus selber sprach, und als die Vernunft redet? Nur unwissende, rohe Völker, nur nervenkranke oder furchtsame Personen, nur Leute mit sehr lebhafter Einbil-

dungskraft treiben sich von jeher mit Fabeln und Mährchen von Gespenstern und Geistern umher; niemals aber weise, erleuchtete Völker, niemals einsichtvolle, erfahrne, muthvolle Männer.

Fern sei also von mir der unchristliche, den Aussprüchen meines Jesu widerstreitende Glaube an Erscheinungen der Todten, an Gespenster, an Kobolde, an Irrgeister, an Höllengeister, und was für Namen man diesen Erfindungen und Hirngespinnsten erhitzter Phantasien gab. Fern von mir sei dieser unchristliche Glaube, der als der Aberglaube von dem gemeinen Volke der Juden und Heiden nach ihrer Bekehrung zum Christenthume mit ihnen in das Christenthum überging.

Es ist nicht genug, daß wir uns selbst frei machen von diesen falschen, der Würde Gottes zu nahe tretenden Einbildungen: wir müssen vor allen Dingen uns bemühen, auch die zarten Kinder vor solchen zu bewahren, weil Kinder bei der Schwäche ihres Verstandes und bei der Lebhaftigkeit ihrer Einbildung ohnehin großes Gefallen an solchen Mährchen haben. Wir sollen darüber wachen, daß sie nicht vom unwissenden, oft sehr aberglaubigen Hausgesinde vor Erscheinungen furchtsam gemacht werden, die sie doch nie erblicken können und werden. Diese Schreckhaftigkeit welche auf ihre zarten Nerven übel einwirkt, ist sonst unfehlbar für sie die Quelle vieler bitterer Stunden.

Deine Lehre will ich retten, o du göttlicher Lehrer, Jesus, und den Glauben an Dein Wort

So wie Du einst gegen die abergläubige Furcht Deiner Jünger eifertest, so ist jedes wahren Christen Pflicht, den Aberglauben zu zerstören, wo er ihn findet, damit Jeglicher weiser, freier, furchtloser, wahrheitvoller und reiner werde, und sich, von den Schlacken des Irrthums losgebunden, im Geiste zu Dir erheben könne, ewiger Geist der Wahrheit, des Lichts und Lebens!

Du willst nur Liebe von uns, o Gott der Liebe, und keine knechtische Furcht. Du willst uns nicht mit den Seelen derer schrecken, die Du uns in diesem Leben zu lieben geboten. — Du hast, o Ewiger, von Ewigkeit her unser Loos geordnet, und unser Weg ist bestimmt und bereitet, wenn wir im Tod von unserer Hülle uns trennen. Wohlan, Du winkst: dahin werden unsere Seelen eilen, ach, Barmherziger, und Du winkst sie nicht zum Verderben!

Du selbst verhüllst das Angesicht der Ewigkeit mit undurchdringlichem Schleier für uns. — Ich will nicht mit verwegenem und fruchtlosem Vorwitz diesen Schleier zu heben suchen. — Es ist mir Wohlthat, daß ich nicht weiß, was ich nicht wissen soll. — — Der Tod wird lächelnd einst den Vorhang mir heben — ich werde die Wunder der Ewigkeit sehen — werde Allem, was mir hienieden lieb und heilig gewesen, auch dort gehören — ich werde Dich schauen, Gott schauen.

XX.

Gott ist die Liebe.

1 Joh. 4, 8.

Würden alle Zungen schweigen,
  Liebe — wärst du doch zu seh'n;
Sonne, Mond und Sterne zeugen:
  Gott ist Liebe! — Tiefen, Höh'n!
Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würd' es zeugen.

Trieb zur Ruh' und zum Geschäfte,
  Freud' am Dasein kommt von Dir!
Ich, wer bin ich? welche Kräfte?
  Gab ein Feind die Kräfte mir?
Ist Gefühl, Gehör und Sprache
Werk der Liebe oder Rache?

O ich fühle Dich und falle,
  Vater! Liebe! vor Dich hin.
Freut des Seins euch, Wesen alle;
  Ich bin Freude, daß ich bin.
Liebe schuf mich, Liebe giebet
Gutes mir, weil sie nur liebet.

„Die Liebe ist Gott!" Wie oft wird von allen Kanzeln, bei allem Unterricht, in allen Gedanken und Gebeten dieser große, dieser allein das bange Menschenherz beunruhigende Gedanke wiederholt, und doch wie Wenige verstehen ihn ganz! Und,

was noch betrübter ist: wie Wenige haben Ueberzeugung und Glauben an das beseligende Wort!

Die Natur spricht es im Himmel und auf Erden aus; alle ihre Gesetze zeugen dafür — unsere Vernunft gebeut den heiligen Glauben — die Offenbarungen Jesu Christi predigen ihn — aber wie dunkel und zweifelhaft ist dieser Glaube in den meisten Menschengemüthern!

Das gesammte Alterthum der Welt hat gesprochen, Gott sei die weiseste und reinste Liebe — die weisesten und rohesten Völker der Erde sprechen es noch heute. Allein mit ihrem Glauben scheinen viele schreckliche Begebenheiten der Welt im Widerspruch zu stehen. Sie sahen die furchtbar verheerenden Kriege, welche alle Freuden der Nationen vernichten; Kriege, welche durch Gottes Zulassung geschahen: und nun erschracken sie vor dem Gedanken, daß diese Uebel von dem alliebenden Gott stammen sollten. Sie sahen Wasserfluthen und übertretende Meere ganze Länder verschlingen; sahen die Grundfesten der Erde durch Erdbeben erschüttert, und Städte und Dörfer in die unterirdischen Feuer stürzen, und das Leben von Millionen in einem Augenblick verschwinden; sie sahen Berge zertrümmern, und volkreiche Gegenden unter dem Schutte auf ewig begraben; sie sahen durch einen einzigen unglücklichen Sturm die Schiffe des Meeres in den Abgrund sinken; sahen an Seuchen und Pestilenz oder Hungersnoth ganze Reiche zu Einöden werden, und zweifelnd

fragten sie: kann dies Entsetzliche alles ein Werk der liebevollen Gottheit sein?

Nein! rief es in ihrer Brust. Aber doch lagen die schrecklichen Begebenheiten vor ihrem Gedächtnisse. Da suchten sie mit ihrem unmündigen Verstande den scheinbaren Widerspruch in der Weltregierung zu lösen, und sie glaubten nicht nur an den liebenden Allvater, sondern auch an ein böses Wesen neben ihm, welches beständig im Kampfe gegen dessen Güte sei. So schuf ihre kindische Einbildungskraft zwei Gottheiten fast von gleicher Stärke, und setzte beide, als sich betrügend, auf den Thron des Weltalls. Man liebte die gute Gottheit, und brachte ihr Opfer der Dankbarkeit; und fürchtete eine böse Gottheit oder einen Teufel, und suchte den Zorn derselben durch Gebete zu mildern.

Also erklärten auch die unwissenden Heiden den Ursprung des in der Welt vorhandenen Uebels, welches ihr schwacher Verstand, ihre armselige Vorstellung von der Größe Gottes nicht mit dessen Liebe vereinbaren konnten. So kam die Vorstellung von einem ausser Gott vorhandenen mächtigen bösen Wesen durch die Heiden auch unter die Juden, als diese während der babylonischen Gefangenschaft unter den Heiden leben mußten; und so die Vorstellung von einem Teufel, als Urheber alles Bösen in der Welt, durch die Juden auch unter die Christen, weil Jesus und seine Apostel, wenn sie zu den Juden redeten, nach jü-

discher Denkart reden mußten, um vom Volke verstanden zu sein.

Es ist wohl diese unedle und mit der Allmacht und Allweisheit Gottes unvereinbare Vorstellung keiner Widerlegung würdig. Es ist kein Gott ausser Gott! Nur er allein, und kein anderes Wesen, hat Recht über das Lebendige und Todte; nur er allein ordnet die Schicksale der Welten und des geringsten Wurmes im Staube.

So denkt der Christ. Aber leider ist die Vorstellung vieler Christen von der alliebenden Gottheit darum nicht edler, oft sogar — wer sollte es glauben? — noch viel unreiner, als der Gedanke des Heidenthums. Wenn sich der Heide die Uebel des Lebens nicht unter der Liebe Gottes zusammendenken konnte, erfand er sich zur Erklärung des Widerspruchs eine zweite Gottheit, ein böses Wesen, aber beschuldigte nicht den Gott der Güte des Bösen, und maß ihm keine unwürdige menschliche, oder vielmehr thierische Leidenschaft bei. Hingegen viele Christen, weil sie doch nur an das Dasein eines einzigen Gottes glauben, und weil sie doch die mancherlei Plagen der Menschheit erblicken, erklären sich dieselben damit, daß sie diesen Gott den zornigen, eifrigen, rachsüchtigen, unerbittlichen Gott nennen, der die Fehler eines Augenblicks (denn was ist das Leben eines Menschen, als ein Augenblick?) mit den Qualen einer Ewigkeit straft, und die Sünden der Väter selbst an der ganzen unschuldigen Nachkommenschaft rächt, welches, wenn es

ein Mensch thun würde, ihm mit Recht zum verabscheuungswürdigsten Verbrechen angerechnet würde.

Diese Vorstellung vom Allerhöchsten stammt noch aus dem Kindheitsalter der Welt, da die Menschen sich Gott nicht viel besser als einen allmächtigen Menschen vorstellten, und ihn sogar in Menschengestalt abbildeten. Diese unwürdige Vorstellung stammt noch aus jenen Zeiten her, da Moses zu den Israeliten redete, wie er zu ihnen reden mußte, um auf ihr rohes Herz Eindruck zu machen. Denn was waren die Kinder Israels, als sie aus Aegypten geführt wurden? Waren sie nicht unwissende, rohe Sklaven, ohne Belehrung, ohne Erziehung, nur der Dienstbarkeit unter ihren ägyptischen Herren gewohnt, nur gehorchend, wenn man ihnen mit der Geißel ihrer Gebieter drohte? Machten sie sich nicht noch Abgötter aus Gold und Stein, um sie anzubeten, gleichwie sie bei den Aegyptern verehrt sahen? Machten sie sich nicht noch dergleichen, obwohl ihnen Moses schon gepredigt hatte, es sei nur ein einziger, allmächtiger Gott, und keine Götter neben ihm?

Daher, um dies Volk zu lenken und zum strengen Gehorsam gegen die himmlischen Vorschriften zu bringen, mußte er in der Denkweise desselben reden. Mit Kindern muß anders, als mit Erwachsenen gesprochen werden; mit rohen, unwissenden Menschen anders, als mit einsichtvollen.

Als aber die Juden endlich das Gesetz Mosis beibehielten, und mit Treue beobachteten, blieb auch jene Vorstellung von Gott unter ihnen, wie-

wohl solche nur für ihre aus der ägyptischen Dienstbarkeit vor tausend oder mehr Jahren gehenden Väter gegeben war. Und da die ersten Christen meistentheils Juden gewesen waren, konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Denkart von Gott in ihr Christenthum herüber brachten. Und so erbte dieselbe bis auf unsere Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ward theils durch besondere Zeit- und Menschenverhältnisse, theils durch die beschränkten Kenntnisse mancher Lehrer, theils durch die ungeschickte Auslegung und Anwendung von Stellen der heiligen Schrift unterstützt.

Wir aber halten nur an dem, was Jesus Christus lehrte und offenbarte; und er, der ewige Sohn, schildert uns den Vater als die reinste Liebe, in dem kein Böses gedenkbar sei; als das vollkommenste Wesen, in welchem folglich keine menschliche Schwachheit, keine Rache, kein Haß, keine Reue möglich ist. Er tadelt die Ausbrüche solcher Leidenschaften selbst an den Menschen — wie könnte er sie an dem höchsten Wesen, an dem, der nur Liebe und Güte, und nichts als Liebe ist, lobenswürdig finden?

Wie aber, wenn Gott nur lieben, nie zürnen, nie rächen will, wie ist denn das Uebel in die Welt gekommen? Wer ist denn der Urheber so manches Elendes und Leidens hienieden? So fragt der zweifelnde Christ, so der leidende Mensch, welcher sich das Unglück aller Art, so er sieht, nicht anders zu erklären weiß. Wenn denn Gott Alles schuf, hat er nicht auch das Böse erschaffen? Und

wie soll ich dies mit seiner Weisheit und Güte, ja nur mit seiner Gerechtigkeit vereinbaren?

Was kann ich dir antworten, als das Einzige: im ganzen Weltall ist nichts Böses vorhanden, als die Sünde! Und die Sünde ist ein Werk des Menschen, vermöge seiner ihm von Gott gegebenen Freiheit, das Rechte oder Unrechte wollen zu können.

Da nun aber in den göttlichen Schöpfungen Alles gerecht und gut ist, so scheidet sich alles Ungerechte von selbst aus, und wenn ein Mensch das Ueble will, so empfindet er dessen Schmerz: der Schmerz aber dient zu seiner Besserung und Belehrung, daß er nicht ferner gegen die Ordnungen Gottes im Weltall handle, Zu den Ordnungen Gottes aber gehören nicht bloß die Gesetze der todten Natur, sondern auch der lebendigen in uns.

Wir selbst also sind die Urheber unserer meisten Leiden, indem wir in der Leidenschaft, gleich Blinden, gegen die ehernen, ewigen Verfassungen der Schöpfungen anrennen. So ist das Kind Urheber seines eigenen Schmerzes, wenn es sich aus Unwissenheit mit gefährlichen Werkzeugen verletzt; dieser Schmerz aber ist der wohlthätige Lehrer der Vorsicht. So ist das Kind Urheber seiner eigenen Noth, wenn es aus Muthwillen, Ungehorsam, Eigensinn oder Leichtsinn das seiner Gesundheit Nachtheilige genießt; aber diese Noth wird ihm wohlthätige Lehrerin der Klugheit und Tugend.

Das sind die Ordnungen des Himmels auf

Erden, daß wir weiser, daß wir täglich einsichtsvoller, daß wir tugendhafter und gottergebener werden sollen. Noth und Schmerz sind die Lehrer und Wegweiser der Menschheit zum Vollkommenen. Und wären niemals dem Menschen Weisheit und Tugend gepredigt worden, die stumme Natur, diese Verkündigerin Gottes, hätte sie gelehrt.

Es ist wahr, auch noch manches andere Ungemach des Lebens ist vorhanden, welches keinesweges als die Folge unserer Thaten angesehen werden kann. Wenn Hagel die Saaten niederschlagen, Kriege unsere Wohnungen veröden, Pestilenz die Länder verwüstet, Wasserfluthen oder Erdbeben blühende Städte und ihre Bewohner verschlingen — was kann der schwache Sterbliche gegen die Gewalt der Natur, gegen die Macht des Allmächtigen? Und doch sind dies Uebel schrecklicher Art — und doch ist Gott die reinste Liebe.

Ja, er ist es! Auch in den zerstörendsten, furchtbarsten Erscheinungen der Natur ist Gott die reinste Liebe.

Denn was wird am Ende durch alle jene Umwälzungen zerstört? Der Staub — der Leichnam des Menschen; nicht er selbst, nicht der ewige Geist. Wer will das Ende alles irdischen Uebels aber ein Uebel nennen? Und ist der Tod nicht der Schluß des Irdischen, die Eröffnung des erhabenern Daseins? Wenn nun Tausende und Tausende, Väter mit ihren Kindern, Gattinnen mit ihren Gatten, im leichen Augenblicke durch eine ge-

waltsame Naturbegebenheit nach den Entwürfen der Vorsehung sterben: ist in der Sache selbst darum eine große Verschiedenheit von einer Todesart durch Krankheit und dergleichen? Würden alle diese Untergegangenen nicht nach wenig Jahren ebenfalls hinübergegangen sein? Ist der Tod kein Uebel, so ist auch das verschlingende Erdbeben, die allverheerende Wasserfluth, die Pestilenz und jede andere das Menschenleben vernichtende Naturbegebenheit kein Uebel für diejenigen, welche dadurch dem Irdischen entrückt wurden. Nur für die Hinterbliebenen ist der große Anblick der Zerstörung grauenvoll. Und warum? Sie empfinden darin die Kleinheit der Sterblichen, und zittern vor der Macht des Allerhöchsten. Berechtigte uns dies, an der Liebe Gottes zu verzweifeln: o so wäre jeder einzelne Todesfall ein Rechtsgrund dazu. Wer aber mochte thöricht genug sein, die göttliche Liebe zu verkennen, weil Menschen sich dem Ziel ihrer Bestimmung nahen?

Der unverschuldete Schmerz der Leidenden ist oft peinlicher als das Ende ihrer Qual, der Tod. Doch dieser körperliche Schmerz, welcher in den Ordnungen der Natur gegründet ist, kann kein Anlaß sein der Gottheit eine Lust zur Rache oder Grausamkeit anzudichten. Diese Art von Leiden ist immer nur von flüchtiger Dauer; ja, wenn der Schmerz des Leibes den höchsten Grad erreicht, geht er in Betäubung und Ohnmacht über, also, daß der Mensch ihn nicht mehr empfindet. So

hat es Gottes wohlthätige Hand eingerichtet; ja sie that noch mehr; es ist kein Mensch, in welchen Verhältnissen er auch leidend sei, so unglücklich, daß er nicht neben den Leiden, die er trägt, auch irgend eine Freude findet, die ihn gleichsam entschädigt. Alles ist hienieden eine bunte Reihe von Abwechselungen.

Aber auch diese Art Leiden, welche wir in unsern irdischen Verhältnissen erfahren, sind, wie alle übrige, wohlthätige Lehrerinnen der Weisheit. Sie mahnen uns, eingedenk zu sein, wie veränderlich, wie unzuverläßig, wie nichtig Alles sei, was zum Staube gehört und vom Staube herstammt. Sie mahnen uns, demselben nie einen allzugroßen Werth beizulegen, und lieber den Geist in dem Unveränderlichen, Ewigen und Göttlichen zu beschäftigen. Wer dies kann, den mögen Armuth, Krankheit, Verstoßung, Tod der Geliebten und andere Unglücksfälle nie ganz beugen. Er steht erhaben über dem Spiel des zeitlichen Glücks, und wendet sich zum Ewigen hinauf.

Noch Andere unter den Christen sind vorhanden, welche, um sich Gott als das allervollkommenste der Wesen zu denken, glauben, wir dürfen ihm keine einzige der menschlichen Eigenschaften zuschreiben, auch nicht die höchsten und schönsten der Tugenden, welche den Sterblichen schmükken. Denn, glauben sie, was am schwachen Menschen und in seinem Geiste das Erhabenste sei, könnte in der Gottheit vielleicht nur Unvollkommenheit heißen. So sprechen diese: Es mag das,

was wir Liebe nennen, eine Zierde, ein Himmel des Menschen sein; allein wie können wir Gott die Liebe, die uns bewegt, als eine seiner Eigenschaften zuschreiben, da wir auf einer viel zu niedrigen Stufe der Wesen stehen, um die Art der Vollkommenheiten Gottes zu erkennen?

Es mag Manchem diese Vorstellungsart viel Wahrscheinliches haben; aber ich frage ihn, ob er sich dabei glücklich und ruhig fühle. Er wird mit Nein antworten, denn wenn er aus Gott die Liebe hinwegzweifelt, steht er verlassen in der Welt da und trostlos, und Alles ist ihm ein finsteres Räthsel. Er läugnet Gott nicht, aber die Möglichkeit, sich von demselben einen würdigen und der Wahrheit angemessenen Begriff zu bilden.

Unglücklicher, du bekennst, bei deiner Vorstellungsart dich selbst nicht wohl zu fühlen; woher kommt dies? Weil du mit dir selbst, oder deine Vernunft in sich im Widerstreit lebt. Bringe diese Vernunft mit dir selbst und dem Weltganzen wieder in Harmonie, und deine Ruhe ist hergestellt.

Wahr ist es, ich kann Gottes Wesen nicht im kleinsten Umfang erkennen — aber wahr ist es, Gott ist, so gewiß, als du selbst bist. Und ist er, so wird deine Vernunft hinzusetzen: er ist das vollkommenste aller vollkommenen Wesen: Denn das Unvollkommene ist etwas Ungöttliches.

Nun ist es sicher, daß die Vernunft, um sich eine Vorstellung vom höchsten Wesen zu machen, demselben keine aus dem Irdischen entspringende

Gefühle und Leidenschaften beilegen darf — keinen Zorn, Haß und Groll, keine Grausamkeit oder Rache. Aber warum nennt sie ihn denn das vollkommenste aller Wesen, wenn sie ihm nicht die höchste Vollkommenheit zueignet, die sie kennt? Warum zerfällt sie mit sich im quälenden Widerspruch? Warum zittert sie, dem höchsten Geiste die höchsten Vollkommenheiten zuzuschreiben? Wie will sie Gott anders kennen lernen, als aus seinem großen Wirken in der Schöpfung und als aus der Natur der Geister? Gab Gott uns nicht die Vernunft? War er es nicht, der sich allen Zeiten und Völkern durch sie offenbarte? Sehen wir nicht seine Werke vor uns, in denen er uns einen, wenn auch noch so geringen, Maßstab gegeben hat?

Willst du ihn dir nicht in den Vollkommenheiten eines Geistes denken: so denkst du ihn dir gar nicht; so machte Gott deine Vernunft zur Lüge, und umringte dich mit zwecklosen Gaukeleien; — so denkst du dir ihn als ein todtes und doch das ganze Weltall wunderbar bewegendes Wesen, als ein sich selbst unbewußtes Machtding, welches die Welten in ungeheuern Räumen und den Saft in den Adern des kleinsten Mooses nach ewigen Gesetzen rollt; so ist der sich seiner selbst bewußte Mensch göttlicher und vorzüglicher als Gott — so ist Vernunft, Wahrheit, Offenbarung ein Wahnsinn.

Denkst du dir Gott, deinen Gott, den Gott des Weltalls, als kein todtes Wesen, das nur bewußtlos Wunder wirkt (ein Wahnsinn ist, es zu sagen!): o so ehre ihn in den erhabensten Vor-

stellungen, welche er dir selbst von sich gewährt. Du fürchtest, sie seien noch immer seiner Majestät unwürdig? Nein, das ist Gottes nicht unwürdig, was er uns selbst von ihm zu denken verlieh. Siehe, der hohe, tausendfach mit entfernten Welten gestirnte Himmel wirft ein Abbild von sich in den Spiegel deines Auges: und wie klein ist doch dein Auge, und wie unermeßlich sind doch jene Entfernungen und Räume, die zu berechnen und zu umfassen selbst dein geübtester Verstand nicht zureicht! Und dennoch malt sich dieses Unermeßliche im Kleinen auf der glänzenden Oberfläche deines Auges, und daher geschieht es allein, daß du es sehen und bewundern kannst. So die unendliche Gottheit! Auch sie spiegelt ihre Vollkommenheit und Größe, die kein Geist ergründet, im Blick des Geistes ab!

Und Liebe für das Schöne, Wahre, Gute, Heilige, Vollkommene lebt im ganzen Geisterreiche — eine liebende Weisheit verkündigt sich in allen Wundern der Erde und des Himmels — — was Gott durch seine Macht zu dir spricht, willst du es bezweifeln? Du wagst es, den Menschen erhaben zu finden durch seine heilige Liebe, und dennoch stehst du an, Gott die reinste Liebe zu nennen? Wenn der Mensch aus Liebe zur Gottheit, aus Liebe zur Tugend alle Freuden des Lebens willig opfert — wie groß steht er da! — Und Gott soll nicht die reinste Liebe sein? Der Mensch soll etwas noch Göttlicheres in sich tragen, als Gott selbst?

Hinweg mit den Verirrungen des menschlichen

Wahnwitzes und einseitiger Erkenntniß. Du bist, o Gott, die höchste Liebe! Du gabst uns dieses heilige, durch Einfluß der Sinnlichkeit nur lebhafter erhöhte Gefühl nicht vergebens. Auch dies Gefühl, welches Seelen innig an Seelen kettet, und Lebende an Verklärte schließt, auch dies ist einer von den Strahlen Deiner unbegrenzten Vollkommenheit, der sich treu im Innern des menschlichen Geistes abspiegelt. Du bist die reinste Liebe, nichts als Liebe! Sagt es nicht Deine ganze Schöpfung, sagt es nicht mein ganzer Lebenslauf, sagt es nicht Jesus Christus, der göttliche Erleuchter der Menschheit?

Du bist die ewige Liebe! Du trennest nie, was Du unter Geistern verbandest; Du trennest, Vater, uns, Deine Kinder, nicht wieder von Dir — Du sandtest Jesum nicht vergebens, daß er uns zu Dir führe. Du trennest, Vater, nicht wieder die liebenden Geister, welche Du auf Erden zusammenführtest. Sie bleiben sich einander, wie im Staube, über dem Staube. Sie finden sich einander wieder in Dir, du Mitte aller Seligkeiten und alles Geistigen!

O entzückender Gedanke, begeisternde Aussicht! Gott ist die Liebe, und was in der Liebe wohnt, kann nicht elend sein, kann nicht vergehen!

XXI.

Der Trost des Dulders.

2 Tim. 4, 7. 8.

Sei stark, mein Geist, wenn alle Freuden
Des Lebens fern von Dir entflieh'n;
Sei muthig, wenn auch schwere Leiden
Bisweilen allen Trost entzieh'n.
Erhebe dich vom Staub der Erde!
Umfasse Gott im Geiste, werde
Werth jener ew'gen Herrlichkeit,
Die der, der auch für dich gestorben,
Bei seinem Vater dir erworben;
Ein Traum doch nur ist diese Zeit!

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein:
Steht dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n,
Laß weder List noch Spott von Sündern
Dich je am weisen Wohlthun hindern,
Dein Himmel, Seele, ist ja dort!
Dort wird die Treu, geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum fasse Muth und fahre fort!

Zwar sollte der tugendhafteste der Christen auch immer schon hienieden der glückseligste sein — doch ist er es nicht jederzeit. Zwar senkt Religion den

stillen Himmelsfrieden in die Brust ihrer Verehrer, daß sie, in der Fülle des Leidens, doch nie ganz elend werden können, immer noch im Sturm einen Anker, in der Nacht des Jammers einen freundlich leitenden Stern haben. Aber es gibt Stunden, es gibt Tage, wo selbst dieser Anker im tiefen Grunde wankt, wo selbst das Licht dieses Sterns trüber wird. Es gibt Tage, es gibt Stunden, wo selbst das Bewußtsein unserer Rechtschaffenheit, das Gefühl unsers Werthes, die Erinnerung unserer Tugenden, weit entfernt, den Schmerz zu mildern, welchen wir leiden, ihn nur vergrößern kann. Und diese Stunden, diese Tage sind es, welche uns ein Uebermaß der Trübsal reichen. Eine solche Stunde war es, da Jesus blutigen Angstschweiß vergoß, und aus dem Staube empor rief: Ach, ist es möglich, Vater, so gehe dieser bittere Kelch vorüber! — Eine solche Stunde war es, wo er mit sterbender Zunge am Kreuze seufzte: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!

Leiden ungewöhnlicher Art können allerdings zuweilen selbst unsern Glauben erschüttern. Wenn wir mit der vollsten Hingebung in Gottes Fügungen, mit der festesten Zuversicht auf die ewige Liebe seines Vaterherzens, mit der liebevollsten Theilnahme an Wohl und Weh unserer Brüder, mit dem größten Fleiß in unsern Berufspflichten, dennoch elend werden, während Bösewichter im Arm des Glückes lächeln, im glänzenden Wohlsein schwelgen, über unserm Nacken ohne Verdienst emporstei-

gen, von keinem Leiden, keinen Sorgen wissen — ach, wie verzeihlich wird da die schmerzhafte Frage des gebeugten Christen: Aber wozu hilft meine Tugend? was fruchtet mein Gebet voll heißer Andacht? was mein Bemühen um Anderer Wohl? was meine Opfer, die ich der Tugend so manchmal darbrachte? Siehe, das Laster siegt, die Tugend wird verspottet. Der Gottesläugner triumphirt; verhöhnt wird die Gottesfurcht und Unschuld des Gemüths, als eine Thorheit, und der Gottanbeter wimmert einsam im Staube. Niemand schließt sich liebend an den Verlassenen, Gott selbst scheint erbarmungslos seiner zu vergessen. Wie? ist Gottes Weltordnung selbst im Kampfe gegen Alles, was Religion und Frömmigkeit heißt? Sind edle Herzen zum Unglück verdammt? Krönt der Weltregierer selbst nur die Gewissenlosigkeit, das kühne Verbrechen, die schlaue Schamlosigkeit? — Wo bin ich? Warum lehrt Jesus ein reines Herz über Alles achten, wenn dies Herz den mannigfaltigsten Leiden am meisten preisgegeben sein soll?

Was hat der fromme Christ verbrochen, daß die Gewitterwolke des Krieges verderbend über seine Hütte zog? Vielleicht wurden seine Söhne erschlagen, die Hoffnungen seines Lebens; seine Töchter entehrt; sein Güter vernichtet; sein Broderwerb verhindert. Ein hilfloser Bettler, muß er sein Leben lang nun mit Dürftigkeit ringen, ohne Freund und Trost zum Grabe hinschleichen, inzwischen schlechtere Menschen sich mit Raub bereicherten, und geehrt, geliebt, geschmeichelt durch's Leben

gehen. Was hat das Kind verbrochen, welches, ohne seine Schuld mit schmerzhafter Krankheit geplagt, einen ungesunden Leib durch das ganze traurige Leben führt? Es wird Jüngling, es wird Mann — was hilft ihm die glühende Inbrunst des Gebetes zum Allhörer? Er erhört es nicht. Was hilft ihm sein frommer Sinn, seine Begierde, nützlich zu sein? Es lebt und stirbt im Elend, inzwischen Andere in blühender Gesundheit die Fülle der Kraft vom Himmel nur darum empfangen zu haben scheinen, recht viel Uebels über die Erde bringen zu können.

Ja, wer darf es läugnen, es gibt Leiden, bei deren Anblick man an der Gerechtigkeit einer über uns waltenden Vorsehung verzweifeln möchte. Es gibt Stunden, in welchen man über den Werth frommer Gesinnungen irre werden könnte; wo unser Vertrauen wankt, und unüberwindliche Schwermuth unser Gemüth verfinstert.

Aber auch in solchen Augenblicken des Verzweifelns tönt eine freundliche Himmelsstimme, Jesu Wort, an unser Herz: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Denn endlich ist doch nirgends mehr Trost, selbst wenn unsere Vernunft keinen Rath mehr weiß, als im Arm der Jesusreligion. Wohin denn anders endlich, wenn uns die Welt verstößt, als doch zu Gott, in dessen Gewalt wir liegen?

Und mag der Sturm des Lebens noch so furchtbar wider uns schlagen; mögen wir auch keinen

Ausweg, kein Licht mehr auf unserer Laufbahn erblicken; mag auch der letzte unserer Freunde von uns scheiden; mag unser Gram, unsere Sorge auch den höchsten Grad ersteigen; mögen auch Tod und Leben in uns ringen: Gott ist doch unser Gott! und was geschehen wird, ist doch sein Werk, und das Werk der höchsten Liebe! Was er unserm Leibe entzieht, wird zur Kraft unserer unsterblichen Seele; was wir verloren haben und noch verlieren werden, ist doch nur Vergängliches gewesen, dessen Verlust wir erwarten konnten; aber unser Geist hat dadurch neuen Reichthum gesammelt, ist näher zu Gott hingedrängt.

Nur Muth, nur Treue, nur Glauben auch in den bittersten Jammerstunden! Er wird dich nicht verlassen, noch von dir weichen, wenn du ihn nicht um eines irdischen Verlustes willen verlassen kannst! Wer hat dir je in dem, was dieser Erde Eigenthum ist, etwas Bleibendes verheißen? Wer hat dir je von deinen schönen Träumen Ewigkeit versprochen? Und hättest du, gleich einem Hiob, endlich dein Alles, dein Bestes eingebüßt: was hast du dann verloren? — Staub! Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen!

Nur Muth, nur Glauben, und du hast nichts verloren; denn Gott ist Alles, alles Andere nichts. Und Gott bleibt dir, denn auch du bist sein Geschöpf, auch du bist seine Liebe! Gott bleibt dir, auch wenn die Welt vor deinen brechenden Augen hinsinkt in Nacht, und der Flügel des Todes dich umweht — die Bestimmung deines Geistes ist die

Ewigkeit. Wohl dir, wenn du am Ziele deiner Laufbahn mit erhabenem Bewußtsein dessen, was du auch unter allem Ungemach bliebest, sprechen kannst: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten!

Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, die Tugend könne mit sinnlichen Gütern, mit Reichthum, Ehre, Gesundheit, und allerlei Lebensgenüssen belohnt werden. Nein, den Geist lohnt nicht das Irdische, ihn lohnt nur das Geistige; er, unsterblicher Natur, kann nur durch Unsterbliches erfreut werden. Nur in so fern wir Menschen, das heißt, sinnliche Wesen, sind, streben wir auch nach sinnlichen Freuden. Diese aber fallen uns zu, oder wieder von uns ab, ohne Zusammenhang mit unserer Tugend und Frömmigkeit. Sie sind Folgen theils von unserer Klugheit, theils von unserm redlichen Fleiß, theils von dem Vertrauen, welches wir in andern Menschen für uns zu erregen wissen, theils oder vielmehr ganz Folgen von den Anordnungen des weisen Weltregierers, je nachdem er dieses oder jenes als Hilfsmittel der besondern Beschaffenheit unserer Seele am angemessensten findet.

Daher ist es ein irriger Schluß, wenn wir aus körperlichen Entbehrungen, aus Leiden um irdischer Verluste willen, die ein Mensch empfindet, folgern, es sei eine Strafe Gottes. Eben so ist es unrecht, wenn wir Wohlstand, Ruhm, Glücksgüter aller Art für belohnende Geschenke der

Gottheit halten. Der edelste, treueste Christ entbehrt oft das Meiste; der kühnste Bösewicht, der aller Religion spottet, sammelt oft die meisten Glücksgüter. Ein herrlicherer Lohn harret des Gerechten; eine furchtbarere Strafe, als bloß körperliches Entbehren, erwartet den Sünder.

Wohl muntern Aeltern ihre Kinder durch irdische Belohnungen zum Gehorsam auf; wohl ehren Fürsten das Verdienst ihrer Unterthanen mit Reichthum und Ehre; aber nicht, daß sie die Tugend mit ihrem Gelde bezahlen können, sondern weil sie keine Gottheiten sind, und nicht anders zu belohnen, nicht anders ihre Hochachtung zu bezeugen wissen, als durch irdische Zeichen.

Die Leiden, welche wir aber als Menschen erdulden, sind entweder selbst verschuldet, dann sind es die schmerzhaften Folgen des Mißbrauchs, welchen wir mit unsern uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machten; so straft sich jede Sünde selbst: oder wir haben diese Leiden ohne unser Verschulden empfangen; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seelen eben das werden, was Glücksgüter für Andere sind — Mittel zur Veredlung und Vollendung unserer Seelen! Und so werden endlich alle Leiden zuletzt zum Triumph des siegenden Geistes; so eröffnen sie ihm eine herrlichere Laufbahn in der Ewigkeit. Gott ist gerecht! In seiner ganzen Schöpfung ist nichts Ungerechtes zu finden. Alles führt zu glänzenden Zielen hinan. Der Vergelter lebt! und was sind endlich die Leiden dieser Zeit

gegen die Herrlichkeit, zu welcher sie uns einweihen, indem sie unsere Seele mit höherer Kraft, Macht und Würde bekleiden?

Auch hat es die Weisheit des Höchsten also gestiftet, daß kein Schmerz um das Irdische von ewiger Dauer sei. Nur wer an seiner Seele Schaden nimmt, wer ihre Vollendung versäumt, hat ewig verloren; denn er vernachlässigte das, was unsterblich ist. Gewohnheit raubt endlich dem Schrecklichsten die Furchtbarkeit, und macht selbst das Schwerste wieder erträglich. Nichts dauert zuletzt lange. Für jede Wunde, blute sie auch noch so sehr, bringt endlich die Zeit ihren heilenden Balsam herbei. Jeder Nacht folgt ein Morgen, jedem Sturm eine Ruhe. Wir leben im Vergänglichen, und wie keine Freude von immerwährender Dauer ist, so ist auch Unglück, Noth und Angst nur eine vorüberziehende Wolke an unserm Himmel.

Nur Muth, nur Standhaftigkeit im Guten, nur Glauben gehalten und Treue zu Gott: so wirst du deinen Lauf als Sieger vollenden, den die Krone hoher Vollendurg schmücken wird, welche Gott, der Vergelter, dir darreicht!

Du trauerst in hilfloser Dürftigkeit, und siehest deiner Sorgen kein Ziel. Du hast gearbeitet mit Redlichkeit und Fleiß, und doch nichts erworben, und mußt mit jedem neuen Tage vor der Zukunft zittern. Treu in den Pflichten deines Berufs, vertrauensvoll in deinen Gebeten zum Geber aller guten Gaben, sinkst du dennoch immer tiefer in Elend und Armuth. Deine Verlegenheiten,

statt sich zu mindern, wachsen mit fürchterlicher Stärke an: du weißt dich nicht mehr zu retten. Die Deinen sehen einem kummervollen Leben entgegen; du selbst nur Tagen ohne Ehre, ohne Freuden — ermanne dich, Unglücklicher, und wenn dich Alles verlassen will, verlaß die Tugend nicht. Wenn jede Hoffnung treulos von dir scheidet, scheide nicht von Gott! Rette die Unschuld deines Gemüths, und du hast Alles gerettet. Schon mancher war in schrecklichern Verhältnissen, als du, und ward durch die Vorsehung wunderbar gerettet. Kämpfe einen guten Kampf, und halte Glauben. Wenn dich auch Alles verlassen hat, und noch verläßt: Gott ist doch dein Gott!

Und du, der Fleiß und Mühe nie sparte, dem Vaterlande, den Mitbürgern wohlthätig zu sein; der seines Lebens schönste Kraft, Vermögen, Zeit und Ruhe aufopferte für anderer Menschen Wohl — warum härmst du dich um der Menschen gefühllosen Undank? Man vergilt deine Liebe mit schändlicher Verleumdung, deinen Edelsinn mit Niederträchtigkeit, deine Aufopferungen mit Spott, deine Treue mit Verachtung und Verstoßung; die Bosheit siegt, das Vorurtheil triumphirt dennoch; du unterliegst. O fasse Muth, o kämpfe glaubensvoll deinen guten Kampf zu Ende. Es ist doch Einer, der dich nicht verkennt, und Einer, der dir Gerechtigkeit gewährt! Der Allwissende, der Vergelter ist! That Jesus minder, als du? Hat er herrlichern Lohn von der Welt davon getragen? — Und zertritt der höhnende Stolz dich auch im Staube,

und hat auch unter allen Sterblichen keiner mehr ein Gedächtniß für deinen Werth — Gott ist doch dein Gott!

Du, welchen mitten in der Kraft seiner Jahre eine martervolle Krankheit niederwirft, und um alle Lebensfreuden, alle Hoffnungen bringt — verzage nicht! Deinem irdischen Wohl gehen freilich die Stunden verloren, welche du auf dem Schmerzenlager verseufzest, aber nicht deiner Seele gehen sie verloren. In diesen bittern Leidensstunden liegt dir hoher Gewinn. Du, einst stolz in deiner Gesundheit Fülle und Kraft, reich an großen Entwürfen für die Zukunft, du erkennst jetzt schaudernd die Hand eines Gewaltigern über dir, vor dem das Schicksal des geringsten Wesens und des Weltalls abhängt. Sein Wille war es, dein Loos vorher bestimmt. Zwar dein Wohlstand wird erschüttert, nun dein Arm fehlt, der ihn aufrecht hielt; zwar deine Kinder wandeln halb verlassen, wie Waisen, um dein Bett, und blicken mit Wehmuth zu dir hinüber; zwar deine Gattin verbirgt dir die Thränen ihres Kummers, den du aus allen Zügen ihres Antlitzes erkennst. Doch Muth gefaßt, dich hält noch ein starker Arm empor, der Arm der göttlichen Vorsicht. Und sollte deine Krankheit auch noch schmerzlicher werden, dein Hauswesen noch zerrütteter, deine Aussicht noch trostloser, Gott ist doch dein Gott! — Kämpfe in deinen Leidensstunden den guten Kampf und halte Glauben. Nicht wie du es ansiehst, sondern wie Gott es lenkt, ist es der Deinigen Wohl. Und solltest du von

den Deinigen scheiden müssen, wären diese Thränen in den Augen liebender Verwandten schon die ersten Thränen des letzten Lebewohls — Heil dir! dich ruft der Vater Aller nur um eine Stunde früher in die bessere Welt. Wir folgen dir um eine Stunde, um einen kurzen Traum später. Warum sorgest du verzagt um die, welche für wenige Tage noch auf Erden zurückbleiben? Wer sorgte denn für dich, als sonst kein Sterblicher über dich wachen konnte? Ist denn dein Gott nicht auch der Gott der Deinigen?

Auch du, der mit zärtlichem Herzen sich an ein freundschaftvolles Herz schloß, sein ganzes Glück des Lebens nur in diesem suchte — warum so schwermuthvoll? Daß dich dies Herz betrog? Daß jene Lippen dir nur die Liebe heuchelten, welche du mit treuer Seele gabst? Daß jene Augen dich voll Falschheit anlächelten? Daß deine Treue mit verruchtem Meineid, daß deine Zärtlichkeit mit schändlichem Verrath vergolten ward? — Unglücklicher, du hast viel verloren; diese Erfahrung kältete dein warmes Herz vielleicht auf immer, und raubte dir den Glauben an die Menschheit. Diese Treulosigkeit erfüllte dich vielleicht auf immer mit Argwohn gegen der Menschen Tugend. Du hast keinen Freund mehr, dem du dich hingeben, dich ganz vertrauen kannst. Du bist einsam in der Welt geworden, und nur durch Freundschaft hat das Leben Reiz für deine weichgeschaffene Seele. — Aber richte deinen Muth empor. Auch du, auch du kämpfe, als

Christ, den guten Kampf, vollende mit Edelmuth den Lauf! Nichts bleibt dir hienieden treu, als dein Gott! Wenn dich die ganze Welt täuscht, nur Einer täuscht dich nicht; es ist dein Gott, der Wahrhaftige, der Liebevollste, der selbst die zarten Empfindungen in deine Seele goß! — Und gehst du ohne Freund durchs Leben, doch Einer bleibt dir Freund: es ist der Ewige, dein Vater, dein Schöpfer! Und wenn das Theuerste, das Liebste von dir abfällt: dies Schattenspiel, das Wechseln im Veränderlichen, erhebt die Kraft deines Geistes zur Selbstständigkeit, drängt dich hin zum Bleibenden, zum Wahren, zur Gottheit.

Warum weinest du, schwermüthige Wittwe, am Sarge deines Gatten? Warum du, treues Kind, am Grabe deines Vaters, deines Freundes? Warum du, trostlose Mutter, über der Bahre deines Kindes? — Wen haben sie begraben? War es nicht Staub? Wie, oder können Geister sterben und im Grabe modern? — Warum senkst du deine wundgeweinten Augen zur Erde nieder? Ach, was dir entfloh, was deine Blicke suchen, es ist nicht da unten. Schlage deine Augen gen Himmel auf, wirf einen Blick durchs unermeßliche Weltall! dort ist dein Freund. Die geheimnißvolle Kraft, welche den Staub belebte, und Seele genannt ist, sie, die dich so oft aus den liebevollen Augen zärtlich anlächelte, von freundlichen Lippen, bald stillen Ernstes voll, bald scherzend zu dir sprach — sie ist in Gott, mit Gott, in herrlicherer Verbindung, in schönern Wirkungskreisen, erhabener, freier, ver-

klärter, vollkommener, als du! — Warum wendest du deinen Blick zum Grabe? Der Staub, dort verscharrt, eine erborgte Hülle, gehörte dem unsterblichen Wesen nicht — es war ein kurzes Darlehn von einem nun überflüssigen Werkzeuge in dieser Welt. Seinen Lauf hat er hienieden vollendet, seinen Kampf gekämpfet und hat Glauben gehalten. Hinfort ist ihm beigelegt die Krone der Unsterblichkeit! — Ermanne dich, leidendes Gemüth, auch du kämpfe nun den guten Kampf! Der Liebling, welchen du verlorst, er eilt dir seliger einst an den Thoren der Ewigkeit entgegen, und begrüßt dich als einen verklärten Genossen, und ruft: Gott ist auch hier dein Gott!

O Gott, o Vater, Du bist auch mein Gott, mein Vater: Warum sollte ich in meinen Schmerzen untergehen? warum muthlos hinsinken, ehe ich meinen Lauf vollendet, meinen guten Kampf zum Ziele gekämpft habe? — O gib Kraft, gib Stärke! Welches Leiden Du mir auflegst, ich will es tragen, dies Leiden führt zu Dir empor.

Nimm für alle Erdenfreuden,
Vater, Herzensdank von mir;
Dank für alle meine Leiden,
Vater, Ew'ger, ruf' ich Dir.
Doch entführst Du beiden mich:
Herzlicher noch preis' ich Dich.

In den schönsten Frühlingsstunden,
An des treusten Freundes Hand,

Wenn ich Freude nur empfunden,
  Jeder Wunsch gleich vor mir stand,
Fühlt' ich doch im stillen Leid
Jeder Freude Nichtigkeit.

Welche Freude soll mich heften
  An die Erde, an die Zeit?
Nein, mit meiner Seele Kräften
  Streb' ich zur Unsterblichkeit.
Eine Freude ist nur rein:
Heilig und in Gott zu sein.

Bald, o bald ist's überstanden;
  Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich!
Viele Tausend überwanden,
  Ueberwinden werd' auch ich.
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: glaube nur!

Und ich glaub', ich will vertrauen,
  Denn mein Gott verläßt mich nicht;
Will voll Hoffnung auf ihn schauen,
  Wenn die letzte Stütze bricht.
Kann ich ihm nur nahe sein,
O so steh' ich nicht allein!

Sieh, Vergelter, meine Thränen,
  Meine Sorgen, meinen Harm!
Sieh, Erbarmer, auf mein Sehnen,
  O, ich bin so freudenarm!
Lindre, Helfer, meinen Schmerz,
Sende Freuden in mein Herz!

Doch, o Vater, nicht mein Wille,
Nur der Deinige gescheh'!
Wie der Dulder Jesus, stille,
Wandl' ich durch Gethsemane.
Endlich hab' auch ich vollbracht!
Heil mir, und Vergebung lacht!

XXII.

Der Kranke.

Matth. 25, 36.

Stille will ich Alles tragen,
Was mir Gott zu tragen gibt;
Niemals murren, niemals klagen;
Leidend auch bin ich geliebt.
Krank auch bin ich doch nicht minder
Eins der lieben Gotteskinder —
Gott ist stets sich selber gleich,
Weise, machtvoll, gnadenreich.

Unter des Lebens mannigfaltigen Mißgeschicken ist eins der härtesten die Zerstörung der Gesundheit. Alles irdische Glück ist nicht zu vergleichen mit dem Leiden des Kranken. Gib ihm Alles, und nimm ihm nicht sein Leben: er wird die halbe Welt verloren haben. Lagere ihn auf weiche Seidenbetten: er wird unter Schmerzen seufzen, während der ärmste Bettler im Segen der Gesundheit auf harter Erde schlummert. Fülle seinen Tisch mit den

köstlichsten Speisen und Getränken: er wird sie zurückstoßen, und den Dürftigen beneiden, welcher das schwarze Brod mit Wollust genießt. Umringe ihn mit der Pracht der Könige; sein Stuhl sei ein Thron, seine Krücke ein weitherrschender Zepter: er wird mit gleichgültigen Augen verächtlich über Marmor, Gold und Purpur wegschauen, und sich glücklich träumen, könnte er unter des Landmanns Strohdach der Gesundheit des geringsten seiner Diener geniessen.

Daher ist für Jeden der Anblick des Kranken ein Anblick des Schmerzes. Niemand sieht ohne Mitleiden, ohne Rührung die bleiche Wange, den trüben Blick, die zusammengesunkene Gestalt des Leidenden. Selbst der wilde Krieger verliert vor ihm den Rausch seiner Wuth, und schont des Unglücklichen.

Der Kranke ist dem Christen ein ehrwürdiger Gegenstand. Er soll es sein. Auch der Leichtsinn wird am Siechbette ernst.

Vielleicht warst du selbst ehemals jener Mitleidswürdigen einer: so gedenke dieser Tage deiner Pein. Du sammelst große, schwere Erfahrungen: tritt mit mir im Geist an das Schmerzenlager des schmachtenden Mitbruders, und erneuere deine damaligen Gedanken und Entschlüsse.

Und hättest du deine Gesundheit noch nie verloren: es kann der Tag kommen, da du sie unverhofft einbüßest. Bereite dich als ein Weiser auch auf diese Prüfungszeit. Lerne den Kranken ehren und mit wohlthätiger Liebe sein pflegen, damit

auch du einst, wie er, geehrt und gepflegt werden mögest.

Krankheiten sind mit dem Leben nicht nothwendig verbunden. Ursprünglich ist der Mensch vollkommen erschaffen an allen seinen Theilen. Tausende leben ihre Tage zu Ende, ohne eine Zerrüttung der körperlichen Ordnung empfunden zu haben. Es gibt für sie selbst keine Krankheit, von der sie getödtet werden. Sie sterben, weil der letzte Tropfen Lebensöl in ihrer Lampe ausgebrannt ist; sie schlummern in sanfter Müdigkeit ein, wie der Schnitter im Herbst nach seinem Tagewerk.

Haben wir den Keim einer Krankheit nicht schon von unsern Aeltern ererbt: so ist es gewöhnlich nur unsere eigene Unvorsichtigkeit, unser Leichtsinn, welche des Himmels schönste Gabe, die Gesundheit unsers Leibes, zerstören, und das Werkzeug der Seele verderben, wodurch sie nützlich wirken sollte.

In jedem Fall beobachte die Natur deines Körpers, und richte dem gemäß dein Leben ein. Ordne ihr entsprechend deine Nahrung, deine Getränke, deine Vergnügungen, und die Art, wie du deine Berufsgeschäfte treibst. — Vergiß nie, daß eine einzige Stunde der Unmäßigkeit die Mutter schmerzenreicher Jahre wird; vergiß nie, daß ein Augenblick des verderblichen Leichtsinns mitten in der Freude dir Gift in den Becher der Wonne schüttet.

Der Leib ist nicht des Menschen Eigenthum, er ist nur ein Darlehn aus der Hand Gottes, welches wir wieder zurückgeben sollen; ein Werkzeug

des Geistes, ohne welches der Geist nicht die ihm gebotene Pflicht auf Erden vollstrecken kann. Ist der Mensch strafwürdig um einer Sünde willen, so ist er am strafwürdigsten, wenn er an seinem eigenen Leibe sündigt; denn er raubt sich selbst das Glück des Lebens und das Vermögen, so viel Gutes zu thun, als er thun könnte, für lange Zeit, vielleicht für immer.

Nicht genug, daß wir durch leichtsinnige Verwahrlosung unserer Gesundheit uns kraftlos zur Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, Vaterland, Mitbürger, Fremdlinge und Freunde machen, können wir, sogar wenn wir auch dem Scheine nach vollkommen geheilt sind, damit die Ankunft unserer Todesstunde beschleunigen. Der Unmäßige, sowohl der sich durch leichtsinnigen Stolz unnütz in Gefahren begibt, als auch der, welcher sich eben so unmäßig verzärtelt, ist wider seinen Willen und Vorsatz — ein Selbstmörder.

Noch mehr: der Keim der Kränklichkeit erbt vielmals von den Aeltern zu den Kindern über; ihre Schwächen werden wieder die Schwächen und Leiden der nachkommenden Geschlechter. — Daher bewahrt mit Ernst die Gesundheit euers Leibes, daß eure seufzenden Kinder euch einst nicht mit ihren siechen Körpern anklagen mögen; daß die Thorheit einer eurer Lebensminuten nicht der Jammer eurer Enkel werde! — Das ist es, was die Schrift sagt: Die Sünden der Aeltern werden gestraft bis ins dritte und vierte Glied.

Tritt im Geiste oft an das Lager des Kranken.

Es ist für dich eine Schule der Weisheit. Wenn dich des Ungesunden hohles Auge und Todtenblässe zittern macht, wird der Vorsatz fester in dir stehen, Alles zu vermeiden, was deine eigene Gesundheit zerstören kann.

Doch sorge nicht blos für dich: sorge auch für die Gesundheit deiner Freunde. Verführe auch keinen andern zu übermäßigen Vergnügungen, zu Ausschweifungen, wodurch Krankheiten entstehen. Welch ein Triumph ist es zuletzt für dich, wenn du ihm die schöne Blüthe der Gesundheit raubest? wenn du der Mörder seines Lebens wirst?

Ach, und doch wird hierin selbst von guten Menschen, ohne Arg, ohne Vorsatz, eben im Taumel des Vergnügens am häufigsten gefehlt! Ihr Beispiel, ihre Ermunterung reißt den Schwächern zur unmäßigen Anstrengung hin. Sie wollen oft dem Freunde gerade darin die höchsten Beweise ihrer Liebe geben, worin sie seine Vergifter, seine Zerstörer sind. Es ist nicht der Menschen Bosheit und Grausamkeit so gefährlich, als der Menschen thörichter Leichtsinn.

Ehre, o Christ, in dir, wie in Andern, das Heiligthum der Gesundheit! — Gegen den Kranken übe die schönsten Pflichten der Menschlichkeit.

Sei der Kranken Freund, wie Jesus war, er, der unsers Thuns und Lassens herrlichstes Vorbild ist. Ging er nicht mit wohlthuender Hand zum Bette der Sterbenden? War er es nicht, der sich der Lahmen, der Aussätzigen und Gichtbrüchigen liebevoll annahm? War er nicht

die Zuflucht aller Unglücklichen? Liessen sie sich nicht zu ihm hintragen, wenn sie vernahmen, daß der göttliche Freund der leidenden Menschheit ihnen nahe sei? — Mein Christ, sei Christ! Schüler Jesu, sei wie dein Jesus!

Freilich, deine Hand thut nicht Wunder, aber doch kann sie noch wohlthun! Dein Arm hebt nicht den Hingesunkenen in das blühende Reich der Gesunden empor, und wehrt nicht den Tod ab: aber dein Arm kann doch den Schwachen liebreich unterstützen. Auf dein Wort entfliehen freilich nicht von ihm alle Schmerzen: aber dein Wort kann doch Trost geben und Rath und Freudigkeit einem Elenden, dem Alles fehlt, weil ihm Gesundheit fehlt.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet! wird Jesus einst denen sagen, die lieblos den Kranken ohne zärtliche Hilfe liessen.

Unterstütze besonders arme und fremde Kranke! Der Einheimische hat noch Hilfe von den bekümmerten Seinigen. Der Reiche hat noch Beistand, weil ihm Jedermann gern dient, und er sich alles Benöthigte, oder was seine Beschwerden erleichtert, verschaffen kann. — Allein wer besorgt den Armen? — Vielleicht kaum ein gefühlloser Miethling. — Wer verpflegt den verschmachtenden Fremdling? Ach, vielleicht Niemand, während seine entfernten Brüder und Schwestern um ihn leid tragen.

Du sehnst dich oft, Gutes zu thun. Du meinst vielleicht schon genug gethan zu haben, wenn du einem Bettler auf der Straße mildthätig das Al-

mosen zuwirfst. Ach, wie wenig ist das alles! — Gott hat dir mehr zugeworfen, als dies schnöde Almosen, und doch wie gebrechlich und arm tratst du in die Welt ein! Geh, und gib mehr, als dies Almosen. Erinnere dich, was dein Jesus dir ins Gemüth zuruft: Was du einem der Geringsten gethan hast, das hast du mir gethan. (Matth. 25, 45.)

Gehe und besuche die Hütten der Armuth und des Elendes, und siehe da den brodlosen Vater oder die verschmachtende Mutter auf hartem Krankenlager, ohne Pflege, ohne Rath, ohne Arzt und Arznei, von verzweifelnden Kindern umweint: da ist deine Ehrenstelle; da ist dein Feld, wo du für die Wahrheit herrliche Saaten aussäen sollst; da ist deine Laufbahn zur Herrlichkeit. — Bist du von Gott reichlich oder zur Nothdurft mit irdischen Glücksgütern gesegnet; erforsche die Namen der armen Familien in deiner Nähe; erfahre, wie sie leben; erkundige dich, wenn Einer in ihrer Mitte erkrankt — dann sei du ihr Engel!

Oft ist das Almosen, welches du dem geübten Straßenbettler hinschleuderst, nur eine Unterstüzzung seiner Trägheit, ein Beistand zu seiner Nachlässigkeit, ein Beitrag zu seiner Unordnung. Aber könntest du das Innere mancher armen Haushaltung sehen mit deinen Augen, diese Augen würden Blut weinen wollen. Erschrecken würdest du, wie neben der Pracht und dem Aufwand des Palastes in der Nähe so viel namenloses Elend eine dürftige Hütte beherbergt. Schaudern würdest du, daß in einer Stadt, von Christen bewohnt, so viel Noth ohne

Hilfe bleiben könne — daß da so viel Jammer oft unbekannt bleiben könne mitten unter tausend Glücklichen. Liegt nicht immer heut zu Tage der kranke Lazarus voller Schwären vor dem Hause des Reichen, um sich mit den Brosamen zu sättigen, die von dessen Tische fallen: er liegt in einer benachbarten Wohnung, und Niemand hört sein Aechzen, als der allgegenwärtige Gott.

Gedenke der armen und fremden Kranken durch milde Stiftungen, wenn du es vermagst. — Es war eine der löblichsten Sitten unserer Vorfahren, daß sie, von Gott mit Wohlstand gesegnet, zu frommen, wohlthätigen Stiftungen einen Theil ihres Reichthums verwendeten. Gott gab ihnen den edeln Ueberfluß; sie gaben ihn dankbar in Testamenten Gott zurück. Ihr frommes Herz, welches Gott den Vater Aller hieß, war auch der Liebe gegen ärmere Mitbrüder aufgeschlossen, und die Nothleidenden standen in der Zeit mit in der Zahl ihrer Erben.

In vielen Gegenden ist diese ruhmvolle, ächtchristliche Sitte selten, in vielen schon ganz unbekannt geworden. Unsere Väter starben: tausend Kranke, die durch ihre Wohlthat noch immer in öffentlichen, frommen Anstalten verpflegt werden, beten noch jetzt dankbar für die unbekannten, längst entschlummerten Wohlthäter — werden einst Andere auch für uns beten? Auf die marmornen Denkmäler, ihr Reichen, welche ihr auf eure Gräber bauen lasset, sieht gleichgültig der Enkel. Er verspottet eure fruchtlose Eitelkeit, mit der ihr Prunk

treibet im Tode. Eine einzige warme Dank- und Freudenthräne des Kranken, der nach euerm Tode noch durch eure Stiftungen lindernde Heilmittel empfangen hätte, würde köstlicher gewesen sein, als die kalte Thräne, die der Meissel des Künstlers auf dem Marmorbilde euers Grabmals anbringt. Jene Thräne zählt Gott, diese Thräne ist Staub und Raub der Zeit.

Lasset uns zur guten Sitte unserer ehrwürdigen Väter zurückkehren, lasset uns auf unserm Krankenlager jener Hilflosen gedenken, welche keine Verpflegung haben können, wie wir, und ihre Schmerzen noch stillen helfen, wenn Gottes Hand unsere eigene Schmerzen schon gestillt hat.

Ehre überall die Leiden deines kranken Mitbruders. Warst du einst sein Feind, gehe hin, versöhne dich mit ihm. Hat er dich beleidigt, gehe hin, vergib ihm seine Schuld, daß er mit heiterer Seele von dir und dem Leben scheiden könne; zürnet er vielleicht mit Recht auf dich, gehe hin und bitte ihn um Verzeihung. — Laß Niemand zürnend von dir scheiden. In der Ewigkeit soll kein Wesen sein, welches gegen dich klagen möchte.

Früher oder später sinkst du wohl selbst entkräftet auf dein Krankenlager nieder. Kein Balsam, keine Arznei wird dich dann so erquicken, als der seligmachende Gedanke: Es zürnt dir Niemand; es sendet dir wohl manches gute Herz einen wehmüthigen Seufzer in die Ewigkeit nach, keins aber einen Fluch!

Dann verherrliche in der Schmerzensstunde

dein Christenthum durch Geduld, durch fromme Ergebung in den Willen deines Schöpfers, der dich von jeher führte, und der dich ferner führt, dort wie hier. Dann verherrliche deinen Glauben an Gottes Vorsehung durch stilles Vertrauen und ruhiges Erwarten und freudigen Muth. — Wünsche dir den Tod nicht, aber fürchte auch das sanfte Entschlummern nicht. Millionen sind vor dir gestorben, Millionen werden nach dir sterben — dies ist das göttliche Gesetz der Weltordnung; es ist zum Heil der Welt. Du bist schon oft gestorben. — So vielmal du eingeschlafen bist im Leben, so oft hast du den Tod empfunden. Was ist's denn mehr, wenn du zum letztenmal einschlummerst? — Du entschlummerst nicht, nein, nur dein Leib; deine Seele entschläft nicht, sie wacht in Gott; sie schwebt schönern Verhältnissen zu, und lächelt ihrer ehemaligen Besorgnisse.

Und gesetzt, deine Krankheit wäre nicht Todeskrankheit, du solltest wieder genesen — ist es denn ein so großes Glück? Du bist vom offenen Grabe zurückgetreten, um nach wenigen Jahren wieder zur gleichen Stätte hinzukommen. Dein Erdentraum ist um einige Augenblicke verlängert — und die Herrlichkeit der bessern Welt, die dir bereitet ist, nach Jesu Verheißung, ist dir um wenige Tage verzögert.

Auch auf dem Krankenbette höre nicht auf, wohlthätig für deine Mitbrüder zu wirken. Auch auf dem Krankenbette thue Gutes, ohne Aufhören.

Hast du des Guten irgend etwas in gesunden Tagen zu üben vergessen: verrichte es jetzt noch wie du kannst. Keiner deiner Lebenstage verfliesse ohne eine Christenthat. Die Erinnerung deiner Tugend wird dich im Tode verklären.

Doch krank oder gesund — jederzeit ist der Christ bereit, das Irdische mit dem Ewigen zu vertauschen. Nicht daß du unaufhörlich deine Seele mit Todesgedanken beschäftigen solltest: nein, es wäre thöricht, das Schöne, welches wir hienieden aus Gottes Gnadenhand empfangen, durch traurige Gedanken zu zerstören. Aber lebe, als würdest du einst unvorhofft und schnell aus diesem Leben gehen; bestelle dein Herz, daß es zu jeder Stunde freudig breche. Bestelle dein Haus, daß, wenn Krankheit oder Tod dich überraschen, du gegen deine Hinterlassenen alle Pflichten erfüllt hast, die du ihnen schuldig bist.

Bestelle dein Haus. Ordne jederzeit deine Geschäfte mit solcher Vorsicht und Treue, daß deine Verwandten, wenn sie dich verloren haben, nicht doppelten Verlust und doppelten Schmerz empfinden. Du sorgst als Gesunder für die Deinigen mit zärtlicher Zuneigung. Denke, wie wären sie versorgt, wenn heute ein trauriger Zufall dich plötzlich von ihnen risse, und sie morgen allein da ständen mit verweinten Augen, ohne dich! Hoffe nicht, du werdest vielleicht in einer langen Krankheit noch Zeit genug finden, dein Hauswesen anzuordnen. Siehst du nicht alle Wochen Menschen in ihrer

vollen Kraft verschwinden? Siehst du nicht Andere, welchen eine peinliche Krankheit Lust und Kraft zu allen ernsten Geschäften nimmt?

Darin aber bewährt der wahre Christ sein Christenthum, daß er in allen seinen Verhältnissen, als Bürger der Erde und der Ewigkeit, gleich gut geordnet und bereitet ist. Er geht freudig und gefaßt durchs Leben, seine Rechnung für die Welt und Ewigkeit ist jede Stunde zum Abschlusse fertig.

So, o so laß mich sein, so laß mich werden, mein Gott, mein Vater! Der beste Christ allein ist der Größeste auf Erden. Er steht mit der Vergangenheit und Zukunft in ruhigem Verhältnisse, in angenehmer Berührung. Er ist ein wahrer Held; denn während er die Freuden des Lebens dankbar genießt, die Du ihm blühen lässest, herrscht und wohnt sein Geist schon voraus in den Gefilden der Ewigkeit. Er ist mächtiger, denn jeder Zufall, denn keiner überrascht ihn; er ist größer, als jedes Schicksal, denn mit seiner Zuversicht auf Dich, o mein Gott, schwebt sein Gemüth über jedes Verhängniß.

So laß mich sein, so laß mich werden! — Aus meinem Sterben soll man leben lernen; von meinem Leben soll man freudig sterben lernen. So lebte, so starb mein Heiland, mein Beseliger, mein göttlicher Lehrer, Jesus. — Er war der Kranken treuester Freund, ihr Rath, ihr Trost. Auch ich will es sein und werden, so weit meine schwachen Kräfte reichen.

Ja, Vater, sei Du meine Freude,
Du mein Erbarmer, wenn ich leide,
Mach Krankheit selbst mir zum Gewinn!
Zieh mein Herz, aller Kranken Herzen,
Durch jede Noth, durch alle Schmerzen,
Zu Deiner Liebe, zu Dir hin.

Dir, Krankenhelfer, Jesus, eilet
Mein Herz zu. Du bist, der uns heilet,
Der Krankheit uns zum Segen macht.
Das Schwerste kannst Du möglich machen,
Du bist die Zuflucht aller Schwachen,
Du gibst auf alle Thränen Acht.

An Dir soll sich mein Glaube halten,
Laß meine Liebe nie erkalten;
Ich sei gesund dann oder krank,
So kann kein Schmerz den Geist ermüden,
So bin ich immerdar zufrieden,
So ist mein Herz stets voll von Dank.

XXIII.

Das höchste Gut.

1 Joh. 2, 17.

Geist, das ist mein hoher Name,
Dieser Leib ist Hülle nur;
Fromme Thaten sind der Same
Für der Ewigkeiten Flur.

Alles Andere verwebet,
Was auf Erden blüht und stehet:
Unser Leben sei dem Himmel,
Nicht dem irdischen Getümmel.

Ewig, ewig werd' ich leben; —
Sicher der Unsterblichkeit,
Streb' ich, mich emporzuheben
Ueber jeden Traum der Zeit.
Wandeln will ich fest und still
Jeden Pfad des Rechts, und will,
Was davon mich locket, hassen,
Will das Ew'ge nur umfassen!

O Welt, wie hinfällig ist Alles, was du beherbergest! Das Felsengebirg, welches in die Wolken des Himmels ragt, verwittert und zertrümmert allmälig, und vergeht, wie die zarte Blume, welche jetzt noch auf ihm blüht und in wenigen Tagen verwelkt ist. Die Schätze des Reichthums, welche das Glück und der rastlose Fleiß auf einander häuften, wie lange dauern sie? Die List des Betrügers, die Faust des Räubers, eine Wasserfluth, eine Flamme, ein Krieg, ein verschwenderischer Erbe kommen und vernichten die todte Herrlichkeit. Die Schönheit der Jungfrau, die Anmuth des Jünglings entzücken dich. Aber nach wenigen Jahren suchst du sie vergebens wieder; Andere blühen über ihnen hin. Die Könige bauen Paläste, Tempel, Säulen und Denkmäler für die Ewigkeit. Für die Ewigkeit? Ringsum drohen

zerfallene Gemäuer den Einsturz, und von den Trümmern uralter Denkmäler nickt das Haupt der unfruchtbaren Distel, der Gesellin der Einöde und des Schuttes. Auf den Stellen weiland großer Städte und Fürstenschlösser der Vorwelt wachsen heute wilde, hundertjährige Wälder. Auch jene waren, so träumte menschliche Eitelkeit, für die Ewigkeit gebaut! Eines Fürsten Macht erschüttert alle Reiche des Welttheils, zertrümmert Kronen, zerreißt Völker; sein Wille bringt neue Schöpfungen hervor, und was er wünscht, steht da. Wie groß, wie beneidenswürdig, wie unerschütterlich erscheint uns nicht der gewaltige Halbgott! — Unerschütterlich? Siehe, eine geringe Faser seines Körpers erschlafft, ein kleines Blutgefäß seines Leibes hört auf, ihm nützlich zu sein — der Unerschütterliche erblaßt und sinkt in den Sarg; der beneidenswürdige Halbgott liegt ekelhaft modernd da. Lachende Erben lassen den Bildhauer Thränen an Marmorbildern meisseln; der Tadel, oft der Fluch der Völker rauscht über das Grab des sonst Vergötterten ihm in die Ewigkeit nach.

So ist denn nichts unter dem Monde von Dauer? Alles, Alles ein Spiel der Umstände, der Raub der Zeiten? Das Gelächter froher Menschen verhallt, und die heiße Thräne des einsamen Grams trocknet aus. Den Grashalm des Feldes und den stärksten der Menschen erreicht endlich der Tag, wo Beide hinwelken und verbleichen; der Tag, der dem Bettler die Krücke aus der Hand, dem Könige die strahlende Krone vom Scheitel zieht.

„Und wenn Alles verloren geht und verweht: ehern ist doch das Blatt der Geschichte; wessen Großthat sie aufzeichnet, dessen Name dauert unsterblich im Andenken der Nachwelt. Begeisternd ist auch dem Lebenden die Stimme des Nachruhms." Ach, auch diese Stimme des Nachruhms ist nur Täuschung, eitle Täuschung, mit welcher sich der Ehrgeiz schmeichelt! Der lebt nicht mehr, der den Nachruhm gewonnen, und wer da lebt, weiß nicht, ob er ihn erhalten, noch weniger, von welcher Art er ihn empfangen würde. Wie die Menschen selten das Gedächtniß froher Augenblicke so lange, als die Erinnerung der bösen, bewahren, pflegt auch die Geschichte am meisten nur Diejenigen zu nennen, welche als Urheber großen Unglücks sich einen unglücklich=großen Namen machten. Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, denen der Segen der Nachwelt folgt, sind nur eine kleine Zahl bekannt geblieben; aber von ehrgeizigen Bösewichtern wissen wir Hunderte. Und auch sie wurden vergessen über die Verbrechen der spätern. Wer ist begierig, die Schaar der Elenden zu kennen, welche ihrer Zeitgenossen Verderben waren? Oder wo ist der Edle, welcher zu ihnen gesellt sein möchte? Die Thaten vieler merkwürdigen Männer sind vergessen, ihre Namen verloren; und die berühmtesten Menschen unserer Tage sind nach Jahrtausenden mit ihren Völkern verschwunden.

So sind die höchsten Güter des Lebens, nach welchen der Sterbliche unersättlich strebt, ein flüchtiges Schattenwerk. Schönheit, Reichthum, Würde,

Ruhm, Gelehrsamkeit, Macht und Hoheit — Alles ist ein vorübergehender, gaukelnder Traum, wie das Leben zuletzt selbst.

Und wenn dieser Reichthum nun Staub, diese Macht nun ein Nichts, diese Schönheit welk, dieser Ruhm verschollen, diese Hoheit ein Leichnam ist — wenn nun die Reiche, die jetzt blühen, vernichtet, diese Völker, welche jetzt leben, vom Erdball verschwunden sind — was bleibt dann, wo nichts bleibt? Was steht noch, wo Alles sinkt?

Wie lange fliegt noch dieser Stern, den ich für Augenblicke bewohne, und Erdball nenne, wie lange fliegt er noch in seiner Bahn um die Sonne, ehe seine Rinde austrocknet, seine Oberfläche verkalkt und unbewohnbar für lebende Wesen wird? Werden nicht endlich auch jene Sonnen und Gestirne über mir dem Wechsel unterworfen sein? Dieser Erdball, den ich betrete, jene Himmelslichter, die über mir leuchten, sie stammen nicht aus der Ewigkeit, und haben keine Ewigkeit.

Und wenn dieser Erdball einst veralten und vergehen wird, wenn jene Sterne, jene fernen Sonnen ausgebrannt und verloschen sein werden: was wird dann sein? — Mit Grausen starre ich in das unendliche Leere und Todte hinaus, worin keine Bewegung, kein Ton, kein Athem geht. Es ist ein erstarrter Leichnam einer vormals blühenden Welt, ein grenzenloses, finsteres Nichts, wie es war, ehe der Schöpfer es anlächelte und Paradiese daraus hervorrief. Die Vernichtung allein wohnt in dem unendlichen All, das ich jetzt noch in Glanz

und Farben um mich her schweben sehe. Wo sind eure Marmorpaläste, eure Denkmäler geblieben, ihr Großen der Erde? — wo eure Trophäen, ihr Sieger? Wer nennt noch eure Namen, ihr Beruhmtgewesenen? Und wo sind die Werke geblieben, welche eurer Thaten Gedächtniß auf eine Nachwelt bringen sollten, die nicht mehr vorhanden ist?

Was sich aus dem Staube entbunden hat, wird Staub. Das Vergängliche muß vergehen! Nur die Gottheit bleibt ewig in den Verwandlungen aller Dinge; nur das Göttliche in der Natur besteht, wo alles Andere in sich zerfällt und verweset.

Das Göttliche aber ist die verborgene Lebenskraft der Dinge, Seele, Geist geheißen; und göttlich ist die Tugend, in der sich die Seele veredelt. Tugend und Ewigkeit sind Eins, wie Staub und Vergänglichkeit Eins sind.

Ach, das haben seit Jahrtausenden die Sterblichen wohl erkannt; seit Jahrtausenden sprachen sie die große Wahrheit aus: Das Göttliche allein bleibt ewig! Aber sie blieben nicht Alle im Göttlichen. — Jesus erschien, er lehrte die Bewohner der Erdenwelt, daß, wer in Gott wohne, in dem wohne auch der ewige Gott. Und Millionen beteten ihn an, und schmückten sich mit seinem heiligen Namen; aber ihr Gebet war Lippenwerk. Sie bekannten sich zu Jesu, aber sie erkannten ihn nicht; sie priesen die Tugend, aber sie übten sie nicht; sie flehten um das Glück der

Ewigkeit, aber opferten demselben nichts von ihren thierischen Neigungen. Reichthum, Würde, Einsicht, Macht, Ruhm und Schönheit waren die vergänglichen Götter, vor denen sie knieten. Des Ewigen aber, des Göttlichen, der Tugend gedachten sie oft erst unter dem Schauer der Todesstunde, wenn das höchste Gut, dem sie hienieden von der Wiege bis zum Sarge nachgeeilt waren, wie alles Irdische verschwand. Thränen, Reue, Entschliessungen im Augenblicke des Scheidens ersetzen nicht, was verloren gegangen. Denn Thränen sind nur Thränen, aber keine Tugend; und der letzte Augenblick voll frommer Entschlüsse ist eine Frucht der schrecklichsten Enttäuschung, aber noch kein Leben voll göttlicher Handlungen.

Alles vergeht und verweht! Nichts bleibt der unsterblichen Seele, als das Göttliche in ihr, die Vollkommenheit, welches sie sich aneignete. Und das Vollkommene, das Göttliche, ist die Tugend! — Ja, die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit! (1 Joh. 2 17.)

Trost erhabener Offenbarung! Offenbarung Gottes durch die Stimme der Natur und der Vernunft, durch die Stimmen des Weltheilandes und seiner auserwählten Jünger, durchdringe mit deiner wundervollen Kraft das Innere meines Wesens!

Auch die dauerhaftesten Denkmäler, auch die größten Werke der Menschen vergehen — aber ich bleibe! Auch der Erdball wird einst veralten, und

ohne Bewohner zerfallen, auch die flammenden Himmelskörper können erlöschen, aber ich bleibe! Alles soll ich verlieren, Alles muß ich einbüßen — nur Eins kann ich behalten, Eins wird mich erhalten, die Tugend, daß ich den Willen der Gottheit vollbringe.

Wie irrte ich so lange im Finstern? Wie konnte ich mich auch so lange mit Täuschungen ergötzen? Warum suchte ich auch mein Lebensglück, mein höchstes Gut in allem Andern, nur nicht da, wo es vorhanden war? Warum dürstete ich manchmal so unersättlich nach großem Vermögen und Glücksgütern? Ich wußte es ja, daß Reichthum kein Glück macht, weil der goldreichste und mächtigste Mensch der unzufriedenste, elendeste Sterbliche sein kann. Ich wußte es ja, daß ich nackt in die Welt kam, daß ich nichts mit mir hinausnehmen werde, als die Vollkommenheiten, mit denen sich meine Seele veredelte. Ich wußte es ja, daß dies die Schätze sind, die ich im Himmel sammeln könnte!

Warum begehrte meine Eitelkeit oft mit so kindischem Verlangen nach äusserer Schönheit und gefallender Pracht, als wäre sie des Menschen höchstes Gut? Ich wußte es ja, die Schönheit erstirbt nach wenigen Jahren, und wehe dem, der sich keinen bleibenden Werth zu erwerben wußte! Nur Seelenschönheit glänzt durch die Ewigkeit; nur sie dauert in ewiger Jugend fort; an ihr mangeln die Jahre nicht, denn das Ewige ist erhaben über die Zeit, wie Gott.

Warum rang ich so oft und ungestüm nach Macht, Ansehen und Ruhm? Wie konnte ich das Lob der Menschen für das höchste Ziel meiner Wünsche halten? O Wahnsinn des Ehrgeizes! mit welchen träumerischen Vorspiegelungen umgaukeltest du mich oft; und wie oft machtest du mich meines höhern, meines bessern Selbstes, meiner innern Zufriedenheit, vergessen! War mir doch nicht unbekannt, daß nach der Sterbestunde mein Ohr nichts mehr von den Schmeicheleien der Menschen vernimmt; daß mein gebrochenes Auge nicht die Denkmäler kennt, die sie auf meinem Grabhügel erhöhen. Warum arbeitete ich für Ruhm unter den Sterblichen, die nach mir vergehen werden, wie ich verging? Ich kannte ihn ja, den wankelmüthigen Sinn der Leute, den Neid der Menge, die beständig verschiedene Meinung derer, die unsern Werth beurtheilten! Wie könnte ich diesem Traumbilde Alles aufopfern wollen? — Nur da ist wahrhaft ewiger Ruhm möglich, wo derjenige selbst ewig ist, der ihn aufbewahrt. Nur in dem unsterblichen Gott ist unsterblicher Ruhm! — Ach, trachtete ich schon nach diesem mit eben jener Begeisterung, wie nach der Herrlichkeit meines Namens unter den Sterblichen? Nur des allwissenden Gottes Urtheile über unsern Werth sind unwandelbar dieselben. Habe ich jemals um seinen Beifall mit so vieler Anstrengung aller Kräfte gestrebt, wie um den Beifall veränderlicher, täuschbarer, von ihren besondern Leidenschaften geleiteter Menschen?

Warum dachte ich mir oft den Umgang mit Freunden, den mannigfaltigen Genuß ungestörter Freuden mit frohen Menschen, als das höchste Gut der Seelen? Und doch war ich vielmals schon von denen getäuscht und vergessen, die sich meine Freunde, meine Freundinnen nannten. Wo sind ihre Versprechungen, ihre zärtlichen Zusicherungen, ihre Schwüre geblieben? Die dich einst in ihren Armen hielten, jetzt gedenken sie deiner kaum noch; und manche Derer, die dich noch heute mit ernster Liebe lieben würden, sind in bessere Welten übergegangen.

Und alle Vergnügen des geselligen Lebens, alle Feste, alle Gastmähler, die dir frohe Stunden gaben, sind sie eines dauerhaften Werthes? Die Lieder der Freude verhallen endlich — der Seufzer des Verdrusses folgt ihnen nach. Das fröhliche Lärmen der Gäste verstummt; Todesstille folgt ihnen in den leeren Sälen; der Genuß des Gaumens, kaum beendet, ist vergessen. Der mit Blumen bekränzten jugendlichen Tänzerin windet man eine Todtenkrone, und der feurige Jüngling geht nach Jahren vor Alter zitternd am Stabe einher. Alle Lust der Erde vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Nicht daß wir sie verschmähen sollten, des Lebens verschiedene Freuden — nein, auch sie sind uns von Gott gegeben! Aber wir sollen als Weise, als Christen ihnen keinen höhern Werth beilegen, als sie haben. Sie sind flüchtig, vergänglich, ge-

macht, den Augenblick zu versüßen; aber sie sind nicht das letzte, schönste Ziel, dem wir nachtrachten müssen. Sie sind vorübergehende Erquickungen, Reizmittel unserer Thätigkeit, aber nicht das höchste Gut. Dies ist nur das Göttliche, es ist die Tugend.

Gott ähnlich werden in Heiligkeit; vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist: die Menschen lieben und beglücken, wie er sie aus Liebe beglückt; Zufriedenheit, Freude und Segen um uns verbreiten, wie er, der seine Sonne scheinen läßt über den Gerechten und Sünder — — das heißt den Willen Gottes thun. So hat ihn uns Jesus geoffenbaret.

Nur Tugend ist von allen Gütern das höchste Gut. Zu diesem hat der Schöpfer allen seinen Kindern die Laufbahn geöffnet; hier hat der Fürst keinen Vorzug vor dem Bewohner der ärmsten Hütte, der Reiche nicht mehr Gewalt, als der Dürftige; Alle haben, um die Palme des Sieges zu gewinnen, die gleichen Mittel, die gleichen Mittel, die gleichen Kräfte.

Gelehrsamkeit mag für den Talentvollen, der Thron für den Fürstensohn, Ruhm für den Geschickten, Ansehen für den Begüterten, Reichthum für den Einzelnen sein, den Umstände begünstigen — Mannigfaltigkeit der Zustände soll im Leben sein; verschieden sollen die Gaben vertheilt fallen, daß Einer dem Andern diene — aber das Göttliche, das höchste Gut, ist allgemein, wie

Gott allgemeiner Vater ist, wie wir alle seine Kinder sind. Jedem ist es erreichbar, und darum ist es Jedem das Höchste und Theuerste.

Auch dem Fürsten bleiben, umgeben von aller Macht, noch tausend Wünsche übrig; und hättest du Schätze auf Schätze gehäuft, da würdest doch immer nach andern Dingen geizen; und hättest du Kenntnisse gesammelt, wie Keiner, deine Wißbegierde würde noch weiter streben. Nie ist der menschliche Wille gesättigt; nie hat er dessen genug, worauf seine Leidenschaft gerichtet ist. Dies aber beweiset nur, daß das, was er hat, noch nicht das höchste und letzte und wahre Gut sei.

Kennst du den Frieden der Seele? Jene Ruhe des Gemüths, wo du, versöhnt mit dem Himmel und der Erde, dich über alle Gefahr erhaben fühltest, und keine Wünsche mehr hattest? Kennst du jene selige Stille des Herzens, wo du ohne Vorwurf gegen dich selbst, nur das Bewußtsein der göttlichen Huld empfandest — wo Hochachtung deiner selbst dich adelte, von Menschenfurcht befreite; wo selbst der Tod, wäre er erschienen, dir deine Zufriedenheit nicht gestört haben würde? Dies war die Wirkung deiner Tugenden, dies der Lohn deines reinen Gewissens — dies war Genuß des höchsten Gutes.

Ein Glück aber, das vom Sturm des Schicksals, von einem Hauch der Umstände hinweggeblasen werden kann, wie eine Seifenblase — nein, dies kann das Letzte und Höchste nicht sein. Alle Zeiten sahen von jeher vertriebene Fürsten; Reiche,

die den Bettelstab erwählen mußten; berühmte Männer, die zur Verachtung niedersanken. Kann das unser höchstes Ziel sein, was durch unbedeutende Ereignisse verwischt werden kann? Unmöglich! Das ist noch nicht das Letzte, was noch den Wunsch fester Beständigkeit und Unzerstörbarkeit übrig läßt.

Die Tugend aber macht unter allen Lebensverhältnissen den Menschen glückselig, und hört nie auf, ihn mit ihren stillen Freuden zu krönen. Sie gewährt uns in allen Lagen Zufriedenheit mit uns! Sie lächelt unter den Thränen des Schmerzes; sie füllt die Brust des Armen mit Entzücken, dem ein Bissen Brodes das einzige Gastmahl ist, und ein Trunk Wassers köstlicher dünkt, als der Becher des Weins, den der Reiche unter bangen Sorgen einschlürft. Sie läßt uns den Werth der Dinge im wahren Lichte sehen, lehrt den Aussenschein trennen vom Werth der Sache, so daß wir auf jeden Verlust, auch dessen, was uns das Theuerste ist, vorbereitet sind. Eine Feuerflamme kann unsere Habe einäschern; eine Lästerzunge des Bösewichts unsern Namen schänden; Ungerechtigkeit kann uns verstoßen; eine Krankheit uns lähmen; das Grab kann uns unsere Lieben nehmen — aber nichts kann den Gott aus unserer Brust rauben, nichts das Bewußtsein unserer Unschuld tödten, nichts die hohe Freudigkeit zerstören, in der wir, auch beim bittersten Verluste, den Blick zum Himmel heben und spre-

chen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gepriesen sei sein Name!

Alle Lust vergeht, aber wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit! — Ja ewig, wie der ewige Gott, bleibet die Tugend! Die durch sie veredelte Seele schwingt sich einst über den Staub, über das Gewühl und die bunten Täuschungen des Lebens empor — nichts rettet sie aus dem Schiffbruch, wenn ihre irdische Hülle zertrümmert, nichts nimmt sie mit sich, als was sie selbst geworden ist — Güter der Erde waren nicht ihr, sondern dem Leibe erworben, der sich damit schmückte; aber geistige Vollkommenheiten, Tugendkräfte waren dem Geiste erworben, der, verklärt durch sie, in das Ewige eingeht. Darum sind sie das höchste Gut, weil sie in zwei Welten gehören und Seligkeit bringen. Alle andere Lust der Welt vergeht!

O Gott, Allerheiligster, heller kenne ich nun das Ziel, welches mir entgegenstrahlt aus Deinem Heiligthum! das Ziel, welches Du mir gesetzt hast! In Dir, in Dir ist mein höchstes Gut, denn in Dir ist Heiligkeit und Vollendung.

Wie ein Verblendeter ging ich auf Erden umher — ich suchte das Höchste im Staube, das Ewiggute im Vergänglichen. Mich täuschten Liebe und Freundschaft, Glück und Ehre, und doch trachtete ich dem Schattenwerk mit immer neuer Sehnsucht nach, und rang und arbeitete, und erreichte es nie; und wenn ichs erreicht hatte, war

ich darum nicht zufriedener, nicht ruhiger, nicht beglückter. Ich erkenne mein Ziel, mein höchstes Gut. Soll ich länger meine Seele ausschliessend dem Vergänglichen aufopfern? Nein, nein, ich will eilen, das Bessere zu erreichen, das Du mir zeigst, das Jesus mir geoffenbart. Nicht das Reich dieses irdischen Lebens umgrenzt meine Laufbahn, sondern das Reich des Göttlichen. Darum will ich am ersten trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Muthig will ich mir nun die bessere Bahn eröffnen, und durch gerechten, heiligen Wandel mein besseres Ziel ereilen. Und wenn meine Kräfte wanken wollen; wenn irdische Reize mich meines höhern Zieles vergessen machen; wenn ich von meinen sinnlichen Begierden, von meinen tadelhaften Neigungen zu unheiligen Gesinnungen, zu unerlaubten Entschlüssen fortgerissen werden sollte — o mein Jesus, dann laß mich auf Dein heiliges Leben blicken, daß ich mich selbst ermanne, und gegen den Strom ankämpfe, der mich von meinem Ziele zurückweiset! Dann, mein Jesus, erschalle tief ins Innere meiner Seele Dein Ruf: Wer bis ans Ende beharret, der wird selig! (Matth. 10, 22.)

XXIV.

Der Vorschmack des Himmels.

Erster Theil.

Matth. 5, 8.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn;
Andacht und heilige Wonne durchdringe
Unser Aller Seelen ganz.

Schmecket und sehet, wie freundlich er ist!
Lieb' und Erbarmung, und Wahrheit und Gnade
Waltet ewig über uns.

Alles, was lieben kann, liebe den Herrn!
Seraphim, Cherubim, Engel und Geister,
Lieb' ist eure Seligkeit.

Dürsten doch unsere Seelen, wie ihr,
Selig und heilig und ewig zu lieben,
Den, der uns Alle erschuf.

Heil uns, wir lieben ihn ewig! Der Staub
Liebt den Erbarmer mit Thränen der Sehnsucht,
Die er selbst einst trocknen wird.

Ich will mich vom Staube erheben, und aus den Gewittern dieses Lebens zu dem, was dauernde Seelenruhe, unzerstörbares Glück gewährt. Was habe ich von diesem Getümmel der Welt, wo mir doch nie ganz wohl wird; wo an jedem Lichte ein Schatten, an jeder Lust ein verhältnißmäßiger

Verlust und Schmerz hängt? Kann ich mir da wohl selbst leben, mir ganz selbst angehören? Nein, da bin ich ein Raub der Drangsale aller Art, der Mühen, der Sorgen, der vergeblichen Wünsche, der vereitelten Hoffnungen, der trostlosen Begebenheiten, der oft sehr langweiligen Zerstreuungen. Ich bin nie mehr in Gesellschaft, als wenn ich in betrachtungsvoller Stille mit mir allein bin, und meinen Geist zu dem Urheber aller Schicksale erhebe. Ich bedaure den, welcher noch niemals einen solchen Genuß gehabt hat. Und doch werden ihrer Wenige sein, die ihn nicht kennen. Denn auch der zerstreuteste Weltling erlebt endlich — und gewiß er am öftersten! — den Augenblick, da ihm seine Vergnügungen sehr fade vorkommen; da er seinen Umgang mit Andern sehr peinlich, wenigstens schlecht ergötzend findet; da er sich nach dem Bessern sehnt; da er, in Betrachtung über sich selbst und den Werth seines bedeutungslosen Daseins vertieft, etwas Besseres ahnet und mit Sehnsucht begehrt.

Und — doch ergreift er es nicht. Denn oft scheint es ihm unglaublich, daß er es im Schooße der höchsten Weisheit, im Heiligthum der Religion suchen solle. Sie ist ein verworrenes Gewebe von dunkeln, unzusammenhängenden Vorstellungen, die er aus den Kinderzeiten etwa noch im Gedächtnisse bewahrt, aber nie weiter durchdacht und geordnet hat. Er wundert sich wohl über die Leute, die darin so ausserordentliche Dinge zu

finden behaupten, lächelt vielleicht recht mitleidig dazu, und — kehrt mißvergnügt zu seiner bisherigen Lebensart, zu den gewohnten Unterhaltungen zurück, und wird doch des Lebens darin nie froh, und derselben nur gar zu bald satt.

Freilich, darin hat er Recht: das zusammenhanglose Ueberbleibsel von erlernten Sprüchen und Sätzen aus den Kindertagen, was er seine Religion nennt, und was er eben so schnell beseitigt, als er einmal die alten Kirchengebräuche, bloß weil es noch die Uebung mit sich bringt, mitgemacht hatte — das ist eine armselige Religion. Es ist aber auch dies nichts weniger, als die Religion, welche Jesus Messias uns geoffenbaret hat; denn diese ist kein Gedächtniß-, kein Gewohnheitsgeschäft: nein, eine lebendige Kraft des Göttlichen im Gemüth des Menschen.

Und so gehen Tausende dahin, und treiben sich elend herum im Leben mit ihrem Handwerk, ihrer Kunst, ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Handlung, und lassen sich in Kriegs- und Friedensereignissen von allerlei unbeständigen Lustbarkeiten und lange schmerzenden Unfällen verzehren. Sie überlassen ihr Glück, ihre Zufriedenheit dem Zufall, wie er es bringt und nimmt; glauben, sie können es nun doch nicht ändern; vermuthen gar nicht, daß dauerhaft glücklich zu werden, schon auf Erden den Vorschmack des Himmels zu empfinden, in eines Menschen Gewalt liegen könne. Sie verachten zuletzt heimlich jede Freude, und werden zuweilen mürrische, mißvergnügte Leute, denen nichts

recht geschieht, werden Menschenfeinde und Lebensfeinde, weil sie die Freude noch nie recht gekannt haben.

Wohl gibt es viele Andere, schon weiser als Jene, welche, gestärkt durch Religion, oder gehoben durch edlere Gefühle, dem irdischen Leben keinen Werth nicht abläugnen. Allein sie beklagen die Flüchtigkeit des Genusses. Auch ich war einst selig, spricht Mancher; da empfand ich den Vorschmack des Himmels. Ich war im Vergnügen aufgelöset. Aber — wie schnell verflog mein Traum! Ja, ein Traum war Alles. Denn nun liegt es weit hinter mir im Reich der Vergangenheit, wie ein verblassender Schatten. Kaum werde ich davon nur noch die Erinnerung haben. Dann wandere ich durch das Einerlei des Alltagslebens hin, wie durch eine Wüste.

Jeder denke nur einmal in seine vormaligen Tage zurück und überlege und frage: Welches war wohl die schönste Zeit meines ganzen Lebens? Welches war wohl der süßeste von allen Augenblicken, den ich genossen?

Hier denkt Mancher an die harmlosen Stunden und Spiele der Kindheit; da war uns gleichsam Alles in ein schönes Morgenroth gehüllt; da war eine große Kleinigkeit unser bester Schatz, eine Blume unser Kleinod, ein Spaziergang unser Himmel. Alles hatte damals für uns noch eine höhere Bedeutung; unsere eigene frohe Seele belebte selbst das Leblose, und hielt Gespräche und Freundschaft mit dem, was unsere

Liebkosungen nicht erwiederte. Mit glücklichem Leichtsinn hüpften wir über die Dornen des Weges hinweg, den wir wandelten, und was uns verwundete, war eben so bald wieder vergessen, als die darüber geweinte Thräne. O welche glänzende Aussichten gaukelten da vor uns in die Zukunft! Was erwarteten Andere von uns, was erwarteten wir nicht von uns selbst, wenn wir erwachsen sein würden! Ja, es war die glücklichste Zeit meines Lebens! ruft Mancher.

Ich glaube es dir. Doch, ernsthaft betrachtet, finde ich, daß jedes Lebensalter seine eigenen Freuden habe, die Gott zum Genusse hineinlegte. Wir können doch unmöglich die Bestimmung haben, immer Kinder zu sein. Wer möchte dies auch wollen? Wer möchte wieder in jenen Traum zurückkehren, aus welchem wir jedes Kind sich begierig hinwegsehnen sehen, um die Freuden der Erwachsenen theilen zu können? Es wäre traurig, wenn es kein höheres Lebensglück gäbe. Denn dieses können wie nicht wieder zurückzaubern. Das würde ich das Höchste nennen, was der Mensch von entschlossenem Willen sich zu jeder Stunde erneuern könnte.

Und endlich prüfen wir doch recht genau, was uns als Kinder beseligt hat. War es das Aeussere, was uns umgab? War es Gold, Pracht und Ehre? — Ach nein! auf einem Sandhaufen dünkten wir uns reicher, als ein König; mit wenigen Bretchen bauten wir uns Paläste; ein Bildchen erfüllte uns mit Entzücken. Wie kam das?

Gewiß lag der Quell der Freude nicht draussen, sondern offenbar in unserm Innern. Wir waren zufrieden mit dem, was wir hatten, und sogen, gleichsam wie die Biene, auch aus der kleinsten Blume einen Honig. Wir waren harmlos um den kommenden Morgen; denn wir dachten, jeder Tag werde schon das Seinige bringen, und sorgten nur um den heutigen Tag. Wenn wir Nahrung und Kleider hatten, so ließen wir uns genügen. Wir waren leichten Sinnes; und ob wir gleich damals in unsern kleinen Verhältnissen so gut wußten, wie jetzt in unsern größern, daß viel Unangenehmes durch das Leben laufe, manche Thräne geweint, manche Angst erfahren werden müsse, klebten wir doch mit unsern Gedanken nie lange an dem, was uns Unlust erweckt hatte; hingegen nach einer überstandenen Furcht nur desto inniger an der Erlösung von derselben; freuten uns nach dem erlittenen Schmerz desto herzlicher über das Bessere, was demselben folgte. Darum waren wir fast immer froh. Wir waren froh, weil wir nichts fürchteten; und wir fürchteten nichts, weil wir ein reines Herz, ein freies Gewissen hatten. Denke doch Jeder nur zurück an die bittersten Augenblicke seiner Kinderjahre! Gewiß sind es doch nur die gewesen, da wir zum erstenmal etwas Unrechtes begangen hatten, und nun die Offenbarung desselben besorgten, und Angst vor der Strafe fühlten. Aber diese Angst machte uns klüger. Wir hüteten uns vor der Sünde, wenn sie wieder lockte. War die Strafe erlitten,

die Schuld abgebüßt, dann hüpften wir von neuem heiter durch die Welt.

Ach, warum haben wir die hohe Weisheit unserer Jugend vergessen? Warum sind wir im Alter viel thörichter geworden, als wir gewesen, da wir Kinder waren? Warum suchen wir denn mit unverzeihlicher Selbsttäuschung unser Glück und Heil nicht in uns, sondern erwarten es von Sachen, die ausser uns liegen? — von Sachen, die doch nur erst das für uns werden, was wir aus ihnen machen wollen? Warum klebt unsere Seele jetzt mit thörichtem Eigensinn lieber an Allem, was unangenehm ist, als an das zu denken, was unschuldig ergötzt? Warum ist das Herz nicht mehr so genügsam, wie damals, wo es sich noch aus Wenigem Vieles zu machen verstand? Warum sind unser Stand, unsere Einkünfte, unsere Kleider, unser Hausgeräthe nicht köstlich, nicht vortrefflich genug, da wir doch Vieles besser haben, als da uns die schlechteste Hütte noch wohlgefiel? Warum quält uns immer eine anhaltende, heimliche Unruhe, irgend ein Bewußtsein von eigener Schuld? Warum geniessen wir keine Lust ganz rein und ohne ein bitteres Nebengefühl?

Alles, weil wir die Weisheit des kindlichen Alters verlernt haben! Nicht die Welt, nicht die Menschen um uns her haben sich seitdem verändert, sondern wir uns selbst. Wir sind von uns selbst abgefallen, und haben uns fremden Dingen angehängt, als könnten wir von ihnen nur die

verlorne Glückseligkeit wieder empfangen; und wir jagen ihnen mit blindem Eifer nach, und werden nicht wieder selig, wie ehemals. Kein Cherub hat uns aus dem Paradiese der Jugend vertrieben, aber unsere Eitelkeit, Ehrbegier, Habsucht, Ueppigkeit, unser Stolz, unsere Ränkesucht, unser Neid und Hassen. — Und wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, sprach Jesus Christus, der Weiseste von den Weisen, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen!

Hieltest du also deine Jugendstunden für die schönste Zeit deines Lebens, so vergiß nicht, aus welchen Ursachen sie dir die schönsten waren. An dir selbst liegt es noch, den Himmel der Kindheit auch auf deine spätern Tage herüberzuziehen. Werde in deinem Innern wie damals: einfach, fromm, genügsam, versöhnlich, liebend, und der einmal empfundene Vorgeschmack des Himmels beseligt dich wieder. Du hast Jesum verstanden, den Weisesten unter den Weisen, dessen Worte du vielleicht schon vielmals gelesen, aber nie ganz in ihrer hohen Weisheit begriffen hattest.

Es sind aber ihrer Viele, welchen das Glück einer freudigen Jugendzeit durch Krankheit, Grausamkeit von Stiefältern oder andere Unfälle oft vermindert worden ist, also daß sie jene Jahre kaum zu den schönen ihres Daseins zählen mögen. Und welches war denn nun wohl der schönste Punkt in deinem übrigen Lebenslauf? Vielleicht derjenige, welchen dir die Liebe verklärte, als die höhern Tage gekommen waren, da du als Jüngling, als

Jungfrau, die ersten freien Schritte in die Welt hinaus thatest? Du gedenkest noch der Stunden deiner stillen Träumereien, deiner Hoffnungen, deiner Sehnsucht. Erde und Himmel verschönerten sich in den unaussprechlichen Gefühlen, die damals dein Herz bewegten. Dein Gedanke war, was du liebtest. Alles, was mit diesem verbunden war, hatte für dich höhern Werth. Ein Blick konnte dich beseligen; das einfachste Geschenk war dir unschätzbarer, als ein Thron; die erste Blume aus der geliebten Hand hättest du um keine Juwelen vertauscht. Du tratest zum andernmal in den Himmel deiner Kindheit zurück, aber mit neuem Sinn und Geiste. Wie fandest du Alles göttlicher als sonst, und an dem, was du liebtest, so hohe Tugenden! Wie scheinst du dir selbst voller Demuth oft der Gegenliebe ganz unwürdig; wie strebtest du dich zu vervollkommnen, und durch würdigere Eigenschaften zu gefallen! Wie viel Wonne lag oft noch selbst in deinem Kummer, wie viel Trost in deinem eigenen Schmerz! Welche edle Entschliessungen gingen damals in deiner Seele auf — wie schämtest du dich jeder Unanständigkeit, jedes Lasters!

Auch ich war einst selig! ruft Mancher, in welchem die Erinnerung an jene verschwundenen Augenblicke wieder aufblüht: ich war selig! aber es war ja doch nur ein Rausch meiner Einbildung, ein thörichter Selbstbetrug. Nur zu bald erwachte ich aus meinem Traum, und sah bei kälterm Blute ein, daß alle die hohen Vorzüge, welche ich an

dem, was ich liebte, erblickte, nie oder nur sehr mangelhaft vorhanden gewesen waren.

Das sahest du ein, aber doch gehörten Stunden der ersten Täuschung zu den beglücktesten deines irdischen Daseins. Woher entsprang denn damals die Seligkeit deines Gemüths? Doch nicht, weil du alles Himmlische ausser dir fandest — denn du selber gestehest dir, daß du dich getäuscht hattest — nein, das Himmlische war in dir, das du liebtest, und das Bild desselben trugst du auf Aussendinge über. Du liebtest das Vollkommene, die hohe Tugend, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue — nicht die Falschheit, nicht die Hoffart, nicht den Reichthum, nicht die Familie. Du liebtest und verschöntest selbst die Mängel der Geliebten.

Siehe, das Erwachen der ersten Liebe ist ein neues Aufflammen der jugendlichen Unschuld und der Ehrfurcht und Hochachtung vor dem, was göttlich ist in der menschlichen Natur! Und das Himmlische, was du verehrtest, war in dir selbst, und darum nennst du es Täuschung, weil du den Begriff aller Vollkommenheiten nicht ausser dir gefunden hast, wie du es gefunden zu haben wähntest.

Warum bist du seitdem so glücklich nie geworden? Warum hast du mit der Täuschung auch die beseligende Liebe des Göttlichen und Vollkommenen von dir geworfen? Warum suchst du das Heilige nicht in dir auf, da du es draussen umsonst

erwartest? Warum ringst du nicht mit Kraft danach, die seltene Vollkommenheit, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue dir selbst anzueignen, deren Vorstellung dich einst so entzückte? Warum hörst du auf, dich wie ehemals, dem Gegenstande deiner Liebe zu gefallen, mit neuen Vorzügen zu schmücken? Warum verbannst du nicht, wie damals, mit Abscheu jede Unanständigkeit, jede widrige Leidenschaft, jedes Laster von dir? — Du wärest noch heute selig; denn die Welt würde dich verehren, Gottes Beifall würde dich über Alles, was im Irdischen quält, erheben. O du gesunkener Mensch, wärest du dem Jugendbilde der höchsten Vollendung treu geblieben, du würdest auch heute noch den Vorschmack des Himmels empfinden.

Aber du bist von dir selbst abgefallen, und dem Bessern in dir treulos geworden. Du fandest nicht bei andern Menschen die Vortrefflichkeiten alle, welche du anbetetest; darum vergaßest du dich, wurdest gemein und schlecht, wie Andere, und oft wohl noch schlechter als sie. Darum wich dein Himmel von dir.

O Gott, mein Gott, du Schöpfer der Himmelswonnen im Erdenstaube! Auch ich war einst selig Und ich kostete den Vorschmack höherer Seligkeiten. Ach, wie einst den ersten Menschen, nach Deinem Ebenbilde geschaffen, gibst Du mit unerschöpflicher Huld jedem Menschen noch heute sein Paradies. Wie lange er es bewahren will, steht bei ihm. Er hat es, so lange er tugendhaft

ist, Deinen Willen erfüllt, reines Herzens ist, und das Göttliche in sich nicht entweiht. Aber die finstern, unreinen Begierden nach äussern Glück vertrieben ihn aus dem Eden — und er kann Dich nicht mehr schauen. Sein Blick hängt gierig am Staub der Erdenwelt, gleich dem Blick des vernunftlosen Thieres, und richtet sich nicht zum Himmlischen empor, wie der soll, welcher geschaffen ward nach Deinem Ebenbilde.

Zum anderumal ward uns der Weg zum verlornen Paradiese wieder aufgethan, Welterbarmer, Heiland, Göttlicher, durch Dich und Dein Wort! Warum verschliessen wir vor Deiner Stimme unser Ohr? Es ist ja aller Menschen einziges Streben, vollkommen glücklich zu sein; schon in Kinder-, schon in Jünglingstagen gewährt uns der Zauber der Tugend den Vorschmack der höchsten Seligkeit — warum verstehen wir nicht, o Jesus, Deine Weisheit in dem Worte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

XXV.

Der Vorschmack des Himmels.

Zweiter Theil.

Röm. 5, 8.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe

Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand.
Längst vermißte Brüder
Find' ich da in seinen Jüngern wieder.

Ja, ich weiß, ich glaube und fühle es — fühle es in allen Begebenheiten meiner Tage, in allen Schicksalen meiner Miterschaffenen, in allen Werken der prachtvollen Natur, diesem hohen, ewigen Gottestempel: daß der Allliebende uns Kinder des Staubes zur Seligkeit geru en hat; daß wir hienieden schon Vorgefühl himmlischer Wonnen haben können; daß aber der Quell der Lust wie der Quell unserer Schmerzen nirgends als in unserer eigenen Brust, in unserer Vollkommenheit ode in unseren Fehlern wohnt.

Wie selig muß der Mann sein, welcher in allen seinen Verhältnissen ein vorwurfsfreies Herz hat; welcher sich durch keinerlei Sorge allzusehr

das Gemüth betrüben läßt; welcher durch keinen aufwallenden Zorn, durch keine zu ungestüme Liebe sich hinreissen läßt, mehr zu thun, als sein sollte! — In seiner Seele lebt jene hohe Ruhe, von welcher gewöhnliche Menschen kaum eine dunkele Vorstellung haben, welche der wahre Friede Gottes ist.

Hast du jemals schon einen schönen Frühlingsmorgen einsam unter den Reizen der aufbluhenden Natur verlebt? Wenn du dich da im Schatten stiller Gebüsche ergingst, durch deren grüne Zweige der Glanz der Sonne mit Purpurwellen brach; wenn über die grünen Auen ein sanfter Hauch des Morgenlüftchens floß, und die zahllose Fülle der Blumen schauerte, und der Thau am Halm erglänzte, wie Freudenthränen, welche der Himmel geweint über die Herrlichkeit und Güte des Schöpfers; und der Bach vom Felsen, und der Strom in den Ufern, und der Wald am Hügel feierlich erbrausete, und während hoch und tief die Lüfte erklangen vom wunderbaren Liede der Vögel — o, wie war dir? Drang nie ein Strahl unaussprechlichen Entzückens durch deine Brust? Du athmetest tief auf; du schienest leichter zu sein, als wärest du verklärt; du hättest deinen Gesang zu den Gesängen der Lüfte, deine Freudenthränen zu den Thränen des Himmels mischen, dir die Fittige der Morgenröthe wünschen mögen, um hoch im unendlichen Blau über dir schweben, oder in die grüne Nacht der Wälder sinken, oder dich im Duft unbekannter Fernen ver-

lieren zu können; du hättest die ganze Welt mit deiner Liebe durchdringen mögen.

Lagst du je auf der Höhe eines Berges, da die weite Landschaft mit ihren Fluren und Hütten schweigend unter deinen Blicken ruhte? Wie schwieg auch Alles in deiner Brust! Du vergaßest deine übrigen häuslichen Umstände; keine Sorge beklemmte dich mehr; keine widrige Erinnerung störte dich in der wohlthätigen Ruhe, keine Leidenschaft wagte, mit gewohnten Stürmen den Frieden deiner Seele zu unterbrechen. Ja, dir sprach eine leise Stimme: Mir wäre wohl, könnte ich ewig so sein!

Siehe, das war ein flüchtiger Vorschmack des Himmels, welcher zuweilen selbst leidenschaftlichen, unruhigen Gemüthern vergönnt ist, damit sie in sich gehen zur ernsten Selbstbeschauung und zum Nachsinnen über das Mittel, wie sie solch einen stillen, seligen Zustand in sich verewigen können. Siehe, das ist der Friede Gottes, welcher den tugendhaften Weisen, den wahren Jünger, die ächte Jüngerin Jesu immerdar erfüllt und über des Lebens Mühseligkeiten erhebt. Du warst glücklich, weil du dich in jenen Augenblicken selbst vergessen lerntest, frei warst von irdischen Begierden, die eben so schnell dir die heilige Ruhe entrissen, als du wieder in deine Hütte tratest.

Wehe dem armen Menschen, der, um des Lebens einmal recht froh zu werden, sich selbst vergessen muß! Es ist dies ein Beweis, daß er entweder mancherlei Schuld auf seinem Herzen

hat, mancherlei Sorgen und Noth, die er sich aus Eitelkeit, Leichtsinn, Geldbegier und andern unreinen Neigungen zugezogen hat, oder daß er, was er thut und besitzt, nicht mit Weisheit thut und besitzt, sondern sich von hundert kleinen Sorgen verzehren läßt, die doch nicht helfen, und sich Kummer macht, den er am Ende oft selbst über-überflüssig findet.

Der würdige, innige Jünger Jesu hat wohl nie Ursache, sich selbst vergessen zu müssen, um heiter zu sein von Grund der Seele. Vielmehr, das erst macht ihn selig, wenn er seinen innern Zustand übersieht und sein Verhältniß zum Vater des Lebens. Der Tag kann Gewittersturm bringen, aber seine Zukunft lächelt ihm desto fröhlicher. Er ist mit Gott, Gott ist mit ihm. Vornehm oder gering, reich oder arm, gepriesen oder verlästert, hoch oder niedrig, es kann ihm gleich gelten. Denn der Quell seiner Glückseligkeit liegt nicht draussen, sondern ist in seinem Gemüth. Und er ist mit Gott, und Gott mit ihm. Und selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen, schon hier im Vorgefühl höherer Seligkeiten.

Fast jedes menschliche Lebensalter hat seine Himmelsstunden, in denen der Sterbliche sich unwillkührlich über sich selbst hinweggerückt sieht und fühlt; nicht was wir haben und erwerben, nicht was wir essen und trinken, nicht wie unsere Kleider sind, nicht was die Menschen von uns denken,

macht vollkommen glücklich, **sondern ein reines Herz.**

Warst du Augenzeuge, oder hast du gelesen oder gehört, wie eine verfolgte Unschuld einmal errettet worden sei? wie irgend ein verdienstvoller, wohlthätiger Mann lange verkannt und mit aller Schmach von seinen Feinden belegt wurde, bis endlich Jedermann das Unrecht einsah, was ihm geschehen, und Jeder nun seine Leiden bedauerte und zu vergelten suchte? Erinnerst du dich, wie der Triumph der lange unterdrückten Unschuld dein eigenes Gemüth erhob; wie dich eine stille Lust ergriff, als wärest du selbst gerechtfertigt worden; wie dir das Glück der endlich belohnten Tugend Thränen stummer Freude in die Augen lockte? — Siehe, du theiltest in Gedanken den Vorschmack des Himmels mit dem Gerechtfertigten. Es war dein eigener Tugendsinn, der dich begeisterte. Es regten sich in dir laut deine Anlagen zur wahren Glückseligkeit; die Quellen deines Heils begannen zu sprudeln — o warum warfest du diese Quellen wieder mit dem Schutte schlechterer Begierden und Sorgen zu, daß sie versiegen mußten? Warum erhobst du dich nicht gewaltsam über alle künftigen niedrigen Gesinnungen hinweg, und beschlossest nicht, der hohe heilige Mensch zu bleiben, der du für einen Augenblick in jenen Rührungen gewesen warst?

Die Kindheit hat ihr Eden. Die Tage der spätern Jugend haben ihre Paradiesesstunden. Aber auch im bestandenen Alter blitzt den Sterblichen oft durch den Staub des Alltagslebens ein Strahl

an, wie aus bessern Welten. Die Vorsehung läßt ihn von Zeit zu Zeit den Vorschmack des Himmels geniessen, um ihn zu reizen, dem allein nachzueilen, was solchen verewigen kann.

Weißt du, was die Freude einer Mutter ist, wenn ihr Kind in schöner Holdseligkeit aufblühend vor ihr steht und lächelt, und mit diesem Lächeln alle Gefühle ihres Busens entzündet? wenn sie sich stumm und voll heiliger Liebe zitternd niederbeugt zu dem Engel ihres Lebens, und mit ihrem Kusse die reine Seele des Engels in sich hinüberziehen möchte? — — Weißt du, was das Entzücken eines Vaters ist, wenn er zum erstenmal den Neugebornen erblickt, der ihm das Leben dankt; wenn ihm zum erstenmal der Säugling lächeln will; wenn das freudige Kind die ersten Worte stammelt; wenn er es in Gesundheit, Fleiß und Tugend erblühen sieht? — — O, diese Wonnen bezahlst du ihm in dem himmelvollen Augenblicke mit allen Reichthümern der Erde nicht; und die Mutter empfindet es tief und spricht: Nehmt mir Alles, ich bin dennoch selig! Königinnen können elend sein, und Bettlerinnen selig!

Siehe, das ist ein Anklang der reinern Saite des Herzens — ach, warum lassen wir diese Saite so oft wieder verstummen? Was zieht uns denn Alle mit so unwiderstehlicher Gewalt zu der schönen Kinderwelt hin? Was ist denn für eine unsichtbare Macht, die beim Anblick eines Kindes selbst den Barbaren rührt, und das Herz des Fremdlings

fesseln kann? Es ist die arglose Sicherheit, die heitere Unschuld, die freundliche Anmuth in dem kindlichen Wesen, was uns entzückt. Es ist das unbefleckte, reine Gemüth dieser Engelsnatur; es sind die dunkeln Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft des Kindes, und wie es — wenn es im spätern Alter ohne Sünden in diesen Tugenden da stände — die Liebe der Welt werden würde. Wir verehren in ihm die unentweihte Heiligkeit des Herzens, welches noch keine Ahnung vom Bösen hat. Es ist nicht das Aeussere, nicht Fleisch und Blut, was unser hohes Wohlgefallen erregt, sondern das Reine, Himmlische, was uns aus dem unbefangenen Blick, aus den hellen Mienen des Kindes anstrahlt. Es ist unser eigenes, angebornes Tugendgefühl, was uns begeistert, ohne daß wir es ahnen. Wir werden im Umgang mit den frommen Kleinen frömmer, edler, weiser; wir scheuen uns, mit unsern Fehlern vor ihnen zu stehen, und wer diese nicht auszutilgen Muth hat, verbirgt sie wenigstens vor ihnen. Wahrlich, wir können im Umgang mit Kindern mehr lernen, besser und weiser werden, als oft mit den weisesten Leuten unserer Bekanntschaft. Lasset die Kindlein zu mir kommen, sprach Jesus, denn ihrer ist das Himmelreich.

So ist es denn aus allen Erfahrungen aller Lebensalter erwiesen und offenbar, daß die allergrößte Glückseligkeit, deren der Mensch fähig ist, nicht daher stammt, daß er viel habe oder sei, sondern daß er ein reines Herz trage. In den

Augenblicken des unnennbarsten Entzückens ist auch immer sein ganzes Tugendgefühl am stärksten erregt. Da ist er gut; da ist er frei von Eigennutz, Bosheit, falschem Wesen und unreinen Begierden. Da theilt er gern mit; da möchte er die ganze Welt beglücken; da verzeiht er seinen Todfeinden, und umfaßt mit Liebe die ganze Welt.

Das ist die Macht der Tugend; das ist das Zeugniß von der Wahrheit der Verheißungen Jesu: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Sei reines Herzens, und du hast alle Quellen der Seligkeit in dir aufgeschlossen, und wirst den Vorschmack des Himmels empfinden, der dir nur dann und wann in den bessern Stunden des Daseins zu Theil geworden ist. Es waren aber nur darum deine bessern Stunden, weil du in ihnen der bessere Mensch geworden bist. Warum bliebst du nicht immer, wie du damals warst? Warum fielst du von dir selber ab?

Du fielst ab von dir, weil du wieder den äussern Dingen zufielst, von denen du Freuden erwartetest, die sie niemals gewähren können. Du wurdest dir selber treulos, weil du nicht dir, sondern andern Dingen angehören wolltest, welche schlechterdings zu deiner Gemüthsruhe nichts beitragen können. Du ergabst dich unmäßigen Sorgen für äusserliche Umstände, ohne dich zu erinnern, daß dein innerlicher Zustand die Hauptsache des Lebens sei, und daß, wenn dieser Umstand übel steht, alle Ehre von aussen, alles Geld, alle Bequemlich-

keit, alle Leckerbissen, alle Herrlichkeit für dich freuden- und werthlos seien. Du opfertest, einem Wahnsinnigen gleich, das Leben hin für den Tod, den Frieden der Seele für die Unruhe, die Heiterkeit für den Verlust, das Bewußtsein der Unschuld für Gewissensvorwürfe, den Stolz der Freiheit für die Schmach der Abhängigkeit, die Furchtlosigkeit für Angst und Besorgnisse. Du betetest vielleicht oft: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir Deinen guten heiligen Geist! Aber bald nach dem Gebet zürntest du wieder dem Bruder, betrogst du heuchlerisch einen Arglosen, liessest du wieder einen Leidenden ungetröstet von dir gehen, suchtest du wieder Geld mit Recht und Unrecht zusammenzuscharren, erfüllte der Neid dich mit Haß und Galle.

Und was hast du endlich mit deinen bisherigen Unruhen erworben? — Vielleicht einen siechen Leib, der dir wenig Lust an dem Uebrigen läßt, was du hast; vielleicht etwas mehr Vermögen und Gut, als sonst, und doch vielleicht weniger Freude, denn ehemals, da du weniger besaßest; vielleicht eine Ehrenstelle, die dich der Bosheit gehässiger Neider und vielen Verantwortlichkeiten und Sorgen ausliefert. Ist dies Vorschmack des Himmels? Ist es mit den Seligkeiten zu vergleichen, die du in gewissen b e s s e r n Stunden fühltest, da du das Alles nicht, aber ein reines Herz, ein freies, furchtloses Gemüth hattest?

Wer in sich selbst recht glücklich ist, dem gelüstet nach nichts Anderm mehr, als daß es immer

bleiben könne, wie es jetzt sei. Machen äussere Umstände den Menschen glücklich: warum fordert er, wenn er am vermeinten Ziele steht, etwas Anderes, etwas Besseres? Warum läuft er immerdar einem Glücke nach, wie das Kind den glänzenden Farben des Regenbogens, und ereilt es doch nie?

Stehe still! Wanderer! Gedenke deiner Paradiesesstunden im Leben, und wodurch du sie empfingst. Nicht dein Kleid, dein Rang, deine Speise, dein Trank gaben dir den Himmel, sondern dein reines Herz. Du warst der bessere Mensch in jenen Stunden, darum war Alles um dich her besser. Laß ab von den falschen Mitteln, und wähle das Einzige wieder, was dich in deinen Himmel zurückführt.

Lebe in Gott mit kindlichem Gemüth. Laß dich niemals von den Sorgen um äussere Verhältnisse zu sehr einnehmen. Thue deine Pflicht, bewahre ein vorwurfloses Gewissen; in allem Uebrigen vertraue Dem, der für uns Alle am besten sorgt. — Rotte deine fehlerhaften Neigungen, deine unreinen Triebe aus; du hast sie nicht als Kind gehabt, darum warst du damals glücklicher, als du heute bist. Verwirf von dir zuallererst die Wünsche, welche dir am meisten Unruhe machen; reisse dich durch anhaltende Uebung zuerst von denjenigen Fehlern deiner Gemüths- und Handlungsart los, die dir den meisten Verdruß stiften. Der Mensch vermag viel, unglaublich viel über sich, wenn er ernst will. Thue dir selbst wenig zu gut; aber jeden

Tag denke, wie du einem Andern Gutes thun willst. Fordere, was dir recht ist; aber auch im Kleinsten thue keinem Andern ein Unrecht. Und daß du immer besser werdest, lerne Jesu Sinn und Willen verstehen. Das ist die höchste Weisheit, das der Heimweg in dein verlornes Paradies. Dort findest du deinen Gott wieder, und in den schrecklichsten Lagen des Lebens eine Heiterkeit und Ruhe, eine innere Seligkeit, die dir kein Sterblicher entreissen kann. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Ja, du ewiges Erbarmen, du Liebe ohne Aufhören, Weltenvater, mein Vater! wenn ich Dich nur habe, ist alles Andere, was das Leben bringt, nur schattenhaftes Gaukelspiel. Wenn ich Dich nur habe, gehe ich mit Zuversicht durch helle und dunkele Stunden, und finde meinen Weg, und zage nicht, ob Noth oder Tod mir drohen. Wenn ich Dich nur habe, bin ich reich genug, mag mir auch immerhin, was Andere köstlich nennen, fehlen; stehe ich hoch genug, mag mich die Welt auch noch so sehr verschmähen; fühle ich mich stark genug, und mögen Tausende sich zu meinem Untergang verschwören; bin ich geborgen, mag ich auch Schiffbruch leiden und all mein Hab und Gut verlieren. Wenn ich Dich nur habe, entreißt mir selbst der Tod nicht meine Freuden, und nimmt er von meinem blutenden Herzen alle die theuern Seelen, die ich liebe — er, ach er ist Dein Engel, er bringt sie nur zu Dir, daß ich sie wiederfinde

in Deinem Liebesarm. Wenn ich Dich nur habe, ist Alles mein! Amen.

XXVI.

Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit.

1 Kor. 13, 12. 13.

Der Herr ist Gott! von Ewigkeiten
Der Herr! der Herr auch unsrer Zeiten,
Er war, er lebet, er wird sein!
Was er beschließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruht in seinen Händen;
Trägt er ihn nicht, gleich stürzt er ein.
Noch aber wandelt seine Bahnen
Der Weltball, den sein Finger hält;
In seiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieser Staub noch, unsre Welt.

Wie lange noch von seinem Schonen
Geduldet, o ihr Nationen,
Die ihr auf diesem Staube spielt?
Wie lange noch, eh' er entbrennet,
Allgegenwärtig und verkennet,
In keinen Wundern euch gefühlt?
Wie lang' ein Vater und ein Rächer,
Entheiligt und voll Langmuth doch?
Er hing die Erd' an Nichts: Verbrecher
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Wie herrlich harmonirt der Gott, welcher mir aus Jesu Himmelsoffenbarungen entgegenstrahlt, mit dem wunderreichen Gott, der majestätisch sich mir und allen Völkern, allen Zeitaltern in der wechselnden Pracht der Natur verkündet! — Geheimnißvoll und groß waltet er im Reich der geistigen Wesen; geheimnißvoll und groß in der Ordnung von Millionen flammenden Welten, die in ewig geregelten Bahnen durcheinander wandeln, ohne sich zu verirren oder zu zerstreuen. Gnadenvoll waltet er in dem Reiche unsterblicher Seelen, wo sein Ruf zur Seligkeit alle Wesen durchdringt und seine Gerechtigkeit herrscht; gnadenvoll in dem Reiche des Staubes, wo auch der letzte Wurm sich seiner Barmherzigkeit freut.

Je länger ich die Offenbarungen des ewigen Sohnes betrachte und erwäge, je länger ich mich versenke in die Anschauung der unendlichen Schöpfungen, je näher fühle ich Gott — je lebendiger empfinde ichs: hier ist kein todtes Wirken, sondern durch alle Formen des Staubes, durch das Spiel verborgener geistiger Kräfte, geht ein Wille voller Allmacht, eine Allmacht voller Weisheit, eine Weisheit voller Heiligkeit, eine Heiligkeit voller Liebe. Und dies ist Gott! — Die Natur Gottes ergründe ich aber nimmer. Der Gott, den ich begreifen könnte, wäre kein Gott, denn es ist mir ja selbst die Natur meiner Seele ein dunkeles Räthsel. Forsche nicht, worin das Wesen des Allerhöchsten bestehe; denn das Wesen des Allerkleinsten, was er gemacht hat,

ist dir unerforschbar. Verwegener, je länger du in den Glanz der Sonne hineinstarrst, sie zu betrachten, je dunkeler wird sie dir!

Unser Wissen hienieden ist ein Stückwerk! sagt Paulus, der weise Jünger Christi: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1 Kor. 13, 12. 13.)

Ja, diese Welt, welche mir nur auf eine kurze Zeit zum Bewohnen gegeben ward, ist mir ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit. Stückweise schaue ich hier, was ich einst in Vollkommenheit, in wundervollem Zusammenhange mit Entzücken sehen werde. Was ich hier hoffe, wird dort Erfüllung sein, was mich hier als dunkele Ahnung umweht, wird mich dort als Wirklichkeit umglänzen. Und der Gott des Lebens, den ich hier nur im Widerschein seiner Herrlichkeit wahrnehme, wird einst mir in aller Klarheit offenbart sein, wenn mein unsterblicher Geist in ihm und seiner Seligkeit sich auflöset.

Diese Welt ist mir ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit. Was ich schon in diesem Leben einzeln erfahre, verräth mir, was ich einst in höherer Vollendung erfahren werde. Denn in der göttlichen Schöpfung ist Alles ein Einiges und Ganzes; da ist nichts ohne Zusammenhang, nichts ohne

Fortsetzung; in der Kette des unendlichen Weltalls und der Wesen ist kein Glied zerrissen.

Hiersein und Dortsein, Leben und Ewigkeit, Alles ist Eins, Alles ein Ganzes, ohne Unterbrechung. Wäre der Blick meines Auges scharf genug, ich würde in dem kleinen Samenkorn, welches ein schwacher Grashalm bedeckt, schon die Riesentanne erblicken, welche nach hundert Jahren ein ganzes Thal überschattet. Alles ist Fortschreiten, Alles ist Entwickelung.

Ein Trieb des Lebens, eine geheime Kraft der Beseelung hat Gott durch das weite Weltall ausgegossen. Und wir nehmen diese Kraft, dies Allbeseelende, unaufhörlich wahr; aber wie selten achten wir ihrer! Diese Kraft, die in Allem wohnt, erneuert unaufhörlich die Gestalten der Dinge, die da zerfielen. Sie wirkt mit ausserordentlicher Gewalt aus jedes Samenkorns innerm Keim, zieht Nahrung aus allen Elementen, schließt längst verwitterten Staub an sich, breitet ihr Leben in ihm aus, und stellt eine neue Pflanze dar, deren Schönheit unser Auge in den Tagen des Frühlings entzückt, deren Farbenglanz uns blendet, deren Wohlgeruch uns erquickt, oder deren Früchte uns nähren mit Wohlgefallen.

Dieser Lebenstrieb wohnt in allen Theilen thierischer Wesen, so, daß der Theil kaum getrennt ist vom Ganzen, als er auch, mitten in der Verwesung, schon wieder ein neues Leben entwickelt. Er ist es, der im modernden Staube sich regt, und diesen in zahllose kleine Würmer verwandelt,

die sich endlich wieder auflösen, um aus ihrer Fäulniß der ewig schaffenden, rastlosen Lebenskraft neuen Stoff zu neuen Geburten zu geben. So geht es ins Unendliche fort. Die Formen zerfallen, vermindern sich; aber das Leben dauert fort, und beseelt den verwehenden Staub von Neuem. So ist unser irdischer Leib von diesem Lebenstriebe durchdrungen. Auch in dem geringsten seiner Theile ist die durchs Weltall ausgegossene wunderbare Kraft vorhanden. Sie steht in Dienstbarkeit unsers Geistes, so lange derselbe den Leib bewohnt. Für ihn beseelt sie die zartfühlenden Nerven; für ihn rollt sie das Blut durch die labyrinthischen Gänge der Adern; für ihn saugt sie Nahrung aus den Elementen, glänzt sie im Auge, athmet sie den Duft der Blüthen, und führt sie die Töne der Aussenwelt bis in das Innerste des Gemüthes.

Wenn aber das Unsterbliche die irdische Hülle übertrifft; wenn dies denkende, freiwollende, selbstthätig und nach eigenen Gesetzen wirkende Wesen, welches wir unsern Geist, unser Ich nennen, vom Leibe scheidet; dann hört die Dienstbarkeit der Lebenskräfte auf, der Leichnam zerfällt. Die belebenden Grundkräfte zertheilen sich wie zerstreute herrenlose Diener, die Niemandem zu gehorchen wissen. Sie wirken im Moder unsers Körpers, alle für sich; und unsere zerfallende Asche verwandelt sich durch sie in zahllose Würmer, die, was von uns im Grabe übrig war, zerstören, bis auch sie vergehen, und unser vielfach verwandelter Staub in neue Wesen übergeht.

Aber wie diese Kräfte und Lebenstriebe immer neue Stoffe finden, diese zu neuen Gestalten ausbilden, so wird auch die edelste aller Kräfte, der unsterbliche, zur Freiheit, zur Wonne, zur Ewigkeit berufene Geist, mit einer neuen Hülle umgeben werden. Er schläft nicht, er stirbt nicht, wenn sein erster Leib zerfällt. Auch er wird seinen neuen Schleier finden, in welchen er sich hüllt, um, ach! vielleicht vollendeter und herrlicher zu wirken im ewigen Sein. Er wird es! — Denn nichts stirbt. Was heißt sterben? — Sich verwandeln. So verwandelt sich die abgestorbene Blume in einen Staub, der neuer Blumen Theil wird. So verwandelt sich der Leib der Menschen und Thiere nach dem Tode in neue Gestalten. Und wie der blinde nach Gottes Gesetzen wirkende Lebenstrieb, so wirkt auch der vom Irdischen entbundene freie Menschengeist unaufhörlich weiter. So ist uns schon diese Welt ein dunkler Spiegel der Ewigkeit.

Wer mißt mit seinen Blicken das uferlose Weltall Gottes? Auch das am schärfsten bewaffnete Auge des Himmelskundigen entdeckt dessen Grenze nie. Und doch weit hinter allen sichtbaren Sternen oder Welten, die wir durch Fernrohre entdecken können, schimmert uns noch aus entferntern unbekannten Himmeln ein bleiches Licht entgegen, welches der Abglanz noch viel entlegenerer Gestirne sein mag, die in Gegenden wohnen, welche dem Sterblichen immerdar verborgen bleiben werden.

Man hat die ungeheure Schnelligkeit berech-

net, mit welcher der Lichtstrahl sich verbreitet; man hat die Entfernungen berechnet, in welchen die Sonne und ihre Wandelsterne oder Planeten um sie her schweben, Sterne, die von ihr das Licht borgen, wie wir. Aber für die Entfernungen der meisten Sternenwelten fehlen uns Sprachen und Zahlen. Es können Sterne schon vor einem Jahrhundert ausgeloschen sein, die wir doch immer noch sehen, weil ihr Licht durch den unermeßlichen Himmelsraum noch immer bis zu uns unterwegs ist. Es können neue Sonnen in unaussprechbarer Weite von uns erschienen sein, die wir doch nicht sehen, weil ihr Licht durch die ausserordentliche Ferne noch nicht bis zu unserm Auge vorgedrungen ist. So groß ist das Weltall! — Nicht das Weltall, auch nur ein kleiner Theil desselben, den wir von unserer Erde aus beschauen können; und dieser kleine Theil, wie es scheint, und wie es die gelehrtesten Himmelskundigen ahnen, ist weit von dem rechten herrlichen Mittelpunkt des großen Weltgebäudes entfernt, um welches sich Alles bewegt. Die Erde, die Sonne, Alles schwimmt täglich im großen Himmelsmeere fort, und dreht sich um irgend eine größere Sonne, die aber unsern Blicken durchaus verborgen ist. Stündlich rückt der Erdball, ohne daß wir es empfinden, bei fünfzehntausend Meilen, täglich dreihundert- und funfundfünfzigtausend Meilen, im Himmelsraume fort. Stündlich und täglich rückt so die Sonne mit den zu ihrem Wirkungskreise gehörenden eilf Planeten, (Erden wie die

unserige) und deren achtzehn Monden (die wir mit bloßen Augen nicht alle sehen können) in unbeschreiblicher Eile fort, ohne daß wir es spüren. So grenzenlos sind die Entfernungen aller dieser zu einander gehörenden Welten unter sich, daß wir kaum nach hundertjährigen Beobachtungen ihre Bewegungen um eine andere uns unbekannte Sonne wahrzunehmen im Stande sind.

Und diese zahllosen Weltkörper, fast alle unendlich größer als der kleine Weltball, den wir bewohnen, stehen dennoch unter einander in wunderbarer enger Verbindung, so weit sie auch von einander entfernt sind. In ihren Gestalten einander verwandt, senden sich sich wechselseitig Licht zu, und füllen den Raum zwischen sich mit einem feinen Stoff aus, der von ihnen ausgeht, und vielleicht derselbe ist, welcher in Wetterwolken leuchtet, im flammenden Nordlicht strahlt.

Ach, was ist des gepriesenen Erdenkünstlers Meisterwerk neben dem großen, wunderbaren, endlosen Weltallsgebäude, wo Gott thronet! — Und dies Alles ist nur Eins; ist ein zusammenhängendes, in einander geflochtenes, einander verwandtes Ganze! — Eins wirkt aus namenlosen Fernen auf das Andere. Der Mond bewegt unsere Meere mit Ebbe und Fluth, und wirkt auf die Witterung des Erdballs; eben so die noch weiter entfernte Sonne, welche alle bis auf viele hundert Millionen Meilen fern von ihr durch den Himmelsraum schwimmende Himmelskugeln in Abhängigkeit erhält. Vermöge des noch uner-

forschten und wahrscheinlich für uns nie ganz erforschbaren Verbindungsstoffes zwischen den Welten äussern sie sich unaufhörlich gegen einander. So ist Alles Eins! Alles verbunden durch die Allmachthand göttlicher Majestät! So ist mir jetzt die Welt, so wenig ich auch von ihr kenne, ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit! — In diesem uferlosen All, worin Nichts vernichtet werden kann, lebe auch ich. Auch ich kann mich nie daraus verlieren! Auch ich bin ein Bewohner des göttlichen Gebäudes, und darf den Allerheiligsten, in dessen Hauch die Miriaden Sonnen schweben, Vater, meinen Vater nennen! Dort ist die Ewigkeit! Es ist kein Unterschied, denn Alles ist ein Einiges, ein Ganzes! Die Stunden und Jahre des Erdballs, welche ich lebe, sind Theile der Ewigkeit, Tropfen im Ozean, ungetrennt von ihm!

Wenn ich aus den vieljährigen Beobachtungen himmelskundiger Sternseher und Naturforscher vernehme, wie die Größe der Sonne die Größe unsers Erdballs um mehr als anderthalb Millionen Mal übertrifft; wenn ich vernehme, daß sie aus Erd- und Steinarten bestehen könne, wie unser Erdball; vernehme, daß sie auf ihrer Oberfläche wirklich Berge und Thäler zeigt, daß sie nichts weniger als eine glühende Feuerkugel, sondern von einem unbeschreiblichen Lichtglanz umflossen sei, wie unsere Erde von Wolken und Dünsten umflossen wird; — oder wenn ich erfahre, wie man auch schon mit mäßig guten Fernröhren auf der Oberfläche des Mondes ganze Reihen selt-

sam geformter Gebirge und Thäler erkennt, dazwischen dunkele Flecken, wie Meere und Ebenen; — oder höre, wie auf dem Weltkörper, welchen wir unsern Morgen- und Abendstern nennen, Berghöhen erkannt werden, welche die höchsten Gebirge unserer Erde weit übertreffen; so durchdringt mich ein heiliger Schauer, und mein Geist schwindelt vor der Größe und Wunderbarkeit des Weltgebäudes, in welchem ich so viele unserer Erde verwandte Erden erblicke, wahrscheinlich — nein, gewiß von lebendigen Wesen bewohnt, wie unsere Erde; von Wesen, deren die edelsten Gott erkennen und preisen, wie ich, ach! und vielleicht würdiger und vollkommener, als ich!

Dann sehe ich die Welt wie in einem dunkeln Spiegel; dann erheben sich in mir neue, vorher nie gekannte Empfindungen. Dann fühle ich es, daß ich nicht allein dieser Erde, diesem flüchtigen, nichtigen Augenblick angehöre, sondern auch andern mit uns verwandten Welten; daß ich noch Brüder habe, vollkommenere, verklärtere in unendlich entferntern Regionen des großen Alls. Ich verstumme. Meine Sprache stockt. Meine Gedanken versiegen. Ich ahne das Unendliche. Ich stehe in der Ewigkeit selbst. Ich sinke in ihrem Schauern unter. — —

Welche Mannigfaltigkeit des Lebens und Seins mag in jenen dahinschwebenden großen Welten des Himmels herrschen! Welche Stufenreihe von immer größern Vollkommenheiten und Seligkeiten, davon ich Irdischer keine, auch nicht die ent-

fernteste Vorstellung haben kann! Schon hier auf Erden sehe ich die Mannigfaltigkeit im Großen und Kleinen, und bewundere sie. Schon hier sehe ich Alles in merkwürdiger Ungleichheit. Welch eine Verschiedenheit der Geisteskräfte und Genüsse nur unter den Thieren! Wie armselig ist die Muschel, welche am Ufer des Felsens klebt, neben dem Käfer, der mit goldenen Schwingen sich durch die Frühlingslüfte trägt! Wie erhaben geht der kluge Elephant, das verständige Roß, der dem Menschen getreue Hund, neben andern Geschöpfen aus dem Thierreich! Und was ist der Instinkt oder Naturtrieb aller Thiere neben der Vernunft des Menschen! — Wie, endet mit dem Menschen die Schöpferkraft des Weltschöpfers? Sollte er das Vollendetste des ganzen Weltalls sein, weil er das herrlichste Geschöpf auf diesem Erdball ist? — Was ist denn unser Erdball? Ach, einer der allerkleinsten Sterne ist er am Himmelsraum; und selbst unsere Sonne, obgleich anderthalb Millionen Mal größer als die Erdkugel, ist nur eine der kleinsten Sonnen, gegen andere gehalten, welche in Fernen, die kein Sterblicher mehr berechnen kann, noch als Gestirne erster Größe leuchten. Wenn ich nach diesen Verhältnissen, nach diesen Größen der Himmelskörper, schliessen darf: ach, so ist der Mensch unter den göttlichen Kreaturen noch eine der allerniedrigsten nnd geringsten; so wohnen in der Unendlichkeit des Alls im Ewigen noch Wesen höherer Art, als wir, vor

denen wir wie Staub verschwinden würden, wenn wir neben ihnen ständen; und deren Weisheit, deren Heiligkeit, deren Vollkommenheit und Wonne erhaben über die unserige ist, wie die unserige über Weisheit und Vollkommenheit und Wonne des geringsten Wurms erhaben ist, den wir unwissend mit Füßen treten.

Ja, es beten Wesen höherer Art zum höchsten aller Wesen empor, und heiliger und vollendeter als ich. Die Offenbarung ruft mir den Namen der Engel, der erhabenen Geister des Himmels, der Seraphim und Cherubim, zu. Es ist eine Welt über mir, es sind noch Bewohner des ewigen Alls, vor denen ich ein Nichts bin. Und hätte keine Offenbarung mir gesprochen: ich würde es aus dem erkannt haben, was ich schon auf Erden unter mir wahrnehme. Ja, die Welt wird mir wahrlich ein Spiegel der Ewigkeit, wenn gleich nur ein dunkeler Spiegel, dennoch mächtig genug, mich mit seinen Bildern tief bis in das Innerste zu erschüttern.

Nur ein dunkeler Spiegel; aber wie viel erkenne ich schon in ihm! Mein Wissen ist hienieden nur ein Stückwerk, aber wie erhebend ist schon dies geringe Wissen! Ich empfinde, wenn sich mein Geist in der Größe und Unendlichkeit der himmlischen Schöpfungen verliert, meine Kleinigkeit, mein Nichts, und dennoch wieder einen süßen Trost, daß ich, auch ich Gottes, des Welturhebers, werth bin; daß etwas Göttliches in mir lebt und denkt!

Wehe mir, und wenn ich von dieser Höhe, in welcher ich Gott ahne, herabblicke auf mein vergangenes Leben — wehe mir, was war ich? was habe ich gethan? Habe ich mehr die Sorge des Engels, oder die Sorge des Thieres gekannt? Habe ich mehr nach der erhabenen Wollust des Seraphs gestrebt, die er im Gefühl seiner Vollkommenheit und Heiligkeit genoß, oder nach der Wollust des Irdischen und Thierischen, die ich, vermöge meines Leibes, mit allen geringern Kreaturen gemein haben kann?

Erröthend schlage ich vor dem unbestechlichen Richter in mir, erröthend vor der Allwissenheit des Heiligsten, die Augen nieder. Ich möchte mich, ich möchte meinen ganzen Lebenslauf verbergen, daß ich nie gesehen würde! Ich sah wohl in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit, aber er rührte mich nicht. Ich ahnete wohl, daß mir etwas Höheres bevorstehe, und daß ich mich dazu in diesem Erdenleben weihen müsse, aber — — ich erhob mich nicht zum Reiche der Engel, sondern sank in des thierischen Lebens Elend unter. Ich arbeitete nur für meinen Leib; sorgte nur für meine Speise, meinen Trank; haschte kindisch nach sogenanntem Ruhm und nach Pracht, aus Staub gemacht! Ich versäumte mich, lebte nicht für mich, sondern für den vergänglichen Leichnam, mit dem ich nur kurze Zeit verbunden bin. Ich sah in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit; aber, gleich dem Thiere, das nur mit gebeugtem Haupte zur Erde sieht, richtete ich nicht mein Ant-

lit zum Himmel empor. Den armseligen Beifall der Menschen, die elend und hinfällig sind, wie ich, achtete ich höher, als mich meines Gottes, meines Berufs zur Ewigkeit würdig zu machen. O wie namenlos thöricht war ich auf Erden, wie verächtlich werde ich mir selbst! — Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! riefst Du mir zu, mein heiliger, göttlicher Lehrer, Du, Jesus Christus, der die Geisterwelt mit einem Licht erleuchtete, welches nicht von dieser Welt war — wehe mir, ich hörte Deine Stimme, treuer Hirt der Seelen, aber folgte ihr nicht!

Ach, wie mein Wissen, war auch mein Wollen bisher nur Stückwerk und unvollkommen. Wie, und soll es immer so bleiben? Soll ich noch unvollkommener werden, als ich bin? Soll ich von der Stufe zurückstürzen, auf der ich bis jetzt unter den gottgeschaffenen Wesen stand? — Ewigkeit! Ewigkeit! in dir wohnt die ewige Liebe; wehe mir Sündigen, aber in dir auch des Vergelters Gerechtigkeit!

Tröstet mich, ihr freundlichen Himmelstöchter, Glaube, Hoffnung, Liebe! Begleitet mich auf der fernen Bahn, die ich noch zu durchwallen habe. Stärke du mich, Gottesglaube, und erhebe mein Gemüth über die Gewalt irdischer Sorgen, irdischer Wünsche zu meiner wahren Bestimmung empor. Rette mich, wenn meine Seele zwischen Zeit und Ewigkeit wanken, wenn s[illegible]hierische dem Göttlichen vorziehen will. [illegible] wenn die Leidenschaft mich überman-

nen, und meine Sinnlichkeit Meisterin werden will über meine Grundsätze und Pflichten. Und du, o Hoffnung, Hoffnung, mir von Gott selbst gegeben, Hoffnung, mir durch Jesu Mund gebracht, verlaß mich nicht in den bangsten meiner Lebensstunden. Und wenn ich für meiner Seelen Gerechtigkeit Alles zum Opfer darbringe, wenn ich meiner Tugend willen elend und verlassen würde, wenn ich der Spott roher Menschen würde, — o Hoffnung der Ewigkeit und Gnade, verlaß mich nicht!

Du aber, lieblichste von allen Tugenden, Mutter aller Tugenden, Quell der Seelenvollkommenheit, Liebe, Gottesliebe, Menschenliebe, durchglühe mich, daß ich ganz in dir lebe und webe. Nur wer in der Liebe wandelt, der wandelt in Gott. Nur wer in der Liebe wohnt, ganz Liebe ist, dem ist die Ewigkeit schon hier aufgethan, und der fühlt schon hier den Vorgenuß ihrer Wonne. Denn was dort wohnt und waltet, ist die allbeseligende Liebe, und diese ist Gott!

XXVII.

Der Engel Dasein.

Matth. 18, 10.

Was wir verstehn, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Gott! aber Dir war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.

Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Schluß an Schluß zusammen:
Wie mühsam! — Dies zerstreute Licht
Strahlt, wie ein Meer von Flammen,
Vor Deinem Angesichte.

Der Wesen nie gezählte Zahl,
Die je zum Dasein kamen,
Durchschau'st Du all' und auf einmal,
Und nennest sie beim Namen,
Dringst bis in ihren Keim in sie;
Der Täuschungen Gefahren
Entziehen Deinen Augen nie
Das, was sie sind und waren,
Nie, was sie werden sollen.

Solch ein Erkenntniß ist bei Dir;
Mir schaudert vor der Höhe,
Und vor der Tiefe schaudert mir,
An der ich betend stehe.
Ich weich', ich zitt're, Gott, zurück —
Ich kann ihr Maß nicht finden.
Selbst nicht des ersten Engels Blick
Kann diese Tief' ergründen,
Kann diese Höh' ermessen!

Das menschliche Geschlecht war seit den frühesten Zeiten des Alterthums geneigt, an das Dasein gewisser höherer Wesen zu glauben, die, obgleich Geschöpfe Gottes, doch den Menschen an Vollkommenheiten unendlich überlegen wären. Die-

ser Glaube war sehr natürlich. Denn je mehr man die verschiedenen Theile der Schöpfung kennen lernte, je mehr war man überzeugt, daß in der Natur keine Lücke sei; daß Alles darin, wie eine unendliche Kette, zusammenhänge; daß das unvollkommenste Wesen, das tiefste Glied dieser Kette, nur durch millionenfach verschiedene Abstufungen und Uebergänge anderer, höherer Glieder mit dem Vollkommenern zusammenhänge; daß zwischen dem Bruchstück des todten Felsens und dem Menschen die lange Reihe der Pflanzen liege, und die noch längere Reihe der Thiere; daß der todte Stein sich erst in Kristallen an die schlechteste Pflanzengattung anschliesse; daß gewisse Pflanzen wieder beinahe ein thierisches Leben haben, wie die Wasserpolypen oder die Korallen; daß durch eine zahllose Reihe lebendiger Geschöpfe das vollkommenere immer auf das vollkommene folgt, bis das vollkommste der Thiere endlich an den unvollkommensten, thierartigen Menschen rührt, der sich dadurch über die Klugheit des Hundes, Affen oder Elephanten erhebt, daß in ihm ein Funke der Vernunft glimmt.

Bei Wahrnehmung einer solchen merkwürdigen und genauen Stufenfolge der Wesen konnte im Menschen die Frage nicht unterdrückt werden: Ob ich wohl Alles sehe, was tiefer steht, kann ich darum wissen, was über mir steht? Das klügste der Thiere wird meiner zwar gewahr; aber ahnet es wohl im entferntesten Sinn, was ich Mensch bin, und was ich durch Geistesvermögen

ausrichte, und erkenne? Darf ich mir wohl einbilden, daß der vollkommenste Mensch unmittelbar und zunächst an die Gottheit selbst rühre, die das Weltall beherrscht?

Unmöglich! Und je tiefere Blicke ich in die Schöpfung Gottes werfe, je mehr mich seine Herrlichkeit und grenzenlose Macht anleuchtet, um so lebhafter empfinde ich, wie unendlich tief ich unter dem Allerhöchsten stehe, und wie entfernt ich von ihm bin. Und wie, in den ungeheuern Zwischenräumen, welche den Menschen von der weltregierenden Macht scheiden, sollte der überall herrschende Zusammenhang in der Natur plötzlich unterbrochen sein? Hier wäre zwischen Gott und mir eine unendliche Einöde? — Es ist ungedenkbar.

So wie sich im Weltgebäude kleine Monde um die Erde drehen; wie sich unser Erdstern und andere Erden um die Sonne schwingen mit ihren Monden; wie sich die Sonne, begleitet von allen ihren Erden und Monden, fortbewegt, wahrscheinlich nebst vielen andern Sonnen, die wir Fixsterne heißen, um eine unermeßlich größere Sonne, die unser Auge nie sah; wie auch diese wieder mit allen ihren sie umschwebenden Sonnen, Erden und Monden um einen noch herrlichern Mittelpunkt in Zeitaltern fliegt, die zu nennen die Menschensprache keine Zahl hat: so stehen zwischen den menschlichen Naturen und der Gottheit noch zahllose höhere Wesen, überirdische Naturen, welche Gott ähnlicher sind, als der nichtige Mensch! Wir nennen diese Wesen in der Sprache des ge-

meinen Lebens Engel, ohne darum ihre erhabenere Beschaffenheit oder die Zahl der Abstufungen zu kennen, die zwischen dem unvollkommensten der Engel, welcher dem vollkommensten der Menschen am verwandtesten ist, und zwischen dem herrlichsten der erschaffenen Wesen stehen, welches in unaussprechlicher Seligkeit die Nähe Gottes empfindet!

Auch die heilige Schrift redet vom Dasein dieser schönen Naturen, ohne uns von dem, was sie sind, und worin ihre Vorzüge bestehen, Begriffe mitzutheilen. Sie gedenkt nur ihrer größern Seligkeit; sie sagt von ihnen nur, daß sie die Diener des Höchsten, und Vollstrecker seines Willens sind. Auch Jesus Christus, der den Vorhang vom Heiligthum der überirdischen Welt zog, in so weit der Blick des Sterblichen fähig war, dahinüber zu dringen, auch Jesus spricht von den höhern Geistern, die zwischen uns und dem höchsten Wesen leben; aber er gedenkt ihrer nur als Wesen, die dem Throne des Ewigen näher stehen, denn wir, und liebenden Antheil an dem Wohl der menschlichen Geister nehmen, so wie der gefühlvolle Sterbliche oft Freund und Beschützer anderer Wesen ist, die geringer sind, als er. (Matth. 18, 10.)

Ob wir nun gleich von der Natur oder Seligkeit höherer Geister vergebens trachten würden, Vorstellungen zu erhalten, ist es doch eine angenehme Beschäftigung des Nachdenkens, das, was

wir in der irdischen Natur schon Geistiges kennen, zu betrachten, und daraus Schlüsse zu folgern auf das, was über uns ist.

Denn wir finden in der Welt, die wir jetzt erkennen, eine eben so große Mannigfaltigkeit der geistigen Wesen oder unsichtbaren Kräfte, als der körperlichen Dinge. Allerdings müssen wir zu solchen geistigen Wesen, deren Dasein wir aus ihren Wirkungen empfinden, nicht nur menschliche Geister oder thierische Seelen zählen, sondern auch jene Kräfte, die wir blinde Naturkräfte zu nennen pflegen, und überall wohnen, nicht nur im Thier und in der Pflanze, sondern selbst im Stein, im Wasser, im Feuer und in allen Urstoffen.

Ist nicht die Wärme eine besondere Kraft, die Alles, was sie ergreift, ausdehnt und ändert? Ist nicht das Licht eine besondere Kraft, das, indem es unsere Augen reizt, überall in geradester Linie mit unbeschreiblicher Schnelligkeit fortläuft? — Wer hat nicht schon die geheime Kraft des Magnetsteins bewundert, die sich auch dem Eisen mittheilt? Sie wirkt nach ihren eigenen, ewigen Gesetzen. Der Magnet zieht leichtere Eisentheile aus einer gewissen Ferne an sich, und die von ihm bestrichene Eisennadel kehrt die eine ihrer Spitzen, und nur immer dieselbe, nach der Mitternachtsgegend der Welt. Daher wird sie die sichere Führerin des Schiffers auf dem Meere, mitten in Stürmen, die ihn von seiner Bahn verschlagen, und die Wegweiserin des Bergmanns,

der im tiefen Schoose der Erde wühlt, ohne den Tag zu sehen.

Ist nicht jenes wunderbare Etwas, welches in den Wolken des Himmels Blitz wird, aus dem bestrichenen Felle mancher Thiere als Funke hervorspringt, aus verschiedenen Fischen des Meeres sein Dasein durch einen heftigen Schlag verräth, und von den Naturforschern aus allerlei Körpern durch starke Reibung als Blitzfunke oder erschütternder Schlag hervorgelockt werden kann, eine besondere Kraft?

Alle diese und viele andere Naturkräfte sind, wenn ich sagen darf, geistiger Art, das heißt, sie liegen in den Körpern vorhanden, ohne daß wir sie mit den Sinnen wahrnehmen, bis sie durch besondere Umstände erweckt werden. Dann äussern sie sich durch eine Veränderung der Körper, und wir bemerken ihre Anwesenheit vermittelst unserer Sinne. Auf die gleiche Weise ist auch in einem Menschen die Geisteskraft verborgen, bis sie sich durch Bewegung des Leibes und durch Worte kund thut.

Jene blinden Kräfte sind durch Alles, was irdisch ist, verbreitet. Sie wirken neben, für und wider einander. Sie erfüllen die Luft, alle Räume des Himmels. Durch sie empfinden wir erst das Dasein der Gestirne. Sie sind also durch das ganze uferlose All der Welt ausgegossen; für sich selbst todt, das heißt, unerkennbar, und nur erst in Verbindung, die sie mit Körpern eingehen, wirksam und lebendig, so wie der Geist des Men-

schen uns sein Dasein nur verkünden mag, sobald er mit einem Leibe verbunden ist.

Wir nennen die Wirkungen dieser verborgenen Kräfte Naturerscheinungen. Wir, wie jedes Thier, jede Pflanze, jeder Stein, sind von diesem geistigen Etwas durchdrungen, ohne zu wissen, was es an sich sei, und wie es so wirken könne. Es bleibt ewig geheim hinter dem Spiel seiner Erscheinungen, wie der Geist des Menschen sich auch selbst nicht kennt, sondern aus seinen Wirkungen auf den Körper erst wahrnimmt, daß er da ist.

Wir wissen von diesen blinden Naturkräften endlich nur so viel, daß ihr Einfluß viel zur Lebenserhaltung der Pflanzen und des thierischen und menschlichen Pflanzenlebens beiträgt. Sie sind es, die unser Blut erwärmen und röthen, den Schmelz der Farben über die Blumen giessen; in den Klüften unterirdischer Felsen Metalle und Erde zeugen, oder Steinarten in regelmäßige Kristallen-Gestalten verwandeln.

Aber die Verbindung aller dieser Kräfte zusammengenommen ist doch nicht vermögend, einen Grashalm zusammenzusetzen mit seinen Fasern, Saftgefäßen, Schraubengängen und Luftröhren. Der Grashalm entsteht nur durch ein vorhandenes Samenkorn seiner Art. Nur in diesem Samenkorn liegt die Möglichkeit des künftigen Gewächses mit seinen Formen, so wie in der Eichel die ganze Majestät des künftigen Baums im Keim.

Was ist das nun, was sich in und mit diesem

Keim so seltsam und herrlich zu entfalten weiß? — was aus leichten Stoffen, die es aus Erde, Wasser und Luft entlehnt, wundersame, regelmäßige Röhren, Luftgänge, Adern, Früchte, Haare, Blätter, Wurzeln baut, Alles mit der größten Weisheit geordnet; was in Menschen- und Thierkörpern Knochen, Blut und Sehnen und Nerven schafft, der Eingeweide Ordnung, des Blutes gesetzmäßigen Umlauf, aller Theile Ebenmaß und richtiges Verhältniß zu einander besorgt? Der menschliche Geist wohnt in seinem Körper, ohne daß er weiß, was in diesem vorgeht, und wie sich darin Alles nach den sinnvollsten Gesetzen bewegt.

Hier ist offenbar mehr, als eine jener blinden Naturkräfte, als Magnet, oder Licht, oder Wärme und dergleichen. Hier ist eine höhere Kraft, die, sich ihrer unbewußt, sich zwar eben so gut in den Gesetzen des Schöpfers bewegt, als jene andern, aber schon Werkzeuge baut zu gewissen Absichten. — Ich nenne dieses erhabenere, mächtige Etwas — Lebenskraft.

Diese Lebenskraft, welche den Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen entwickelt, baut und hält, nach den ewigen Gesetzen des Schöpfers, ist durchaus von den einfachen, blinden Naturkräften verschieden. Nie wird aus einem Kieselstein ein Rosenstock werden können; nie wird der Saatkeim eines Fruchtbaums zu Gold werden. Jedes bleibt in seiner Art, was es ist, und die Lebenskraft entfaltet sich nach den Gesetzen der Schöpfung. So wie sie zum Bau der Pflanzen-, Thier-

und Menschenkörper irdische Stoffe an sich zieht und verändert: so bedient sie sich auch zur Vollendung ihres Geschäftes, gleichsam als geistiger Stoffe, der obengedachten einfachen Naturkräfte. Sie gebraucht dieselben nur als Mittel, und verkündet damit, daß sie höherer Art sei, als jene.

Die Verbindung des Lebenstriebes ist jedoch mit jenen Naturkräften so innig, daß er ohne Beistand derselben durchaus unwirksam bleiben müßte. Ohne Zutritt der Wärme und des Lichts bleibt die Lebenskraft in den Pflanzenkeimen unthätig; sie kann nicht schaffen, die Werkzeuge nicht ausbreiten über und unter der Erde, um andere Stoffe aufzunehmen.

So erkennen wir im Reiche der uns bekannten Schöpfung schon zweierlei Arten geistiger Wesen: die blinden Naturkräfte, und die wahren Lebenskräfte der Pflanzen- und Thierkörper. Aber die Kraft, welche das Leben hervorbringt, oder vielmehr es selbst ist, was wir in Pflanzen und Thieren **Leben** heißen, ist sich ihrer selbst so wenig bewußt, als die Kraft des Feuers. Was weiß das wachsende Haar unsers Hauptes, was unser ganzer Leib von sich, ohne die Thätigkeit der darin wohnenden Seele?

Die Pflanze hat Leben; auch das Thier; aber das Thier hat **Seele**, das heißt, die eigene hohe Kraft, sich etwas vorzustellen, Dinge mehr oder weniger zu beurtheilen, Mancherlei zu empfinden, Haß und Freundschaft, Zorn und Freude, Begierde und Abscheu. Das Thier hat das Vermö-

gen, etwas zu wollen, aber die Pflanze, die zuweilen zwar einen Schimmer von Empfindung anzeigt, äussert keine Spur eines Willens.

Darum steht das Thier erhaben über die Pflanzenwelt, wie die selbstthätige Seele über die mechanische Lebenskraft, oder wie das Leben über die blinden Naturkräfte.

Doch ist die thierische Seele mit dem Pflanzenleben noch auf das innigste verwandt, und die Wirkungen von beiden zeigen sich oft auf gleiche Art. Wie die Pflanze nach sich selbst unbewußten Gesetzen aus Erde, Luft und Wasser die ihr angemessene Nahrung einsaugt, so handelt die thierische Seele nach dunkeln Trieben, denen sie nicht widerstreben kann. Diese Triebe aber entspringen aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des thierischen Körpers. So läßt das Heerdenvieh diejenigen Kräuter stehen, welche der Natur des Körpers widerstreben, und sucht die gesunden zu seiner Nahrung auf. So wird durch den Hunger der Wolf wüthend, und durch den Begattungstrieb, wenn er nach den Gesetzen der Natur im Körper wach wird, das einsame Raubthier gesellig. Alle Empfindungen, alle Begierden des Thiers entspringen aus seiner körperlichen Beschaffenheit; es handelt nur allein nach den Einflüssen derselben; was seinem Leibe angenehm oder schmerzhaft ist, das liebt es, das haßt es.

Wie ganz verschieden von der Thierseele steht der erhabene Menschengeist da! — Er ist seines Daseins nicht nur bewußt, sondern er ist es mit

voller Klarheit. Er nimmt nicht nur die Dinge um sich her wahr; auch die Thierseele kann es: sondern er erkennt die Dinge in ihrer höchsten Verknüpfung, mit ihren Ursachen und Folgen. Er durchspähet die Wunder der unter ihm liegenden Schöpfung; er beherrscht mit erfinderischem Geiste die Elemente und nützt sie nach Gefallen; versetzt die Pflanzen in fremden Boden; überwältigt die Macht der stärksten Thiere; berechnet den Lauf der Weltkörper durch die Himmelsräume, und trägt in sich die Offenbarungen der Gottheit und ihres Daseins.

Von dem Allen weiß das Thier nichts. Die klügste Thierseele ist unfähig, Ahnung von der Höhe zu haben, auf welche sich der Gedanke eines unmündigen Kindes schwingt. Die Thierseele hat zwar Willen; allein sie will nur, was ihr Leib begehrt, und handelt nach den Trieben desselben. Der Menschengeist aber, wenn er in angebornem Adel dasteht, kennt ein höheres Gesetz, als das Gesetz irdischer Triebe; er gehorcht nicht dem Fleische, in welchem er herbergt, sondern allein sich selbst; das heißt, den Gesetzen seiner Vernunft, die das Gute und Böse, Gerechtigkeit und Schuld unterscheidet. Wer Niemandem gehorcht, als seinen eigenen Gesetzen, ist frei. So ist der menschliche Geist der Freiheit fähig: die Thierseele, diese Sklavin der sinnlichen Triebe, ist durchaus von jenem verschieden. Der Geist gehört dem Göttlichen, die Thierseele dem Fleischlichen.

Aber der menschliche Geist ist mit jener Thier-

seele durch die Banden des Staubes noch innig verknüpft. Oft ist der Geist kaum seines Daseins mächtig; die Thierseele, aus seinem Leibe hervorgehend, überwältigt die erhabenere Kraft in ihm. Also entsteht ein doppeltes Gesetz in des Menschen Brust. Er thut nicht immer das, was der Geist will; sondern das, was er hasset, das thut er. Darum sagte Paulus, der Hocherleuchtete: „Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt uns gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ (Röm. 7, 23)

Auch darin ist noch der Geist, ungeachtet des Bewußtseins der unsterblichen Dauer, der Thierseele ähnlich, daß er Alles um sich her erkennet, aber von der Beschaffenheit seiner eigenen Natur nichts weiß. Er ist mit Allem vertraut, nur sich selbst ist er ein Fremdling, und kann nicht sagen, was oder wie er sei. Das Irdische überschaut er mit ordnender Klarheit, allein das Geistige ist ihm unergründlich, wiewohl er selbst Gott ist.

Hat mit dem Menschengeiste die Kette der höhern Wesen und Kräfte ihr Ende? O, wie kurz wäre sie! Wer kann glauben, wo Alles im Weltgebäude den Stempel der Unendlichkeit trägt, daß mit blinden Naturkräften, Lebenskräften, Thierseelen und Menschengeistern der Kreis der edlern Naturen geschlossen sei?

Nein, gern glaube ich in dem ungeheuern, mit keinem Gedanken zu ermessenden Abstand zwischen meinem Geiste und der Gottheit noch die An-

wesenheit von Kräften und Herrschaften höherer Art! Engel nennt sie unsere Sprache, bessere, gewaltigere, erkenntnißreichere Geister!

Die Reihe jener erhabenern Wesen ist vielleicht, ja wahrscheinlich, dem menschlichen Geiste noch so verwandt, als dieser es der Thierseele, oder die Thierseele es der irdischen Lebenskraft, oder diese es den blinden Naturkräften sein mag; gewiß aber ragen die unserm Geiste nächstverwandten Wesen im Weltall so weit über unsere Kraft hinaus, als der Mensch über das Thier, als das Thier über die Pflanze, als die Pflanze über den Stein.

Ich glaube fast ahnen zu dürfen den hellern Blick jener dem Menschengeist zunächststehenden Geisterordnung. Sie schaut mit größerer Kraft in die Geheimnisse Gottes, als ich. So wie wir Sterbliche zwar das Irdische darstellen und durchsehen können, aber nichts wissen von der Natur des Geistigen und der Kräfte im unendlichen All: so sind sie vielleicht mit dem Geistigen vertraut und vermählt. Ihnen steht das Geheimniß der Urstoffe aufgeschlossen, wie uns der Kelch einer Blume, mit ihren Kronenblättern und Staubfäden. Wir sehen nur die Umrisse, Formen und Verhältnisse der Dinge nach ihrem Aeussern; sie aber durchblicken nach höherm Vermögen, wovon wir keine Vorstellung fassen können, das Innere der Dinge.

Doch ich schweige! — Wohin verliert sich der kühne Flug meiner Gedanken? Er durchbricht mit

seinen Ahnungen die Grenzen seines Wirkungskreises, und strebt in das nie entweihte Heiligthum höherer Mächte und Geister einzudringen. — Zurück! erwarte die Stunde, da dein Schöpfer gebietet, da der allbeseligende Geist, der Vater des Weltalls, dir winkt, und auch dich vielleicht in eine glänzendere Ordnung der Naturen einreihet.

O Gott! — mich! Bin ichs würdig? Hat meine Geisteskraft sich schon genug vollendet? — Gehorcht sie schon nicht mehr den Begierden des Irdischen, nicht den meinem Leibe eigenen thierischen Trieben von Wollust, Habsucht, Zorn, Rache, Haß und Bosheit? — Ist mein Geist frei, nach eigenen Gesetzen handelnd, das heißt, nach göttlichen? — Lebt er mehr für seine Pflicht, als für irdischen Nutzen; mehr für Liebe, als für Feindschaft?

O mein Vater, mein Gott, wie sehne ich mich zu Dir empor, aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene. Möchte ich obsiegen, wie freudig würde ich einst sterben!

Sterben? Was ist Sterben für den Geist? Er entflieht seiner thierischen Hülle, dem Leibe; er scheidet von seiner irdischen Schwester, der Seelenkraft. Auch diese weicht aus ihrem zerrütteten Werkzeuge, dem Körper, und zieht selbst das Pflanzenleben hinweg. Der Leichnam, unbrauchbar, zerfällt in Staub. Allein die Lebenskraft gesellt sich noch gern wieder zu ihm, und hüllt sich in die zerbrochenen Ueberreste. So entwickelt sich die Lebenskraft im thierischen Moder zu neuen, leben-

digen Gestalten; es gehen Gewürme einfach, fast pflanzenartig, aus denselben hervor. Sie vergehen. Aber die Lebenskraft vergeht nicht; sie vermählt sich andere Keime, etwas Neues hervorzubringen.

Der Tod wird niemals vom Geiste aus in den Körper eingehaucht, denn der Geist ist Leben. Es entsteht das Sterben durch gewaltsame Vernichtung des Werkzeuges, nämlich des Leibes; oder es entsteht, wenn die blinden Naturkräfte ihren immerwährenden Kreislauf vollendet haben, nach den göttlichen Ordnungen. Dann weichen sie vom Körper. Er verliert Licht und Wärme, Beweglichkeit und Reiz. Die Naturkräfte aber sind des Lebens Oel und Nahrung; das Leben erlöscht — der Menschengeist ist entbunden — ist reif!

O Gott! daß ich in jener heiligen Stunde meiner Auflösung jauchzen dürfte: ich bin eine zum Bessern reif gewordene Kraft! — Empfanget mich, höhere Wesen, meine Brnder auf erhabenern Schöpfungsstufen! Auch ich bin euer Brüder, ich bin unsterblich!

XXVIII.

Die Werke der Vorwelt.

1 Petr. 1, 24. 25.

Herrlich ausgebreitet steh'n
Deine Himmel, doch vergeh'n
Deine Himmel, und die Welt
Sinkt, wenn sie Dein Arm nicht hält.

Was der Mensch vom Staube schuf,
Es verflog vor Deinem Ruf,
Und des Alterthumes Pracht
Deckt schon allgemeine Nacht.

Du nur bleibest, wie Du bist,
Und was Du verordnet, ist,
Jetzt, wie über tausend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Sollt' ich mehr auf Menschen schau'n,
Als auf Dich, mein Gott, vertrau'n,
Dessen Weisheit und Verstand
Immer für mich Rettung fand?

Was liegt in den Planen der Menschen? Wohin geht ihr Trachten? Was ist das Schicksal unserer Städte, Dörfer, Uebungen und alten Gesetze? Welches Verhängniß droht unsern Thronen, unsern geliebten Landesvätern? Ist dem Sterblichen Alles erlaubt mit seiner Macht!

Warum zitterst du, o meine Seele, vor dem Sturm der Zeiten und vor den Planen der Menschen und vor den Thaten ihrer entzügelten Leidenschaft? — Lebt nicht der Eine noch, dem Alles gehört, der Alles vorhersah, der Alles geordnet hat in seinem Rath, der auch dem Mächtigsten seine Schranken baut? — Hat er, der Eine, der Alleinherrschende, vor dem Seraphim verstummen und die Welten erbeben — hat er sich dir in seiner Alleinmacht und Güte noch nicht genugsam offenbart? Weiß er nicht am besten, wie weit der Sturm brausen, und wo er schweigen soll? Die Menschen können rathen; Gott aber lenkt den Zug der Begebenheiten groß und klein.

Zittere nicht vor den Rasereien der Welt, vor den drohenden Entwürfen und Thaten derer, welche die Macht zu haben scheinen. Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden! Aus dem Uebelsten, was sie ersonnen, muß das Gute hervorsteigen, das sie nicht wollen. Quillt nicht aus dem Schoose der Nacht endlich das Tageslicht? — Was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden; nur das Gute bleibt, was sie selbst nicht verlangten, nicht bemerkten, nicht beschützten. Aber das Gute will Gott, darum geht es überall endlich siegend aus den Trümmern des Untergegangenen herauf. Der Tempel allgemeiner Glückseligkeit, das Gottesreich, muß auf Erden wachsen. Es erweitert sich der große Bau von einem Tage zum andern. Die Thorheit wie die Weisheit der Sterblichen bringt dazu ihren Beitrag.

Fürchte nicht, der Tempel werde zusammenstürzen, wenn das Rüstwerk der Bauleute zusammenbricht, weil es nach und nach immer mehr entbehrlich wird, wie der Gottesbau vorrückt.

Warum zitterst du vor den feindseligen Träumen, Entwürfen und Gewaltthaten der Menschen? Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden. Was gestern geschah, ist heute schon durch neue Begebenheiten weggedrängt.

Es **soll** Alles vergehen, es **soll** immer das Neue kommen und wieder veralten, damit du im Zuge der vorüberwandelnden Dinge erkennen mögest, was das Unbeständige sei, und was das Beständige. Wer im Wechsel der Begebenheiten das bleibende einzige Wahre, — wer im Wechsel der Freuden und Schmerzen die bleibende einzige Lust erkannt hat, der steht auf dem Wege, ein Weiser zu **werden**. Und er ist ein Weiser **geworden**, sobald nur die **bleibende Wahrheit** sein einziges Gut und die **bleibende Lust** seine einzige Sehnsucht ist.

Wie verschwinden doch so bald alle Drohungen der Gewaltigen, wie eitel ist ihr Streben und Wirken! Die Majestät der Mächtigsten wird endlich zum Nichts, welches der Bettler mit in die Welt nimmt. Denn es sagt die heilige Schrift: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ (1 Petri 1, 24. 25.)

Die Reichen bauen Paläste auf Jahrhunderte,

die Könige gründen Thronen auf Jahrtausende. Wo sind nun die Paläste des Stolzes, die noch vor wenigen Menschenaltern glänzten? Wo sind die ungeheuern Reiche und Ordnungen, welche der Hochmuth der Eroberer oder die Klugheit der Gesetzgeber schuf? — Siehe, es ist Alles anders geworden. Und was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden.

Blicke ich auf die herrlichen Werke der Vorzeit: wie war damals doch die Welt davon des Ruhmes so voll! Was ist aus ihnen geworden? Was fruchteten die Heldenthaten der Weltüberwinder? Sie zerstörten den Frieden der Zeitgenossen, und erbten die Verachtung der Nachkommen. Was frommten die Denkmale der Eitelkeit, welche sich die Macht der Sterblichen baute? Sie liegen verwittert, im Staub begraben, von Disteln umwuchert; Keines weiß, wer sie erhöhte, oder wessen Namen sie mir verewigen sollen.

Wo ist das übermüthige Babylon? Es herrschte lange durch das weite Morgenland, und schreckte die Thronen und Völker. — Wanderer sehen heute noch in einer todten Sandwüste einige nackte Schutthaufen, und daran klebt der Name der uralt-mächtigen Stadt. — Wo liegen Tyrus und Sidon, in deren Vorrathshäusern einst aller Reichthum entfernter Weltgegenden versammelt gefunden ward? Wo glänzt noch das prangende Ninive, welches einst die große Stadt Gottes hieß, drei Tagereisen groß? (Jonas 3, 3.) Der Herr schonte ihrer, als sie nach des Propheten Predigt

Buße that, und der König von seinem Throne stieg, den Purpur ablegte, und einen Sack um sich hüllte. Aber ewig sollte Ninive's Pracht nicht währen. Kaum erblickt man noch Trümmer am Strom des Tigris in der Einöde neben ärmlichen Fischerhütten. — Jerusalem liegt verwandelt. Niemand erkennt in dem Orte noch die Stadt Davids und die Größe Salomons, zu dessen Füßen Arabien seine Schätze ausschüttete. Die Weisheit der Aegyptier ist verloren; die Gewalt der Pharaonen vergessen. Das Land ist mit Bruchstücken verschwundener Tempel und Grabmäler bedeckt, deren Inschriften Niemand mehr zu deuten weiß. Völker fremder Weltgegenden zogen darüber hinweg, wie eine zerstörende Fluth. — Wer weiß noch von Persiens Macht, welche einst das halbe Asien unterjochte? Weder die Tapferkeit noch Staatsklugheit des Cores konnte seinem Werke Dauer geben; heute ist das Land zerstückelt, nach brudermörderischen Kriegen halb öde, die Beute mehrerer Stämme und Herrscher. Zwar heute noch wird Griechenlands Weisheit und Kunst gepriesen; aber sie lebt nur noch dunkel in der Menschen Gedächtniß. Das ehemals blühende Land ist ein Raub gefühlloser Barbaren geworden. Wo Paulus einst auf den Straßen Athens den unbekannten Gott predigte, welchem man einen Altar gebaut hatte; wo sonst der Wohnsitz der Kunst und Wissenschaft sich zwischen zahllosen Palästen und Tempeln erhob; wohin sonst aus den entlegensten Landen Wißbegierige wallfahrteten, um ihre Kenntniß zu mehren,

ihre Sitten zu verfeinern, erblickt der Reisende heute nur armselige Hütten eines Dörfleins zwischen den letzten Trümmern der Vorzeit. — Korinth, die reiche Stadt, worin sich schon früh um Paulus, mitten unter der Ueppigkeit und dem Wohlleben der schwelgenden Bürger, eine Gemeinde gläubiger Christen sammelte, ward ein Raub der Flammen. Nur dürftig behauptete sich ein späteres Städtchen auf der Brandstätte vernichteter Schätze. — Wie mächtig war Rom, die Weltbeherrscherin, zu den Tagen der Geburt unsers Erlösers! Die bekannten Länder der Erde in jenen Tagen zollten dem Kaiser Zins; Jerusalem selbst und ein großer Theil des gesammten Morgenlandes, die fruchtbaren Küsten Asiens, und der Welttheil, welchen wir bewohnen, lagen seinem furchtbaren Zepter unterthan. Wo ist die Allgewalt des Römerreichs? Schon seit anderthalbtausend Jahren nicht mehr vorhanden. Wie viel Eroberer kamen nach diesem, und vergingen mit ihren Thaten! wie viel Reiche wurden nach diesem gestiftet und wieder vernichtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen, wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen!

Alles Irdische ist nichtig; warum zitterst du noch, o meine Seele, vor dem, was heute geschieht? Morgen ist es nicht mehr vorhanden, wie es heute war. Das Neue veraltet. Nur mein unsterblicher Geist und Gottes Huld veraltet nicht. Ich werde leben, wenn die Reiche der Welt längst untergegangen sind. Warum zittert das Unsterbliche vor

dem Sterblichen, welches seiner Natur nach Ohnmacht ist?

Alles Irdische ist nur Stoff zum Gewande der Seele und des Geistes. Das Gewand vermodert. Der Geist bleibt. Tausend Geschlechter haben vor dir auf der Stelle gewohnt, welche jetzt du und deine Lebensgenossen bewohnen; tausend Geschlechter, mit dunkeln oder glänzenden Namen, zogen vor dir über den Landstrich hin, den du heute dein Vaterland nennst. Was ist aus denen geworden, die hier lange vor dir umherwandelten? Was ist aus allen ihren Werken geworden, die sie mit so viel Sorge, Muth und Kummer schufen? War es der unmäßigen Freude werth, die sie beim Gelingen ihrer Plane äusserten? Wo sind ihre Plane? War es der zahllosen Thränen werth, die sie über ihre vermeinten Unglücksfälle vergossen? Wo ist denn nun Alles, was ihnen Lust und Trauer machte? — Siehe, wohin du trittst, und der Staub sich zu deinen Füßen erhebt, steigt Staub empor, der einst zum Leib und Eigenthum deiner Vorfahren gehörte. Denn selbst, wie ihr Fleisch, ist ihr festes Gebein mürbe und morsch in Erde zerfallen, in andere Körper übergegangen, und ihr fremdes Leben verwachsen mit dem Safte späterer Pflanzen, mit dem Fleische der Thiere, die sich von den Gewächsen des Staubes nährten.

Dieser Blick auf die Vorwelt und ihre Werke, und wie sie mit ihren Werken, gleich einem Traumbilde, verschwunden ist, dessen man nur noch flüchtig gedenkt — dieser Blick auf das Vergängliche

in Allem, was vom Staube kam, lehrte dich das Einzigwahre und Bleibende finden. Denn auch du, mit deinem Schmerze und deiner Lust, wirst vergehen. Es wird ein Tag kommen, da man auch nicht mehr das kleinste deiner Gebeine finden wird; da der Leib, welchen du heute noch zärtlich pflegtest, in Sonnenstäubchen, im Saft des Grases, im Blut späterer Geschöpfe schwimmt. Es wird ein Tag kommen, da Niemand mehr unter dem Monde wandelt, der dich gekannt oder der auch nur von dir gehört hat; da dich Niemand mehr nennt, und keiner weiß, ob du jemals ein Lebendiger gewesen bist.

Zittere nicht, Unsterblicher, vor diesem Gedanken; denn du lebst, und wirst leben, während deines Leibes Staub wunderbar verschwunden ist, um andern Geistern zu dienen in andern Verbindungen und Ordnungen. Zittere nicht; Jesus sagt es: Fürchte dich nicht vor dem, was den Leib tödtet; wohl aber fürchte, was die Seele tödtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen, wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen.

D e r B l i c k a u f d e i n e V o r w e l t u n d i h r e W e r k e, auf die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen, weit entfernt, dich zu erschrecken, dich muthlos zu machen und zu beugen, s o l l d i c h e r q u i c k e n u n d h e b e n. Blicke auf die Werke der Vorwelt, und du wirst nicht mehr so sehr vor den Ereignissen des heutigen Tages beben. Die Menschen, auch die Mächtigsten derselben, errei-

chen nicht, was sie wollen. Das Böse, was sie zu stiften gedenken, verwandelt sich unter ihrer Hand zum Nützlichen. Was du für verderblich hältst, ist vielleicht die erste Quelle des Segens; was dir Gift schien, war vielleicht Arznei. Man schlug schon Völker in Ketten, um sie zur Freiheit reif zu machen; verfolgte die Weisen, um ihre Lehre desto verbreiteter zu machen; tödtete die Tugendhaften, um Andere durch ihr Beispiel zu begeistern. — Denn siehe, das ist die göttliche Ordnung in den Schicksalen der Menschheit, daß die Sterblichen zwar aus Irrthum oder Bosheit ein dauerndes Uebel stiften wollen, aber es nie vollbringen können. Gott wehret!

Du sprichst: das Böse in den Werken der Vorwelt ging unter, aber wie viel auch des Herrlichen und Guten! Und wie viel Herrliches und Gutes wird auch durch den Sturm unserer Zeiten vertilgt! — Zittere nicht, Unsterblicher, Niemand vertilgt das Unsterbliche! — Kunstwerke, Stiftungen, Wohlstand, vortreffliche Verfassungen, Handel, Gewerbe können vernichtet werden: aber sind sie der Zweck vom Leben der Geister auf Erden? Und man zerstört doch zuletzt nur die sinnlichen Wirkungen der Kunst, des Fleißes, der Tugend, der Weisheit: wer aber ist auf Erden mächtig genug, den Gedanken der Kunst, des schöpferischen Fleißes und der Tugend zu vernichten? Das Geistige bleibt das Erbe der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert; die Form des Geistigen, die irdischen Darstellungen des Gedankens mögen brechen

durch das Schwert des Krieges oder durch die Gewalt der Alles verwitternden Zeit.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, wie sie alle verstäubten, soll dich nicht niederschlagen und beugen, sondern erquicken und heben. Denn, Unsterblicher, nur der Sterbliche ist gestorben und untergegangen! Darum höre auf, stolz zu sein auf das Irdische, und suche deinen Ruhm in dem, was unsterblich ist. — Zittere nicht, blühende Jungfrau, für das Hinwelken deiner Schönheit, denn sie soll und wird welken. Ueberhebe dich nie deiner Kraft, Jüngling; deine müden Arme werden sich nach wenigen Jahren suchen an einem Kinde zu stützen. Freue dich nicht übermüthig deines Reichthums, Begüterter; er ist nach wenigen Jahren gewiß in der Hand eines Andern. Weine und sorge nicht trostlos, o du Verunglückter, um deinen zerrütteten Wohlstand; es war dir das höchste Heil, ihn einzubüßen, weil er dich mit seinen Fesseln schwer zum Sinnlichen und Thierischen niederzog; du aber solltest, o unsterblicher Geist, nicht um das Sterbliche, sondern um das Ewige in dir bemüht sein. Zittere nicht vor möglichen Lebensgefahren in den Zeitstürmen; du kannst, wenn das Schlimmste geschieht, doch nur sterben. Und dies wirst du müssen, auch ohne den Zeitsturm. — Zittere nicht vor dem Hohngelächter deiner siegenden Feinde; — wem sein Gewissen ein frohes Zeugniß gibt, der fürchtet Menschenspott am wenigsten.

Alle, die in den Tagen der Noth um ihr ir-

disches Wohlsein verzagen, beweisen durch solche Muthlosigkeit, daß sie an dem Zufälligen mehr hangen, und mit dem Sinnlichen enger verwandt sind, als sie es sein sollten; daß ihnen solche Zeiten nothwendig sind, um sie von ihrer Weichlichkeit zu erheben. Und erreicht das Unglück der Tage diesen Zweck in ihnen nicht, so werden noch schwerere Zeiten sie lehren müssen, was noth ist dem Unsterblichen und ihnen. Es soll, es muß endlich dahin kommen, daß wir unabhängig werden von den Reizen eines weichen, selbstsüchtigen Lebens, und stark werden durch jene hohe Selbstverläugnung, in der Jesus unser Vorbild war. Nur der ist Christ, welcher die irdischen Güter mehr für Andere hat, als für sich selbst; welcher sie gebraucht, sich aber nicht von ihnen gebrauchen und beherrschen läßt. Was kann der fürchten, welcher in unverschuldeter Schmach keine Schande, in unverdienter Verarmung kein Elend, im Tode kein Unglück, sondern nur das Ende aller irdischen Trübsal findet!

Ja, der Anblick der großen, allgemeinen Vergänglichkeit der Dinge soll mich keineswegs niederdrücken, sondern meinen Geist zu seiner wahren Selbstständigkeit und angebornen Würde erhöhen. Ich will in den Gewittern des Lebens meine Stärke zeigen, durch welche ich mächtig bin über alle Unfälle. Meine Stärke aber ist das Bewußtsein meiner eigenen Unvergänglichkeit, und daß ich noch sein werde, wenn alle Thronen und Reiche dieser Zeit nicht mehr sind. Meine Stärke ist das Be-

wußtsein eines reinen, tugendhaften, wohlwollenden Gemüthes, welches, fern von Selbstsucht, Alles zum Besten Anderer hat und benutzt. Denn die Unschuld ist ein eherner Schild gegen Widerwärtigkeiten und die Wegweiserin zu Triumphen. Meine Stärke ist das Bewußtsein, daß Du, allmächtiger Urheber meiner Tage, Ordner meiner Schicksale, daß Du die ewige Liebe und mein Vater bist! — Und bist Du, mein Gott, für mich, wer will mir schaden; wer will wider mich sein?

Diese Stärke habe ich durch Jesum empfangen, der mich durch sein Wort erleuchtet und beseligt hat; der mir meinen Gott offenbart hat in seiner unvergänglichen Liebe; der mich durch die Finsternisse des Lebens den Blick in das Allerheiligste der Ewigkeit thun ließ, der mich durch seine Lehre von den Sünden erlösend, zur wahren Freiheit und Unabhängigkeit, das heißt, zum wahren Leben des Geistes, erhob. Durch Jesum Christum bin ich zu Allem mächtig. **Denn des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit!** Amen.

XXIX.

Des Höchsten Allgegenwart.

Psalm 139, 7 — 12.

Der Herr ist in den Höhen,
Auch in den Tiefen ist der Herr:
Wo Menschen vor ihm zitternd stehen,
Wo ihn der Seraph preis't, ist Er!

Ist, wo ich in Gedanken
Hinfliegen mag, mir nah,
Und, frei von endlichen Schranken,
In allen Räumen da;
Umfaßt mit seinen Händen
Die Welten, und umspannt
An allen ihren Enden,
Was durch sein Wort entstand.

Er zündet jede Sonne,
Flammt jedes Sternes Fackel an,
Durchströmt mit sel'ger Wonne,
Was ihn nur ahnen kann.
Des Erdgewürms Gewimmel
Und was im Meere lebt,
Wer unter seinem Himmel
Und wer im Himmel lebt,
Ihr, alle seine Werke,
Empfindet Tag und Nacht
Die Nähe seiner Stärke,
Den Segen seiner Macht.

Empor zu Gott, empor aus dem Drange und Staube der irdischen Geschäfte, schwinge dich, o mein unsterblicher Geist, auf den Flügeln frommer Andacht!

Ich will meiner Seele ein großes Fest feiern! ich will sie mit dem Herrlichsten umgeben, was Erde und Himmel haben; in einem Ozean von Entzücken soll sie untergehen — sie soll Gott

denken. — Beten soll sie zu dem unendlichen, erhabenen Urheber ihrer Daseins, reden zu dem heiligen Geist des Weltalls!

Heiliger, verborgener Geist des Weltalls! Gott, du in Millionen Wundern majestätisch Geoffenbarter! — Geoffenbarter durch das Wort des ewigen Sohnes! — Du von allen Schöpfungen Verherrlichter, von allen Geistern Gepriesener! — Ach, wie soll Dich meine Zunge nennen, wie sollen meine Gefühle Worte finden, Deiner würdig?

Denn wenn ich Dich denken will, in Deiner geheimnißvollen, unendlichen Macht und Größe, o so sinke ich wie vernichtet ein. Auch dieser Erdball mit aller seiner Herrlichkeit, mit seinen zahllosen Bewohnern, mit seinen Ozeanen und Thronen: was ist er, Herr, in Deinen weiten Schöpfungen? — Ein geringes Staubkorn, das in Deinen Himmeln nicht vermißt werden würde, wenn es verschwände. O droben, wo in ungeheuern Entfernungen Millionen Weltkörper schweben, Welten, größer als der Stern, den Du uns zur Bewohnung angewiesen, droben kann seit Jahren oder Jahrtausenden durch Deinen Wink manche Welt verschwunden sein — wer hätte es hienieden empfunden und bemerkt? — Und was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Ach, was bin ich unter den Unzähligen allen, daß Du Dich meiner erbarmest?

Aber Du gedenkest des Menschen, und erbarmest Dich sein, denn Deiner Allmacht ist nur Deine Liebe gleich! Du bist der Gott des verlassensten

Sterblichen, wie der Gott der entferntesten Himmel. Du bist dem Wurme, dessen Leben nur einen Tag dauert, so nahe wie der letzten Sonne, die sich, fern und ungekannt von uns, schon eine Ewigkeit lang mit unverlöschlichem Glanze durch Dein Weltall schwingt!

Allgegenwart Gottes! — Gedanke voller Geheimniß und Majestät, mit nie empfundenen Schauern durchdringst Du meine Seele! — Das Höchste des Weltalls, die Gottheit selbst, ist mir nahe, umgibt mich, belebt mich, erhält mich, wie sie nahe und gegenwärtig ist den Bewohnern von Welten, deren Dasein kein Sterblicher ahnet.

Ohne einen belebenden Gott, in dessen Gesetzen sich alle Sonnen, alle Welten wie der Tropfen des Regens und diese schwebende Silberflocke des Schnees bewegen: was wäre das All der Schöpfung? — Ein erstarrter Leichnam, eine unendliche Wüste, eine Nacht ohne Grenzen, ein dunkles Nichts! — Gott ist die Seele seiner Schöpfungen, in die er sich gleichsam wie in ein herrliches Gewand hüllte. Du sprichst von den Wundern der Natur: das ist Gott! — Du sprichst von den ewigen Gesetzen der Natur, und wie Alles von ihnen regiert wird: das ist Gott! — Du bewunderst den Glanz und die Farben der im Frühling wiederkehrenden Blumen: das ist Gottes Erscheinung! — Dich schreckt der wilde Sturm des Herbstes, wenn er über die öden Felder hinbrauset: er ist Gottes Athem! — Dich erquickt im Lenz das heitere Grün der Fluren: das ist Gottes Hand, die den todten Erdboden neu

beseelt! — Ueberall ist Gott! Gott in Allem! In ihm leben, weben und sind wir!

Und dies erhabene, wunderreiche, unerforschbare Wesen, diese Seele der Schöpfungen, ist kein todtes, bewußtlos wirkendes Etwas. Ach, wer könnte, ohne Wahnsinn, diesen Gedanken denken? wer den Bau der Welten oder des kleinsten Grashalms anstaunen, und das Alles für ein Werk dunkeler, blinder, bewußtloser Kräfte halten? Wer könnte je glauben, daß der menschliche Geist, der dies Alles, und von Allem doch nur den unendlichsten Theil wahrnimmt — wer könnte glauben, daß die Weisheit, Kraft und Hoheit des menschlichen Geistes, seine Freiheit, sein Streben, ein Spiel dunkeler, bewußtloser Kräfte sei? Wer könnte jemals glauben, der menschliche Geist sei erhabener und weiser, als das, was ihn geschaffen? „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? — der die Menschen lehret, was sie wissen!" (Psalm 94, 9. 10.)

Nein, es gab noch nie einen wirklichen Läugner Gottes! Und wer Gott erkannte, der erkannte nothwendig auch seine Gegenwart in Allem an, was er schuf; der nannte ihn auch das allervollkommenste, freieste, selbstthätigste Wesen, und — was das Vollkommenste ist, das ist auch das Allerheiligste. Und wo ein allerheiligster Wille ist, da ist auch ein Wille voll der namenlosesten Liebe und Güte.

Gott ist allgegenwärtig in Allem, und darum

auch Alles mit unbegreiflicher Weisheit regierend, und Alles mit Liebe und Güte beseligend. Nicht der Seraph, nicht der uns unbekannte Bewohner der glückseligsten aller Welten allein ist glücklich: auch der Mensch auf Erden ist's, oder soll es doch sein, und kann es sein, wenn er nicht selbst durch Unvollkommenheit, das ist, durch Sünde und Vergessenheit Gottes, sich elend macht. Nicht der Mensch allein auf Erden ist berufen, beglückt zu sein: auch jedem Thiere, auch dem kleinsten Wurm, den das menschliche Auge kaum bemerkt, sind Freuden bereitet. Denn Gott ist in sich selbst die allerhöchste Güte.

Allgegenwärtig ist Gott, und überall der Ursprung des Lebens, der Seligkeit und Wonne. Die Erde ist voll der Güte des Herrn! (Ps. 33, 5.)

Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste? und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äussersten Meer: so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, und Deine Rechte mich leiten. Spräche ich, Finsterniß möge mich decken: so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsterniß ist nicht finster bei Dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht! (Ps. 139, 7.) Ich sehe Dich, wenn tausend Gestirne des Himmels ihr Licht über die schlafende Welt niedergiessen, und vernehme Deine Gegenwart im Brausen der Sturmwinde, im Donner des Wasserfalls, im Rauschen der Regenströme. Sänke ich hinab in die untersten Tiefen der Erde, ich würde Deiner Weis-

heit begegnen, wo sie in unbekannten Werkstätten die Quelle der höchsten Berge bereitet, und die Klüfte der todten Felsen mit köstlichen Metallen füllt. Wohin mein Fuß tritt, da hast Du gewaltet, und wohin kein Sterblicher kam, da wohnt Deine Macht.

Ich sehe Dich in den Stürmen des Winters; Deine allmächtige Hand bewegt den geheimnißvollen Zug der Wolken, und deckt das Land und seine Saaten und Keime mit dem silbernen Teppich des Schnees. Ich sehe Dich in der Pracht des lachenden Frühlings, in den Gluthen des Sommers, in dem Segen des fruchtbringenden Herbstes. Ich höre Dich im Wiederhall der Donner, wenn Deine Blitzstrahlen durch die bebenden Gewölke des Himmels umherflammen; ich höre Dich, wenn der süße Gesang der Vögel durch die horchenden Haine tönt, und Entzücken in mein Herz gießt. Im milden Duft der Blumen und Kräuter begegnest Du mir, und wenn die Morgen- und Abendröthe das Gebirge vergolden, strahlst Du mir entgegen! — Dich finde ich in den Augenblicken meiner Wonne, Dich in den Stunden meiner Thränen. Wo mich ein Zufall erschütterte, warst Du; wo ich am guten Ausgang verzweifelte, half Deine Güte. Meinem ersten Lächeln warst Du gegenwärtig, meinen letzten Seufzer wirst Du empfangen!

Allgegenwärtig ist Gott! Die ganze Natur fühlt's, alle Himmel und alle Zeiten und alle Schicksale bekennen es: Gott ist allgegenwärtig! — Wehe, und die Menschen gehen kalt durchs Leben

dahin, treiben sich mit ihren niedrigen Lüsten und Geschäften umher, als wäre kein Gott im Weltall!

Gott ist! — — Sünder, und Gott ist auch dir gegenwärtig! — Sünder, alle Nächte verhüllen ihm deine verbrecherischen Wünsche nicht. Er sieht deine Gedanken, wie sie entstehen und kommen; er sieht das Gähren und Aufsteigen deiner unreinen Begierden, und durchblickt deine verborgensten Entwürfe. Und wäre dein Mund verschwiegener als das Grab, und könntest du Berge wälzen über die Schandthat — Gott kennt sie; er ist dir nahe, wie er bei denen ist, die dein Haß verfolgt!

Mörder, erblasse — der Allgegenwärtige war Zeuge, als du den Gedanken des Brudermordes in deine Seele wälztest. Dich verhüllte keine Nacht, als du mit dem schwarzen Entschlusse dahin gingst. Der ewige, furchtbare Richter stand unsichtbar an deiner Seite, als du die Hand erhobst, einem Unglücklichen den Tod zu geben. — Läugne diesen Gott aus deinem schreienden Gewissen hinweg — dein Tag kommt, dein Verbrechen tritt ans Sonnenlicht, und du wirst gerichtet, blutiger als du Andere gerichtet.

Und du, den die wüthende Begier nach Geld und Gut, oder ein Ehrgeiz, der neben sich Alles verachtet, zum ungerechten Zeugniß, zum falschen Eide vor den Richter schleppt — Sklave deines Stolzes, Sklave deiner Bereicherungssucht: schwöre nicht bei dem Throne des Allerhöchsten! — Der Thron, den du nicht siehst, umfaßt dich; der ganze Erdball ist nur eine Stufe desselben. Und der

heit begegnen, wo sie in un
die Quelle der höchsten Ber
Klüfte der todten Felsen mi
füllt. Wohin mein Fuß tritt
tet, und wohin kein Sterblic
Deine Macht.

Ich sehe Dich in den St
Deine allmächtige Hand bew
vollen Zug der Wolken, und
seine Saaten und Keime mit de
des Schnees. Ich sehe Dich in
chenden Frühlings, in den Glu
n dem Segen des fruchtbringe
öre Dich im Wiederhall der D
litzstrahlen durch die bebend
els umherflammen; ich höre D
Gesang der Vögel durch die h
Entzücken in mein He
Blumen und Kräu
die Morgen-
olden, strahlst
in den Augen
Stunden
rschütter

ben sich mit ihren niedrigen
umher, als wäre kein Gott im
ist! — — Sünder, und Gott ist
rig! — Sünder, alle Nächte verhüllen
rbrecherischen Wünsche nicht.
en, wie sie entstehen und
hren und Aufsteigen deiner
und durchblickt deine
Und wäre dein Mund
rab, und könntest du Berge
ndthat — Gott kennt
denen ist, die dein
Mörder, erblaße —

wie der Ewige; dein
dir ins Grab. Erin=
e Verkettung der Um=
re Zufälle, die kein
erlei Vergehen an das
ßten!"

. Die Schicksale der
gen es. Kein Frevel
nende Hand des Welt=
n Offenbarung. Die
plaudern, die Todten
geschah. Wie die Wel=
inen Leichnam von sich
wirft das Meer der Ver=
t wieder an das Tages=
ihr versunken meinte. —
Gott. Der Sünder ver=
seinem Innern.

meine Pflicht gebeut, freu=
Erinnerung keiner Schuld
e wohl thut mir der Gedanke:
r, mein Vater, mein Freund,
schwebt unsichtbar, wo ich bin.
ache, es ist in seiner Nähe
Wenn ich in meinem Beru
zu thun habe, und mi
assen wollen: dann erhebt
daß ich nicht allein gehe, d
— Und bin ich getrennt von
gedenke ich ihrer traurig in der
Furcht und Bangigkeit für sie

Allerhöchste vernimmt dich: wähne nicht, er sei zu erhaben oder zu fern, um sich um Wort und Schicksal eines einzelnen Sterblichen zu bekümmern — der Athem des Allgegenwärtigen umweht dich! Die Sonnen erlöschen, und der Grashalm welkt, wenn er ihrer nicht mehr gedenkt. Aber er gedenkt dein; dies sagt dir noch dein Athemzug, in dem du lebst. Er gedenkt dein: dies tönt dir noch aus deiner eigenen Stimme zu, mit der du den Allerheiligsten zum falschen Zeugniß rufst, und sein ewiges, furchtbares Gericht wider deine unheilige Seele herabforderst!

Wenn der Dieb mit verbrecherischen Anschlägen durch die Dunkelheit der Nacht zum Raube schleicht — warum wankt ungewiß sein Fuß, warum pocht sein erschrockenes Herz beim Rauschen eines Blattes? — Wenn der betrügerische Heuchler, lüstern nach fremdem Eigenthum, sich des ihm anvertrauten Gutes bemächtigt; einer Wittwe oder Waise Habe verkürzt; des Fürsten oder des Vaterlandes Vermögen unterschlägt; die Zuversicht eines Freundes betrügt, oder das Gut frommer Stiftungen verwahrloset, welches er verwalten soll — — warum ist die Hand wie gelähmt, wenn sie Worte verfälschen und gerechte Zahlen ändern soll? — Da geht eine leise Stimme aus dem Innersten seines Gemüthes hervor, die da flüstert: „Einsamer, du bist nicht mehr allein! Allgegenwärtig ist dein Richter. Deine That ist verrathen, denn der Allwissende wird Zeuge davon. Er steht bei dir, und wacht über den, welchem du das Seinige raubst. Zittere,

deine Schandthat lebt ewig, wie der Ewige; dein Geheimniß legt sich nicht mit dir ins Grab. Erinnere dich, wie durch scheinbare Verkettung der Umstände, oder durch scheinbare Zufälle, die kein Scharfsinn berechnete, so vielerlei Vergehen an das Licht der Sonne kommen mußten!"

Allgegenwärtig ist Gott. Die Schicksale der Menschen und Völker bezeugen es. Kein Frevel wird begangen, die weise ordnende Hand des Weltregierers veranstaltet dessen Offenbarung. Die Wände horchen, die Lüfte plaudern, die Todten verrathen, was im Finstern geschah. Wie die Wellen der Flüsse und Meere einen Leichnam von sich ausstoßen an die Ufer: so wirft das Meer der Vergangenheit jede Schandthat wieder an das Tageslicht, die man längst in ihr versunken meinte. — Denn allgegenwärtig ist Gott. Der Sünder vernimmt es, und erbebt in seinem Innern.

Aber wenn ich, was meine Pflicht gebeut, freudig vollstrecke, und die Erinnerung keiner Schuld mein Herz drückt — wie wohl thut mir der Gedanke: Gott ist mit mir! Er, mein Vater, mein Freund, mein Schöpfer, schwebt unsichtbar, wo ich bin. Ich schlafe oder wache, es ist in seiner Nähe, in seinem Schutze. Wenn ich in meinem Berufe einen schweren Gang zu thun habe, und mich meine Kräfte fast verlassen wollen: dann erhebt mich das Bewußtsein, daß ich nicht allein gehe, der Vater ist mit mir. — Und bin ich getrennt von meinen Geliebten; gedenke ich ihrer traurig in der Ferne; wollen sich Furcht und Bangigkeit für sie meines

Herzens bem'chtigen: so strömt die Erinnerung an Gottes Al.. genwart eine himmlische Ruhe in mein Herz. Warum betrübst du dich über die Entfernten? Der Vater ist bei ihnen. Er wacht freundlich über sie. Wird der Allmächtige sie nicht besser schützen vor jedem Unfall, als du es könntest? Sind sie ihm nicht so lieb und theuer, als dir? Warum trauerst du über ihre Entfernung von dir? Deine Gedanken sind bei ihnen; ihr Geist ist jetzt vielleicht bei dir; aber zwischen ihnen und dir steht, nicht trennend, sondern vereinend, der allgegenwärtige Vater.

Und wer in Noth ist um seines Lebens Unterhalt, wen die Sorge der Armuth drückt, ach, der vergesse nicht, daß er ihm nahe ist, der Millionen zu ernähren weiß, daß er seine Seufzer vernimmt, der das Geschrei der Raben hört, und auch dem geringsten Wurm die Nahrung reicht.

Wenn dich deine Brüder verlassen, und Menschen sich deiner nicht annehmen mögen; wenn der Neid der Bösen dich verwundet, und Lästerzungen einen flüchtigen Sieg über deine Ehre davon tragen — warum lächelst du nicht, statt mißvergnügt zu grollen? — Der Allgegenwärtige ist deiner Unschuld Zeuge, er, der große Sachwalter deiner Rechtschaffenheit, welche verkannt wird. Der Allwissende kennt dein Herz und das Herz derer, die dich verfolgen. Der Allweise kennt und ruft die Stunde, da du herrlich und gerechtfertigt hervortreten wirst.

Menschen sehen nur deine Thaten, und beur-

theilen nur den Schein derselben; er aber sieht deinen guten, ernsten Willen, und weiß, wie weit deine Kräfte reichen. — Die Liebe, die du deinem Vaterlande, deinen Freunden und Feinden im Verborgenen übst; das Gute, was du, unbemerkt von aller Menschen Augen, im Stillen begehst: es geschieht in der Gegenwart des höchsten Gottes, des Seelenrichters, des Vergelters der Tugend.

Treuer Hausvater, er kennt die Kümmernisse, die dir den Schlummer in der Nacht vom Auge stehlen; warum vertraust du nicht dem, der dir allein helfen kann, der dir stets nahe ist, in dessen Armen du ruhst? — Zärtliche Mutter, er sieht deinen Schmerz um das kranke, leidende Kind, und den noch größern um das ungerathene. — Und du, Verzagter, der mit ängstlichen Blicken in die düstere Zukunft hinausstarrt, und bei sich spricht: wie wird es mit mir noch werden? oder wie kann es den Meinigen ergehen? — hast du des Allgegenwärtigen vergessen, der in der Zukunft wie in der Vergangenheit wohnt; der dein gedachte, als du sein nicht gedachtest? — Betender, du streckst die Hände gen Himmel empor, dein Mund stammelt leise Wünsche zum Geber alles Guten; aber deine Seele denkt: wird er sie vernehmen? hört er meine Seufzer? Er hört diesen Seufzer, er sieht diesen Gedanken deiner Seele; denn er, zu dem du gen Himmel rufst, er ist dir nahe in deinem Zimmer, in deiner einsamen Kammer; er berührt, er umfängt dich!

Die Allgegenwart Gottes heiliget die ganze

Erde, macht jede Stelle derselben zu seinem Altar, und Alles zu seinem Tempel. Durch die Allgegenwart Gottes ist schon hienieden ein Himmel, in welchem auch der Unglückliche sich froh erheben, der Zweifelnde heiteres Vertrauen, der Verzagte Muth und Trost fassen kann; in welchem nur der Sünder zittert, und zittern muß, weil er in diesem Tempel und Heiligthum ein Fremdling, ein Geächteter ist.

Ach, mein Gott, daß ich nie ein Fremdling sei in Deinem großen Hause! — Mein Gott und mein Vater, daß ich ewig Dein Kind, du ewig mein Vater sein möchtest! — Ist meine Kindschaft zu Dir nicht zerissen, bin ich nicht aus Deiner Gnade verloren, was habe ich dann zu befürchten? Und was ist's, was mich von Dir, du Allgegenwärtiger, scheiden könnte? — Nichts, als die Sünde; denn nur das Unheilige besteht nicht vor Dir, und in Dir, o du Allerheiligster!

Ja, Du bist Gott! Bist mir Gott und nahe im Sturme, im Tode, im Grabe, in der Ewigkeit! Durch Dich ist aller Raum verbunden, und sind Jahrhunderte nur Augenblicke. Mein irdischer Lebensraum und mein ewiges Dasein dort ist ein Ewiges, nichts Getrenntes, ist ein Leben. Das Wegsterben meines Leibes ist nur Annäherung im Zeitraum der Verklärung, mein Tod nur eine Befreiung des unsterblichen Geistes vom Staube zur Erde.

O mein Vater, wie viel Seligkeit fließt aus

dem Gedanken an Deine Allgegenwart! Ihrer immer eingedenk, laß mich vor deinen Augen in Unschuld und Gerechtigkeit wandeln, denken, beten! Amen.

XXX.

Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn.

Joh. 14, 19.

Ja, Jesus lebt! Viel tausend Herzen
Empfanden in den bängsten Schmerzen
Den hohen Trost, daß Jesus lebt!
Drum will ich fürder mit Vertrauen
Empor zu Gott, dem Ew'gen, schauen,
Wo Jesus, mein Erlöser, lebt.

Und nichts soll mein Vertrauen schwächen,
Nichts, nichts soll meinen Glauben brechen,
Denn Jesus lebt — mit ihm auch ich!
Mein Heiland, ja, in jenen Höhen
Wird Dich entzückt mein Auge sehen — —
Mit Seligkeit belohnst Du mich!

Wohin seid ihr, schöne Blüthentage meiner Kindheit? wohin, ihr angenehmen Träume meiner Jugend? wohin, ihr meine ersten Gespielen, mit denen ich fröhlich und erwartungsvoll in das junge Leben hineinhüpfte? — Ach, ich war da-

mals so glücklich, so harmlos: warum konnte ichs denn nicht immer bleiben! Selbst meine kleinen Sorgen, Leiden und Schmerzen waren so flüchtig damals, so bald vergessen. Ich tändelte in den Träumen meines Lebensmorgens, wie in einem Himmel. Ich war so reich, denn ich kannte keine Bedürfnisse, und eine weite, glänzende Zukunft lag vor mir ausgebreitet, die ich mit den Bildern meiner Einbildungskraft ausschmückte.

Und was mir als Kind eine Zukunft hieß, das heißt mir jetzt schon Vergangenheit. Ich stehe da, schon weit vorgerückt in meiner Lebensbahn. Ach, vielleicht — wer kann es wissen? — ist davon mehr als die Hälfte zurückgelegt. Und was habe ich denn nun während meines ganzen Lebens errungen? Wie weit habe ichs denn endlich gebracht? Wie gering ist zuletzt das, was ich erhielt, gegen das, was ich erwartete! Warum konnte es nicht immer so bleiben, wie es einst mit mir war?

Wohin sind meine Gespielen, mit denen ich des Lebens erste Freude getheilt habe? Sie sind erwachsen, und anders geworden, als ich dachte. Viele sind fern von mir, und gedenken meiner nicht mehr; viele schlafen seit Jahren und Tagen schon im Arm des Todes und der Verwesung, wo auch ich einst schlafen gehen soll. Andere leben wohl noch in meiner Nähe; aber ihr Geschmack, ihre Denkart, ihr Stand, ihre Umstände, ihre Beschäftigungen sind so verschieden von den meinigen, daß wir gegen einander jetzt wie Fremd-

linge stehen. Nein, es sind nicht mehr dieselben, mit denen ich einst so heiter beisammenlebte; es ist nicht mehr die Welt, die ich sonst genoß, mit vollem, entzücktem Herzen. Sie glänzt meinem Auge nicht mehr mit jenen frischen Farben entgegen, wie sonst, und alle Herrlichkeit, alle Pracht, alle Feste können mein Herz nicht so innig erfreuen und beleben, wie ehemals, wo Kleinigkeiten, werthlose Geschenke, unbedeutende Ueberraschungen mich auf den Gipfel des Vergnügens erhöhten.

Ich hatte auch Freunde und Freundinnen. Ich stand nicht ganz einsam. Ich ward geliebt; zärtlich, ohne Eigennutz, ohne Nebenabsicht geliebt, von Herz zu Herz. Seligkeitvolle Tage, Augenblicke der Liebe, die den Werth mancher einsamer Jahre aufwogen, ihr seid nicht mehr! Nur im bleichen Schatten der Erinnerung wanket ihr meiner trauernden Seele nach. O Freunde meiner frühern Zeit, wohin seid ihr verschwunden? Wo erreicht euch die Stimme meiner treuen Sehnsucht? Wo sucht euch mein thränenvoller Blick? Ich rufe vergebens eure mir ewig theuern Namen; ich erneuere vergebens meinem Herzen euer Bildniß, eure Verheißungen, eure liebkosenden Worte, eure Schwüre. Wir sind geschieden, — Was nicht Jahre, was nicht Verhältnisse, was nicht veränderliche Gesinnungen, was nicht Zufälle von mir rissen, ach, das trennte das Grab von mir! — Ihr seid dahin; ich muß ohne euch mein Leben vollenden. War es auch

der Mühe werth, daß wir uns für den Augenblick fanden? Wie schnell welkten die Rosen ab, und nur die Dornen blieben zurück!

Gern gedenke ich euer, o ihr geliebten Todten! Engel einer bessern Welt, die mir im Leben nur für eine kurze Zeit erschienen, um es verschönern zu helfen! Eure Freundschaft zu mir ging mit euch ins Grab, und meine Wehmuth folgte euch nicht hinab. Sie bleibt mir, bis ich im Schoose der Erde neben euch schlummere.

Und alle meine Erwartungen, meine Hoffnungen von dem Leben — was ist aus ihnen geworden? Mit großen Anstrengungen habe ich gearbeitet, und mit manchen schweren Aufopferungen habe ich gesucht emporzusteigen. Ich lag oft in der Mitte von Gefahren, aber die Hoffnung des Bessern richtete mich auf: ich verging oft in Sorge und Angst, aber ich dachte, eine bessere Zeit werde kommen. Ich hatte mein Ziel erkoren; dafür ward mir keine Arbeit zu mühsam, keine Last zu beschwerlich, keine Noth zu bitter. Und jetzt? Ich stehe an meinem Ziele; aber es ist nicht das, wohin ich strebte. Stürme verschlugen mich aus der ersten, auserwählten Bahn. Ich mußte ergreifen, nicht was ich wollte, sondern was ich mußte. Ich ward nie Herr meines Schicksals, sondern das Schicksal warf mir mein Loos zu. Ich sehe mich am Ende von manchen Täuschungen oft seliger, als nachher in der kalten, unfreundlichen Wirklichkeit.

So muß ich denn von den schönsten Träu-

men meiner Jugend Abschied nehmen; so muß ich denn meine frühern Erwartungen alle fahren lassen. Ich habe mein Loos auf Erden empfangen. Ich muß es behalten, und darf und kann nicht dagegen streiten. Ich sehe ungefähr voraus, wie durch einen Schleier, wie es mit mir bis an mein Lebensende gehen werde. Es wird, wenn nicht schreckliche Stürme mich und meine Verhältnisse zerstören, in diesem stillen Einerlei verbleiben. Ich gehe vom Schmerz zur Lust, von der Lust zum Schmerz, bis beides endet, und dann bin ich vergangen! Ich bin gewesen. Die letzte Schaufel Erde auf meinem Grabhügel bedeckt mich für die Welt auf ewig. Vielleicht nennt ein guter Mensch noch meinen Namen unter Freunden manches Jahr nach meinem Tode. Aber er stirbt. Dann bin ich vergessen. Niemand in Zukunft weiß mehr, daß auch ich einst da war, daß auch ich einst unter den Lebenden wandelte. Mein Staub verweht. Der Erdball mit aller seiner Pracht ist eine vieltausendjährige Ruine, vom Staube vieler Millionen Wesen bedeckt; und was da lebt, ergötzt sich noch an dem Grün, welches über dem ungeheuern Denkmal allgemeiner Vergänglichkeit hervorsproßt.

Und wenn ich einst vollendet habe — nicht mehr bin: war es der Mühe werth, daß ich auf Erden lebte? Was half mein Dasein? Wozu die Sorgen, die Plagen, die Täuschungen alle, und

die fruchtlosen Arbeiten, Thränen und Wünsche? Sie sind so gut, wie nie geschehen.

Gedanke der allgemeinen Vergänglichkeit, Gedanke meines eigenen Vergehens und Verschwindens, wie entsetzlich ergreifst du meine Seele! — Sie sieht in diesem Lebenslauf ein zweckloses Athmen, ein zweckloses Dichten und Trachten; ein Bruchstück, ohne Anfang, ohne Ende; einen quälenden, sinnlichen Traum; eine Schöpfung ohne Absicht; ein Beginnen und Streben mit unerfüllten Wünschen; ein Schauspiel ohne Plan, ohne Hoheit, ohne Wohlthat.

Ja, das Leben ist ein zielloses Streben, ein eitler Taumel zwischen Schmerz und Freude, eine Gaukelei von nichtigen Wünschen — es ist ein Nichts — nicht werth, gelebt zu sein, wenn es sich nicht an die Ewigkeit anschlösse, wenn die Erde sich nicht über uns mit dem Himmel verbände, wenn nicht Jesus, mein Erlöser, lebte, wenn Gott mir nicht durch den ewigen Sohn geworden wäre.

Aber die Ewigkeit der Seele ist; und nur den Leichnam und was ihn rührt, verschlingt die Vergänglichkeit! Aber die Erde ist über uns mit dem unendlichen Himmel zusammengeknüpft, daß sie nicht geschieden werden mag von ihm. Aber Jesus, mein Erlöser, lebt, und der Gott des uferlosen Weltalls ist mein Gott, mein Erbarmer, mein Vater!

Ja, ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und es kommt die Stunde, daß die Todten werden

die Stimme des Sohnes Gottes hören: und die sie hören werden, die werden leben. (Joh. 5, 25.)

So traurig, zwecklos und eitel mir meine Tage erscheinen, wenn ich mich mir selbst überlassen fühle, und ohne die Hand der Religion wandle: so lichtvoll, planmäßig, hell geordnet erscheint mir das Leben unter den Strahlen der Religion, die darauf fallen. Da wird die Finsterniß heiter; die Räthsel lösen sich; die Vergänglichkeit schwindet; ich sehe mich ewig in dem Ewigen, und nichts mehr als das Werk des Ohngefährs, sondern Alles als das Werk des großen Weltordners, des Unbegreiflichen, des Allgütigen!

Eine Welt ohne Religion, ohne Jesus, ohne Gott, ist Hölle, ist entsetzliche Verwirrung und Wehehaus der Verzweiflung. Die Welt, bestrahlt vom Licht des Glaubens, beseligt durch Jesu Wort, erwärmt, belebt durch der Gottheit Athem und unaussprechliche Liebe, ist im Himmel, ist eine einzige große Harmonie, worin nichts vergebens geschah.

Siehe auf zu dem Herrn, zum Schöpfer des Weltalls, zum Gebieter der Unendlichkeit — und dein Leben, o meine Seele, ist kein Räthsel mehr, und ist nicht ohne erhabenen Zweck! Auch der Säugling, welcher bald nach der Geburt wieder unter den Thränen der Mutter an ihrem Busen stirbt, hat nun nicht vergebens geathmet und gelebt. Alles ist durch die Hand des Allerweisesten mit Allem aufs Innigste verbunden. In seinem

grenzenlosen Reiche ist Alles mit Allem verbrüdert; und die Erdenwelt, als Stern unter den übrigen Sternenwelten, gehört mit den Gestirnen und Sonnen, die sie sieht, auch den im unendlichen, fernen Raum wohnenden Weltkörpern an, die nie ein sterbliches Auge sah, und sehen wird, und die sich dort um unbekannte Sonnen schwingen.

Siehe auf zum Herrn, o meine Seele! Warum bist du betrübt über das, was du verloren? Warum beweinest du die verschwundenen Freuden des kindlichen Alters? Ach, bist du nicht ein Kind, indem du sie beweinst? — Wie sehntest du dich doch umsonst nach den Annehmlichkeiten des spätern, reifern Alters! Wie ungeduldig erwartetest du die Tage, in welchen du der Zuchtruthe entwachsen sein, und mit eigener Hand dein Wohl und Weh bauen würdest! Du hast es, und jetzt verlangst du nach den Unvollkommenheiten deiner Kinderwelt zurück! — Was folgt daraus? In dir war, da du noch durch deine Jugendstunden hüpftest, schon Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, und du empfandest wohl, daß es dir nicht im unreifen Stande der Kindheit werden könne. Darum erwartetest du mit Begierde den Tag der Reife. Du nahmst an Jahren zu, aber dein Durst nach dem unbekannten Etwas war nicht gelöscht. Du bist jetzt in dem Lebensalter, wo du, was du nicht zu nennen wußtest, zu finden hofftest, und hast es noch nicht gefunden. Du suchst eine Harmlosigkeit, ein Glück voll ewiger Dauer

Du suchst das Unbekannte, und kannst es nicht nennen; du suchst es in der Freundschaft, im Wohlstand, im Ansehen, im genußvollen Leben, und Alles ist eitel. Du findest es dort nicht. Mißvergnügt wünschest du dich in den freundlichen Morgen deines Lebens zurück; und würde dein Wunsch dir gewährt, würdest du wieder Kind: o du würdest wieder voll gleicher Begierde, bald die reifern Jahre zu erleben.

Und wohin deuten diese Widersprüche? — Ach, sie deuten auf deine Thorheit, daß du das unbekannte Heil hartnäckig in Dingen suchest, die an sich selbst keine Dauer haben. Sie weisen dich auf andere Bahnen hin! Sie sagen dir: Sterblicher, du sehnst dich nach ungetrübter Seligkeit für deine Seele, aber du suchst sie in Dingen, die höchstens nur deinem Irdischen, deinem Körper, deinem sinnlichen Herzen wohlthun. Du schmachtest nach etwas Unvergänglichem, und umarmst nur das Vergängliche!

Siehe auf zum Herrn, dort bei ihm ist Unvergänglichkeit! Nicht hier, in diesem Traum von einigen Jahren, nein, in der Ewigkeit ist dein Lebenslauf! Nicht im flüchtigen Reichthum, nicht im zärtlichen Umgang mit Sterblichen, nicht im vorübergehenden Glanz weltlichen Ruhms, irdischen Ansehens suche eine Wollust ohne Wechsel, sondern in der Heiligkeit deines Sinnes, in der Vollendung deiner Seele durch Tugenden. Hast du diese höhere Bahn schon jemals betreten? Hast du auf diesem Pfade schon das Unbekannte

gesucht, nach welchem du schmachtest? Nicht die Welt gewährt es dir, sondern die Religion.

Siehe auf zum Herrn! — Warum weinst du über das Verlorne, und strebst nicht nach dem, was nie verloren werden kann? Warum trauerst du am Grabe deiner Lieben, und gedenkst nicht dessen, bei dem sie leben, ewig leben werden? Deine Seufzer erwecken ihren Staub nicht wieder, aber ihre Seelen lächeln deiner Unwissenheit und deiner eiteln Thränen, und harren deiner Ankunft im Reiche der Vollendung! Weine nicht über den Staub, der dir entrissen ward: er war nur ein geliehenes Gut. Dir gehört auf Erden nichts, als du dir selbst, als Gott und die Ewigkeit. Ich lebe, und ihr sollt auch leben, sprach der Erlöser (Joh. 14, 19). Die weinende Maria tröstete er mit den Worten: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er gleich stürbe. (Joh. 11, 25.) Diese Worte sollen auch deine Thränen trocknen; und sie werden es, wenn du nur Glauben hast.

Siehe auf zum Herrn, Lebensmüder, Tiefgebeugter! Dort ist Trost, wenn ihn die ganze Welt dir entzieht. Diese Unglücksfälle, die dich niederschlagen, — diese Ereignisse, in denen alle deine Hoffnungen verderben, — diese Schmerzen, die dich lähmen — sie sind nur himmlische Mahnungen an dein verwöhntes Herz, nicht dem Irdischen, nicht dem Unbeständigen zu ..en, sondern dein ganzes Gemüth auf das

Wahre, das Ewige, das Göttliche hinzuwenden. Siehe mit Vertrauen auf zum Vater; er ists, dessen Hand dir diese Trübsale sendet, daß du weiser werdest; daß du den Werth dieser Welt und ihrer wankelhaften Güter besser kennen lernest; daß du in ihnen nicht deine vornehme Hoffnung gründest, sondern sie nur als Mittel zu nützlichen Dingen, als Werkzeuge deiner Tugend, als Erholung und Ermunterung auf deiner Laufbahn zur Ewigkeit benutzest. Hinweg die Sorge, hinweg die Angst, hinweg die Thräne, wenn noch Religion eine Wirkung über dein Herz vermag, und blicke empor zum allwissenden Vater, der deine Leiden, deine verborgensten Schmerzen kennt. Er weiß besser, als du, was zur Veredlung deines Geistes heilsam ist; er kennt auch die Stunde, die dich wieder beseligen soll.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! sprach Hiob, der Dulder, in der Fülle seines Kummers. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, so soll auch der Christ mit Freudigkeit sprechen. Denn Jesus ist's, der ihm den höchsten Trost gewährt; Jesus ist's, der ihn mit Gott verband; Jesus ist's, der ihn durch Ewigkeit und Leben zum Heil führt.

Siehe auf zum Herrn, Ungenügsamer, dem alles das mannigfaltige Gute noch nicht genug ist, das ihm durch Gottes Vorsehung und Segen zu Theil ward. Der Gedanke an Gottes Weisheit, an seine über Alles waltende Güte, wird dich mehr mit dir selbst und mit dem zufrieden stellen, was du hast, als jeder andere Beruhi-

gungsgrund. Mit dem Blick des Glaubens zum Himmel verliert sich die bange Sorge um das Irdische, und Beschämung der Seele tritt an die Stelle der Unzufriedenheit. Du hast nicht Alles erlangt, was du begehrtest, aber unendlich mehr, als du verdientest. Denn was hattest du ihm zuvor gegeben, daß er dir wiedergeben sollte? Oder wodurch hättest du, Eitler, vor vielen deiner Mitmenschen Vorzüge, daß er dich höher begünstige, als sie?

Oder stammt die Unzufriedenheit mit deinem Leben, mit deinem Stande, mit deinem Vermögen, mit der Zahl der Freunde nur aus kleinlichem Stolz und Ehrgeiz her? Möchtest du nur, Andern zum Trotz oder Verdruß, in Ansehen, Macht und Reichthum wachsen? Oder bist du mißvergnügt, weil du dich von Andern übertroffen siehst, denen du gern gleichstehen möchtest? — O Elender, Schwacher, so bist du würdig, noch tiefer zu sinken, um des Frevels willen, den du an Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit zu üben wagst, so bist du nicht würdig des Guten, das seine Liebe dir gewährte, da du, Blödsinniger, die Allmacht selbst zur Dienerin deiner hochmüthigen Entwürfe und Wünsche verwandeln möchtest. Dir gebührt kein wahres Glück, weil du es noch nicht zu geniessen verstehst, und dasjenige, was dir durch Gottes Segen ward, mit Füßen trittst, um desjenigen willen, was seine Allweisheit dir verweigert. Lästere nicht dies Leben, es sei ein elendes, alltägliches Dasein, nicht werth, ge-

lebt zu sein; sondern schilt deine Thorheit, deinen Wahnsinn, die deine Stunden verbittern, deine Freuden verscheuchen. Bekämpfe nicht eingebildete Hindernisse deines vermeintlichen Glücks — nein, dich selbst und deine Leidenschaft.

Blicke auf zum Herrn und zum Himmel, wo der Alliebende, der Allvergelter wohnt. Von daher strömt jener stille Frieden, jene göttliche, unveränderliche Heiterkeit in das ruhige Herz, nach der es sich sehnt. Wer nicht auch unter dem größten Wechsel seiner Schicksale glücklich sein kann, wer nicht durch Licht und Finsterniß mit gleichem frohem Muthe wallen kann: o der ist noch ohne Glauben, ohne Vertrauen zu Gott und seiner heiligen Vorsehung; o in dem ist noch Jesu heiliger Geist nicht mächtig geworden; der kennt noch seine eigene, hohe Bestimmung nicht, und ist ein irdisches Wesen, nur in irdischen Dingen versunken. Er muß die schmerzvollen Dornen des Lebens fühlen, daß er von der Unzugänglichkeit dessen überzeugt werde, was hienieden ist; daß er aufschauen lerne zum Herrn, von dem allein alles Gute kommt: daß er in Jesu seinen Freund, seinen Beseliger, seinen Erlöser, und in der Ewigkeit seine Heimath erkenne.

Jesus, mein Erlöser, lebt! Mit ihm auch ich! mit ihm Alle, die Gott mir nahm! — Er lebt, lebt ewig, und mit ihm werde auch ich ewig leben! Auch ich spreche, wie er auf Erden sprach: Unser Schatz ist im Himmel, und sein Reich ist nicht von dieser vergänglichen Welt!

Ja, ich will emporschauen, Vater im Himmel, zu Dir, wenn mich hienieden Schmerzen bedecken. Empor will ich zu Dir schauen aus der Nacht meiner Sorgen, aus den Labyrinthen meiner Erdenbahn, und ich werde wieder Frieden finden. Meine Seele wird sich in dem Gedanken an Dich läutern und heiligen. Sie wird von Dir nicht wieder zurückblicken auf die Welt und dies Leben, ohne darin Ordnung, Plan und Harmonie zu bewundern. Sie wird sich mit sich selbst und ihrem Dasein versöhnen, indem sie erkennt, daß doch Alles unterm Himmel nur Weg, nur Mittel zum Ewigen ist; daß Alles, Reichthum uud Macht, Kenntniß und Würden, und was der Mensch schön und vortrefflich nennt, nur Werkzeug der Tugend sein soll; daß aber Armuth und Niedrigkeit, Verachtung und Schmerzen eben so gute Werkzeuge zur Verherrlichung unserer Seele sind.

Und wenn mich das Leiden übermannen, die Sorge erdrücken will — dann, Vater, dann will ich glaubensvoll zu Dir aufschauen, und ich werde Trost finden! Und ich will Deines Sohnes, meines Erlösers, gedenken, wie er vom Kreuze zu Dir emporblickte und Trost fand. Er lebt, auch ich werde leben! Auch ich werde überwinden, wie er Welt und Tod überwand. Ach, alles Leiden, alles Ungemach dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die Du uns bereitest, zu der Du uns erwählt hast.

Auch verachtet, auch geschmäht von Andern,

auch in der Dürftigkeit, auch in der Krankheit Schmerzensstunden, will ich freudig zu Dir aufsehen, mein Vater! Und wie der ewige Sohn, gebe ich einst auch meinen Geist in Deine Hände. Amen.

XXXI.

Christus ist mein Leben.

Gal. 2, 20.

Mein Jesus sprach: Sie sollen leben!
Ich will, daß, wo ich bin, die sei'n,
Du, Vater, mir von Dir gegeben,
Sich meiner hier im Glauben freu'n,
Einst dort, wie schon im Glauben hier,
Auch in der Herrlichkeit mit mir!

Was acht' ich, Thoren, eures Spottes,
Wenn ich durch Eines Geist und Sinn
Vereinigt mit den Kindern Gottes,
Der Erde höh'rer Wonne bin!
In Jesu lebend bin ich reich,
Werd' ich dem Vater droben gleich.

Was wollen diese Worte sagen: Christus ist mein Leben? Der Schwärmer überläßt sich bei denselben einem Strom dunkeler Empfindungen; und der, welcher sich mit einer gewissen Aufklärung brüsten zu können glaubt, lächelt mitleidig oder verächtlich des schönen Gedankens, und ahnet eben so wenig, als der Schwärmer,

den tiefen beseligenden Sinn derselben, durch welchen wir erst auf Erden dasjenige sind und werden können, was wir sein sollen; sein sollen in unsern Beziehungen zu dem Allerhöchsten, Unbegreiflichen, der uns zum Dasein rief; sein sollen in unsern Beziehungen auf das heilige Weltall Gottes, das heißt, auf die Ewigkeit: denn diese beiden sind Eins.

Christus ist mein Leben! Dieser Ausdruck fordert uns zu keiner sinnlichen Liebe gegen Jesum auf, daß wir ihm mit jener gemüthlichen Zuneigung ergeben sein sollen, wie man etwa irdischen Freunden anhängt; wie die Braut den Bräutigam, wie das Kind den Vater, wie der Bruder den Bruder liebt. In Jesu leben kann und soll nichts Sinnliches sein. Denn wir haben Jesum nicht mehr irdisch vorhanden. Auch ist es nicht sein irdisches Wesen, was an ihm das Allerheiligste und Göttlichste für uns war; sondern sein Geist war es allein! der Geist Gottes in ihm, welcher sich durch ihn der Menschheit aller Weltalter offenbart hat.

In Jesu leben heißt also: in seinem Geiste leben. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein! sagt die heilige Schrift. (Röm. 8, 2.)

In Jesu leben heißt, in seinem Geiste leben; heißt, so innig mit seiner erhabenen, einzig wahren Denkart vermählt sein, daß seine Ansichten der Welt, seine Ansichten von der menschlichen Bestimmung diesseits und jenseits der To-

desstunde auch vollkommen die unserigen geworden sind, also, daß Christus gleichsam in uns lebt, daß Christi Geist gleichsam der unserige geworden.

Wie Wenige verstehen den großen Sinn, welchen die Worte umhüllen! Wie Wenige können es mit Paulus aussprechen: Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir! Denn was ich jetzt lebe im Fleische, das lebe ich in dem Glauben (das heißt in der Denkart, in der Lehre, im heiligen Sinn) des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, und sich selbst für mich dargegeben. (Gal. 2, 20.)

Christus ist mein Leben! Ich athme gleichsam in seinem Wesen; ich verschmähe die gewöhnlichen Vorstellungen von der Welt, und habe seine Vorstellungen; ich erhebe mich mit meiner Seele zu der gleichen Höhe der Ansichten, auf welcher er sich befand, und zu welcher er uns emporzog durch sein wahrhaft himmlisches Wort.

Wer aber Christi Geist hat, in dem wohnt das Göttliche; vor dessen Blicken zerfliessen die Nebelgestalten irdischer Täuschungen; der unterscheidet das Alleinwesentliche vom sinnlichen Schein; der findet keine Widersprüche mehr in den Schicksalen seines Lebens, sondern alle Finsternisse darin klären sich ihm wunderbar auf; er sieht im Dasein hier und dort nur ein einziges Sein; der kann nicht unglücklich werden, und der Schmerz, welcher ihn oft als Mensch überwältigen mag, läßt seinen Geist unangetastet; der kann mit der freudigen Tu-

gend wandeln, wie Christus; der kann mit der göttlichen Heiterkeit sterben, wie Christus.

Wie aber ist dies möglich? Vermag dies ein Sterblicher? — Wohl vermag er es; denn besser, als du, wußte der göttliche Weise, was ein erhabener Mensch vermag. Er vermag es, wenn ein großer Wille ihn belebt, und er nicht so ganz tief im Schlamme seiner noch thierischen, sinnlichen Natur untergegangen ist, daß der Gedanke an das Höhere ihm so unnatürlich geworden ist, wie jedem andern Thier. Er vermag es, und wenn nicht früher, doch gewiß dann, wenn irgend ein schweres Schicksal über ihn ergangen ist, und ihm mit schrecklich-ernster Stimme gepredigt hat die Nichtigkeit der Erdenfreuden und alle jene Wahrheiten, die ihm längst eingeleuchtet haben würden, hätte er in Jesu Geist zu denken und zu leben verstanden.

Jesus sah in Gott nicht einen Gott des jüdischen Volkes, sondern den Gott der Unendlichkeit, und den Vater, welcher mit unendlicher Liebe alle seine Schöpfungen umfängt.

Hast du auch dir deinen Gott immerdar in dieser Größe und Hoheit gedacht? — Freilich betetest auch du oft zu ihm als zu deinem Vater: aber du hingest an ihm, als wäre er nur dein Vater, nur der Beschützer deiner Familie, deines Wohnortes. Daß er auch der Vater aller andern Geschöpfe sei, daran dachtest du nur dunkel. Wie hättest du sonst oft Dinge von ihm bitten können, welche dir zwar zum irdischen Ge-

winn, Andern aber zum großen Schaden gereichen konnten? Wie hättest du zu ihm beten, und doch von deinem Gebete das Wohlsein aller übrigen Wesen ausschliessen können? Wie hättest du zu dem heiligsten, liebevollsten Geiste beten, und andere Menschen oft um Kleinigkeiten, oft nur aus Habsucht, Neid oder Hochmuth, hassen können in derselben Zeit?

So betete Christus nicht. Er sprach: Unser Vater! Er verehrte ihn als den Gott aller Erschaffenen ohne Ausnahme, der eben so sehr Vater des geringsten, als des vorzüglichsten Menschen ist; der sowohl für das Wohl der Einzelnen sorgt (alle Haare auf euerm Haupte sind gezählet!) als für das Wohl des ganzen Weltalls. Der Du bist in den Himmeln, das heißt, in der Unendlichkeit dessen, was ist. Welche Schicksale mir demnach auch widerfahren mögen: sie sind mir widerfahren mit Wissen und Leitung des Allliebenden; sie sind in genauer Verbindung mit der Ordnung und Seligkeit des großen Ganzen, welches ich nicht unterscheiden kann. Mein körperliches Leiden, meine irdischen Unglücksfälle sind nur Mittel zu höhern Zwecken in der Verkettung der göttlichen Schöpfungen.

Hast du nun wirklich in Jesu Sinn und Denkart Gott geliebt, verehrt und erkannt, so frage dich nur selbst: Warum hassest du in deinem Herzen diejenigen, welche eines andern Glaubens und einer andern Kirche sind, als du bist? — Gott aber ist nicht nur dein Gott, sondern eben so sehr

ist er auch der Gott der Juden, Heiden und aller Religionsparteien. Willst du mehr thun, als er? — weiser und heiliger sein, als er? Oder warum hassest du einen deiner miterschaffenen Menschen, weil dir seine Denkart mißfällt? — Gott haßt Niemanden, sondern er hat Erbarmen für Alle, und sucht sie zur Besserung zu leiten.

Jesus sah die Ewigkeit als seine und unsere Heimath an, als das große Vaterhaus, welches viele Wohnungen hat. (Joh. 14, 2.) Dahin kehrte er zurück; da, wo er sein würde, wollte er, daß auch die wären, die ihm Gott gegeben, damit sie Alle mit ihm und Gott vereinigt wären. (Joh. 17, 24.)

Willst du nun in Jesu Geist leben: so nimm diese allein wahre, erhabene Vorstellung von deiner und unser Aller Bestimmung in dir auf. Bilde dir nicht ein, diese Erde, welche du bewohnst, und die nur der vergängliche Schauplatz deines vergänglichen Erdenlebens ist, sei dein Vaterland; erkenne, daß du hier ein Fremdling und Pilger bist. Bilde dir nicht ein, daß diese Erde und dies Leben die Hauptsache für deinen Geist sei — nein, so weit dein Auge durch die Millionen Sterne dringt, so weit aus unaussprechlichen Fernen der Glanz von fremden Welten strahlt — und endlich weiter noch; denn wir sehen hienieden nur den kleinsten Theil des Weltalls — überall ist Gottes, unsers Vaters, Haus.

Hast du aber Jesu Denkart: warum hängst du mit solcher Innigkeit an diesem Staube der Erde,

als wenn sonst nirgend Gottes Haus wäre? Warum bebst du vor dem Tode, als wenn die Entfesselung deines Geistes aus den Banden deines Leibes ein Weggehen und Verschwinden desselben aus dem großen Hause des Vaters wäre? Warum jammerst du untröstlich über dem Leichnam deiner Geliebten, als wenn sie nun mit den geringen Freuden des Hierseins Alles verloren hätten? Sind sie denn nicht immer noch in dem Hause deines Vaters, auch wenn sie nicht mehr bei dir sind? Kennst du die Wonnen, welche er ihnen in andern Wohnungen bereitet hat? Oder hältst du dich für zärtlichliebender und erbarmenvoller, als der Allerbarmer, der Alliebende ist, der sie und dich schon liebend bedachte, ehe ihr waret?

Und wenn dies Weltall das Haus Gottes, unsers Vaters, ist: warum klagst du über die Schmerzen der Trennung, welche der Tod verursacht? Ist es denn Trennung, wenn wir im väterlichen Hause beisammen bleiben? Ist denn dieses Voneinanderlassen im Tode mehr, als wenn dein Geliebter eine Reise zu andern Geliebten gethan hätte? Gehört er dir nicht noch immer im Hause des Vaters? Bist du nicht noch immer der Seine?

Jesus sah in allen erschaffenen Geistern seine Brüder, im ganzen menschlichen Geschlechte seine Verwandtschaft. Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.) Er betrachtete also nicht die flüchtige,

kurzdauernde Blutsverwandtschaft auf Erden als die wahre Verwandtschaft; sondern die Aehnlichkeit und Verbindung aller Geister untereinander zu Gott. Er kam daher auch nicht, um uns als irdische Wesen zu beglücken, sondern als Geister. Durch seine Lehre wollte er uns keinen häuslichen Wohlstand, keine Bequemlichkeiten, keinen Ruhm unter dem Volke geben — er dachte nicht an unsere Leiber, sondern an das Alleinwesentliche in uns, an das Unsterbliche, was den Leib für einige Zeit beseelt. Er arbeitete nicht für ein Erdenreich, sondern für ein Himmelreich, das heißt, für die Beseligung derjenigen Geister im Weltall, welche nach dem Willen des ewigen Schöpfers auf Erden, von Menschengestalt umfangen, wandeln würden. Was nicht Geist war, achtete er geringer. Er verschmähte es nicht, aber legte ihm keinen Werth bei, der zu hoch gewesen wäre. Er trauerte, wenn er sah, wie die Menschen Alles für ihre Leiber, für ihre Bequemlichkeiten thaten, und fast nichts für das unsterbliche, sich selbst bewußte Etwas in ihnen. Unzähligemal und auf mancherlei Weise rief er ihnen zu: Ihr seid nicht geschaffen für Wohlthaten und Tand, sondern für euch selbst, das heißt, für die Verherrlichung eures Geistes! Ihr seid nicht geschaffen, um das Unvergängliche in euch aufzuopfern für das Vergängliche ausser euch! Ihr seid nicht geschaffen für Pracht und Schmuck, für Ehrenstellen, für Geld und Gut, für Ansehen und Macht: sondern diese Mittel sind für euch geschaffen, auf daß ihr euch

derselben zu den Absichten Gottes, zur Veredlung eures Gemüthes, zur Beglückung Aller, die euch umgeben, bedienen sollet. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und Schaden nähme an seiner Seele? Darum lebet nicht für die Mittel, sondern die Mittel sollen leben für euch. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6, 24) Ihr könnet nicht thierisch denken und empfinden, nur für die vorübergehenden Genüsse dieses Lebens vorhanden sein, und doch daneben euern Geist veredeln.

So betrachtete Christus das Leben. So betrachteten es auch die von ihm in sein Gottesreich geweihten Jünger. Darum sagte Paulus: die aber fleischlich sind (das heißt, die bloß für Erfüllung sinnlicher Begierden athmen), mögen Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistig, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. (Röm. 8, 9.)

War es denn also nur die Würde und Seligkeit unsers zur Ewigkeit berufenen Geistes, für welche Jesus ins Leben trat und litt und starb — ist es denn nur die Würde unsers Geistes, was im Leben das Wichtigste ist, für welches ein Himmelreich, eine Ewigkeit ist: so ist alles Andere nur für ausserwesentlich und zufällig zu achten; so werden wir fühlen, daß jeder Verlust am Ende unbedeutend ist, nur nicht der Verlust unserer Seelenvollkommenheit.

In diesem Sinne lebte Jesus und dachte er.

Ob reich oder arm sein, beides war ihm gleichgültig. Sein Geist war es, der Seligkeit hatte. Er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte; dies betrübte ihn wenig. Das Volk wollte ihn mehrmals auf den Thron Davids erheben und ihn mit königlichen Würden bekleiden: er verachtete die Sinnlichen, die nur für den Glanz des Augenblickes empfänglich waren, und entfloh ihren Aufforderungen. Nur Gott und die Ewigkeit im Auge, hing er sich an nichts Irdisches mit übermäßiger Liebe. Selbst seine Blutsverwandten, selbst seine irdische Mutter, so theuer sie ihm auch war, so zärtlich er auch für sie sorgte, galten ihm nicht über Alles. Er liebte ihre Geister – nicht den Staub, der sie umgab. Selbst sein Leben galt ihm nicht über Alles, denn er hatte es kaum einige dreißig Jahre genossen; er opferte es für erhabenere Absichten willig hin, da Mörder wohl den Leib, aber nicht den Geist tödten können.

Was du hast, o mein Christ, das verschwindet; aber was du geistig bist, das bleibst du. Dies ist die Vorstellungsart Jesu von der Welt und den Menschen. Nun prüfe dich: warst du in Christo? war er in dir? So lange dein Geist in menschlicher Natur da ist, wirst du freilich auch die Pflichten der Sinnlichkeit, die Pflichten für deine Gesundheit, für deine und der Deinigen Nahrung, Bekleidung und Ruhe beobachten müssen. Auch Jesus that es. Du wirst freilich an manchen süßen Gewohnheiten des Lebens hängen, aber nicht aus ihnen den Beruf deines Lebens selbst machen.

Sobald du bei Entbehrung einer Freude, beim Verluste eines irdischen Vortheils, beim Verluste eines Geliebten im Tode, zu heftige Schmerzen fühlst, ist dies ein Beweis, du hattest dich zu sehr an den Schein, an das Unwesentliche, gekettet; du hattest deinen Geist nicht zur wahren Freiheit erhoben, sondern ihn von Gewohnheiten und sinnlichen Reizen allzusehr binden lassen. Christus war noch nicht dein Leben, das heißt, du warst noch fern von der göttlichen Denkart, die dir allein geziemt.

Du seufzest leise und sprichst: Ach, es ist so schwer! Aber dieser Seufzer beweiset, du bist noch nicht, der du sein sollst. Es ist umsonst — du mußt es werden, auch wenn sich deine irdische Natur noch so gewaltsam dagegen empört. Du mußt es werden, denn dein Schicksal wird endlich eine Freude deines Lebens nach der andern von dir reissen, um dich empfinden zu lassen, daß nichts dir gehört und bleibt, als du dir selbst.

Siehe an dein Haus, deinen Wohlstand; vielleicht sind schon nach wenigen Jahren die Flamme, der Krieg und anderes Uebel darüber gegangen. Siehe an deinen Leib: vielleicht liegt er nach wenigen Monaten krank und zerschmettert und entstellt auf dem Siechbett. Siehe an deinen Vater, deine Mutter, deinen Gatten, dein Kind, deinen Enkel, und wen deine Seele heiß liebt: vielleicht im Laufe dieses Jahres hängst du schluchzend über ihrem Sarge. Zwar ihre liebende Seele bleibt dir;

aber ihr menschlicher Leib fällt der Erde zu, aus deren Erzeugnissen er bestand.

Und wenn du dir nun Gott als den alliebenden Vater aller Wesen denkst — und das ganze Weltall als deines Vaters Haus — und den Himmel als deine wahre Heimath — und alle Geister als deine Brüder, als die Familie Gottes, von welcher kein Glied verloren gehen kann — dann hast du die Denkart Jesu. Und wenn diese Vorstellung in dir Herrschaft übt: wie kannst du bei so göttlichen Gedanken ungöttlich thun? wie Menschen hassen, deren Vater du um seinen Segen anrufst? — wie trostlos die Todten beweinen, oder vor dem Tode zittern, da doch nur Irdisches vergeht, aber die Geister im Hause ihres Vaters bleiben? — wie allen Werth auf häuslichen Wohlstand, auf bürgerliche Annehmlichkeiten, auf den Besitz von Schönheit, Freundschaft und andere irdische Vorzüge setzen, da Alles, was vom Körper herstammt, veraltet und vergeht, wie ein Kleid, in welches du dich hüllst? Wie kannst du bei so göttlichen Gedanken anders handeln, als göttlich, voll Liebe, Wohlwollen, Nachsicht, Erbarmen und Ruhe? Wie kann dich ein sogenanntes Unglück betrüben, da es doch nur ein einziges wahres Unglück gibt, nämlich Unvollkommenheit deines Geistes — Sünde? Wie kannst du in deinem Lebenslauf die Wege der Vorsehung dunkel finden, da du weißt, daß, was Staub ist, Staub wird? und nur der Geist im Hause Gottes bleibt? — da du weißt, daß Al-

les, was sich ereignet, ein neuer Himmelswink für deine Seele ist?

Christus ist mein Leben! O wie groß und heiligend ist dieser Gedanke schon, wie wenig habe ich sonst begriffen die tiefste Fülle seines göttlichen Sinns! Ja, sei denn Du mein Leben, o Jesus, Heiland, Seligmacher, Offenbarer der Gottheit, Wegweiser irrender Seelen, Licht der Geisterwelt! Sei Du in mir! Dein Gedanke sei fortan auch mein Gedanke; Deine Ansicht der Welt und des Lebens sei auch fortan die meinige; dann wird auch mein Leben sein, wie das Deinige, mein Gebet wie das Deinige. Dann werde ich mich um nichts mehr kränken — eine stille Seligkeit wird mich schon hier erquicken. Und wenn mein irdisches Leiden groß wird, und wenn ich, übermannt von Schmerzen, auch mit menschlicher Schwachheit rufe: O Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! werde ich doch mit Dir hinzufügen: Doch nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! So werde ich mit dieser Ueberzeugung an Gott und seinem Willen hangen, ihn mit kindlicher Hingebung anbeten, und mich freuen unter allen Verhältnissen, daß ich der Seinige bin und bleibe. So werde ich mit dem erwärmenden Gefühl der Wahrheit rufen: Unser Keiner lebt ihm selber, unser Keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

———

XXXII.

Sterben ist mein Gewinn.

1 Kor. 15, 31.

Fels Gottes, den mein Arm umschlinget,
  Unsterblichkeit! Unsterblichkeit!
Wenn Nacht und Trübsal mich umringet,
  Mich Alles drängt, mir Alles dräut —
Soll ich dann still stehn, und ermatten?
Nein, Sehnsucht nach den kühlen Schatten,
  Nach Gottes Ruh, erfüllet mich.

Wie auf des stillen Berges Höhen,
  Wo Alles uns so tief entzückt,
Wenn kühle Lüft' uns sanft umwehen,
  Wenn uns ein frischer Quell erquickt — —
Zu schwaches Bild von jenen Freuden
Nach still zurück geweinten Leiden —
  Wie bald — bald ist mein Ziel erreicht!

Und dann, und dann, wer kann sie denken,
  Die Wonne, die mein Herz erfüllt?
Wenn keine Schmerzen mehr mich kränken,
  Mich Gottes Heiligthum umhüllt — —
O dann, dann ist mein Geist genesen,
Und Freiheit, Freiheit all mein Wesen,
  Und meine Seele — Seligkeit!

Der menschliche Leib, welchen wir tragen auf Erden, ist nur ein durchsichtiger Schleier unserer Seele. Anders sollten wir uns unsern

Körper nie vorstellen; denn diese Vorstellungsart ist eben so wahr an sich, als reich an wichtigen Folgerungen fürs Leben.

Die Gottheit wollte, daß sich unser Geist auch mit dem Nichtgeistigen in Verbindung setzen könne; darum hüllte sie ihn in einen feinen irdischen Stoff, der durch ihn in allen seinen Theilen belebbar ist. Vermittelst des zartesten, dem bloßen Auge fast unerkennbaren Nervengespinnstes, welches den ganzen Leichnam durchdringt und umgibt, wird die Seele dieses Leichnams mächtig. Sie genießt dadurch Eindrücke von aussen zu ihrer Belehrung, und lernt sich seiner wie ein Werkzeug bedienen gegen die äussere Welt. Ist dieser Schleier zerrissen, dieses Werkzeug gebrochen: so hört der Geist auf, damit mächtig zu sein. Der zerstörte Leib wird ihm dadurch so fremd, wie alles übrige Irdische. Dieses Fremdwerden heißt *sterben*.

Der Leib ist ein durchsichtiger Schleier der Seele. In allen Bewegungen, Veränderungen, im Ruhen und im Handeln, erkennen wir die Seele hinter den Erscheinungen des Körpers. Es ist nicht der Leib, welcher zürnt oder liebt, sondern die Seele ist es, welche durch die Werkzeuge der Stimme donnert, holdselig lächelt durch den Blick des Auges, ihre Scham im Erröthen der Wange verkündet, ihren Muth oder ihre Furcht, ihre Sehnsucht oder ihren Schmerz in den Bewegungen dieses Schleiers äussert. Denn ist von der zarten, beweglichen Hülle, welche wir Körper nennen, die Seele getrennt: was bleibt

übrig? Er liegt zusammengesunken da, wie ein weggeworfenes Kleid. Er gleicht einem Marmorbilde, und es wird uns fast unwahrscheinlich, daß diese todte Asche jemals von einem höhern Wesen belebt worden sei.

Auch lieben und hassen wir in Andern niemals eigentlich den Körper, sondern die Seele, welche sich hinter diesem Schleier zeigt. Es ist ihre Anmuth, die uns entzückt; ihre Weisheit, ihre Tugend, die uns Achtung einflößt; ihre Verderbtheit, die uns Unwillen erregt. Neben dem entseelten Leichnam aber hört alle Liebe, aller Haß auf, denn unser Freund oder Feind ist verschwunden; sein weggeworfener Schleier reizt uns so wenig, als aller andere Staub.

So wie es sehr natürlich ist, daß Niemand eigentlich unsern Körper liebt, sondern die Seele, welche aus ihm hervorstrahlt: eben so natürlich ist es, daß jeder Mensch, wiewohl er in Andern nur die Seele liebt, an sich selbst den Körper liebt, welchen er trägt. Er sucht ihn zu erhalten, zu vervollkommnen, denn die Seele begehrt ein edles, fähiges Werkzeug; er sucht ihn zu verschönern, zu schmücken, denn das innere, bleibende Verlangen der Seele nach Vollkommenheit und Vorzüglichkeit trägt sie unwillkührlich auch gern auf das über, was ihr zunächst angehört. Sie bemüht sich sogar, im Gefühl eigener Unwürdigkeit, das, was ihr an innerm Werth abgeht, durch Schönheit des Schleiers zu bedecken; sie sucht die Falten desselben dichter zusammenzuziehen, damit man sie hinter

demselben nicht in ihrer Wahrheit erblicke — und man sagt von solchem Menschen, er verstelle sich.

Das Bedürfniß der Seele, mit diesem Schleier angethan zu sein, gab die Gottheit einem jeden Geiste. Daher die tiefe, innige Liebe der Seele zu ihrem Körper; daher der beinahe unüberwindliche Hang zu dem, was wir Leben nennen.

Was heißt aber Sterben? — Nichts anderes als die Trennung der Seele von ihrem irdischen Schleier. Was wird aus dem weggeworfenen Schleier? Verschwindet er aus Gottes Schöpfungen? Nein, er wird Staub und Asche; mischt sich mit der übrigen Erde, aus welcher er einst durch Genuß der Nahrungen entstaud. Er bleibt in der Schöpfung unverloren, und dient zu andern Bestimmungen. Was wird aus der schleierlosen Seele? Verschwindet sie aus den Schöpfungen Gottes? — Nimmermehr! Wie möchte das Edelste verschwinden, da das Unedlere nicht vergehen kann? Sollen wir darum glauben, sie sei aus der Unendlichkeit der geschaffenen Wesen hinweggegangen, weil sie den Schleier weggeworfen hat, durch welchen wir allein ihre Anwesenheit sinnlich wahrnehmen konnten? Sie lebt! Denn selbst der Staub lebt noch, und ist da, der sie einst umhüllte. Sie lebt, denn Gott ist nur Schöpfer, nicht Vernichter! Sie lebt, denn im weisesten Schöpfer findet keine Bereuung dessen Statt, was er nach erhabenen Absichten zum Dasein rief.

Und ist denn das Wegwerfen des vergänglichen Schleiers so schmerzlich? Wohl mag der natürliche

Trieb zum Leben, den uns der Schöpfer gab, Abscheu erwecken gegen das Scheiden von der Körperhülle; aber die Kraft des menschlichen Geistes kann selbst über die Schrecken der Natur siegen. Wie viel edle Männer gingen nicht freudig in den Tod für Gott, Vaterland, Glauben und Freude! Sie empfanden die Schauder des Todes nicht. Wie viel schwache, verderbte, durch Verzweiflung geängstete Menschen endeten nicht freiwillig ihr Leben, das ihnen zur Last ward!

Sterbende heucheln nicht mehr; und in den Gesichtszügen erkennt man die Empfindungen des Gemüths. Fast sollte man glauben, daß der letzte Augenblick, in welchem der Geist sich von seiner Hülle scheidet, noch mit einer Empfindung des Angenehmen verbunden sei. Denn bemerkenswerth ist allerdings, daß gewöhnlich diejenigen, welche an einer schmerzlichen Krankheit starben, im letzten Augenblick eine heitere Ruhe in den Gesichtszügen zeigten, und noch als Leichnam gewissermassen ein sanftes Lächeln hinterliessen, mit welchem die Seele beim Scheiden zu sagen schien: O wie wohl ist mir nun!

Eben so ist es nur die Einbildungskraft derer, welche ihren Körper zu sehr lieben, und vor dem Gedanken erzittern, daß der Leib unter der Erde modern müsse, was oft den Tod grausenhafter macht, als er in der Natur ist. Sie bilden sich voller Selbsttänschung in manchen Augenblicken ein, als könne der todte Staub noch seine Lage unter der Erde empfinden, da doch das, was empfin-

det, schönern Bestimmungen zugeeilt ist, und der Leichnam, dieser weggeworfene Schleier, für sich allein nichts ist, als gefühlloser Staub.

Auch das Scheiden von den gewohnten angenehmen Verhältnissen des Lebens, der Verlust der bisherigen Freuden, das Verlassen geliebter Freunde hienieden, kann allerdings schmerzhaft sein. Dann ist es eine allzugroße Anhänglichkeit an das Irdische, was uns doch nur geliehen, nicht als bleibendes Eigenthum gegeben ist, was uns betrübt. Dann ist eine Unvollkommenheit, ein Mangel der Weisheit der Seele, was sie, wie jeder Fehler, betrübt. Ja, auch allzugroße Liebe unserer Freunde kann fehlerhaft sein. Soll die Gottheit auf unsern Eigensinn Rücksicht nehmen, und ihre höhern Entwürfe zu unserm eigenen Wohl abändern? Ist das Scheiden der Geliebten in der Sterbestunde etwas Anderes, als jeder Scheidegruß und das Anwünschen einer guten Nacht vor dem Schlafengehen?

Am furchtbarsten ist freilich der Tod denen, welche hienieden ihre unsterbliche Seele ganz oder sehr vernachlässigten, und — den Thieren gleich, unbekümmert um ein künftiges Jenseits — nur für die Pflege, nur für die Wollust ihres Leibes vorhanden waren; die ihren Nebenmenschen drückten, verleumdeten, betrogen, nur um sich desto mehr Ansehen auf Erden, mehr Gold und Gewinn, mehr Wohlleben zu verschaffen; denen es lächerlich vorkam, ihren sinnlichen Begierden, ihren thierartigen Trieben Gewalt anzuthun, um die Kraft ihres Geistes zu erhöhen; die es thöricht nannten,

auf Unkosten irdischer Vergnügungen tugendhaft zu sein; die es Albernheit oder Schwärmerei hießen, das Gute für andere Menschen zu thun, wenn es uns auch keinen Dank einbrächte, oder wohl gar Verfolgungen und große Aufopferungen zuzöge.

Wenn diese nun die Hülle, den geliebten Leichnam, abwerfen sollen, für den sie glaubten, einzig von Gott erschaffen zu sein; wenn sie scheiden sollen von dem Staube, für welchen sie allein lebten, für den sie Alles thaten, — so viel Unrechts thaten: — wohl mag ihnen der Tod entsetzlich sein. Denn arm, unwürdig, elend, unvollendet steht ihre verwahrlosete Seele da; nicht mehr mit der schönen Unschuld, deren sich noch ihre Kindheit einst zu rühmen hatte, sondern mit Schuld jeder Art bedeckt. Und was sie säeten, das haben sie im Leben geärntet. Für die Ewigkeit ihres Geistes hatten sie nicht gesäet.

Schon im Zustand seiner vollen Gesundheit überrascht den ungerechten Menschen oft ein Erröthen über seine Verworfenheit. Mitten in seinem Thun schilt er sich selbst: du handelst, wie du es weder vor Gott noch Menschen verantworten kannst. Allein die Seele, im Gefühle dessen, was recht ist, wird durch die Sinnlichkeit übertäubt, der sie alle Gewalt läßt. Wenn nun diese Sinnlichkeit mit dem Körper hinwegfällt; wenn nun ein solches Selbstbetäuben nicht mehr möglich ist, und der Geist nichts als seine Verworfenheit behält und erkennt: welch ein Zustand ist das? Welche Aussichten in

die Zukunft, wenn man mit der Erde Alles verloren, und von der Ewigkeit nichts zu hoffen hat?

Nicht also der edlere, weisere Geist, der seine Pflichten kennt und ehrt, und die hohen Bestimmungen achtet, zu welchen ihn die Allmacht Gottes ins große Weltall rief. Nicht so der Christ, der die Macht angenommen hat, die Angelegenheit der Seele über alle Angelegenheiten des Irdischen zu setzen; der da versteht, was das sinnvolle Wort sagt: in Jesu leben.

Ihm ist Sterben Gewinn. Wie sollte es ihm denn Verlust sein? Ihm, in Christi göttlich großer Denkart, ist ja der Erdball, oder sein Haus, sein Dorf, seine Stadt, nicht die wahre Heimath. Er ist sich immer bewußt, daß er geboren ward, nicht für die Erdscholle, auf welcher er sich zur Erhaltung seiner irdischen Nothwendigkeit anbauen mußte, sondern für das ewige, unendliche Reich Gottes. Für ihn ist dieses kurze Leben nicht die Hauptsache, sondern das Leben in der ganzen göttlichen Schöpfung. Die Ewigkeit ist sein Vaterhaus, und Gott darin ist sein Vater, und jede Seele darin ihm ewig verbrüdert.

Ihm ist Sterben Gewinn! Denn welcher Verlust ist im Tode für die Seele? Sie wirft nur den schweren, irdischen Schleier ab; sie wechselt nur ein Kleid; sie empfängt vom Vater der Liebe ein edleres Gewand statt des zerrissenen und durch mancherlei Verhältnisse unbrauchbar gewordenen. Sie bleibt sich selbst, Gott bleibt ihr, das göttliche Weltall mit allen Wundern der Schö-

pfung bleibt ihr. Was verliert sie? Ihre Freunde und Geliebten auf Erden? O nein, sie sind ja noch vorhanden im Vaterhause, sie ist ja noch mit allen verbrüdert, wie vorher, nur thut sie sich ihnen nicht mehr, wie sonst, durch irdische Mittel kund. Sie hat keinen ihrer Lieben verloren. Man verliert nicht, was in Gottes Händen ist.

Dem, der in Jesu zu leben weiß, ist Sterben nur Gewinn. Oder hat denn dies Erdenleben nur lauter Blumen und keine Dornen? Wahr ist es, ich büße mit dem Tausche manche Freuden ein, aber ich bin auch manchem Schrecken, manchem Jammer nun entrückt. Nun werden keine Thränen mehr geweint; süß ist das Loos befreiter Seelen! Ist auch dies Erdenleben so vollkommen selig, daß man es ewig zu leben wünschen möchte? Warum sehnen sich denn hochbetagte Leute willig nach Ruhe, nach Auflösung, nach Befreiung und Uebergang in das bessere Sein? Oder warum ist denn unter tausend und abermal tausend Menschen nicht ein einziger vorhanden, der, wenn man ihm die Wahl vorlegen würde, dennoch das Leben nicht wieder leben und von vorne wieder anfangen möchte, ganz wie er es schon gelebt hat? — Nun denn, welcher Verlust kann es in der That sein, wenn zuletzt dasjenige endet, was uns im Ganzen nicht so beglückt, daß wir es immer und ewig so und nicht anders haben möchten? Ein anderes, ein neues Dasein, ein besseres Dasein für Seelen, die sich desselben mit Zuversicht erfreuen können; ist

es nicht Gewinn? Was sind denn die Schrecken des Todes? Nur Schrecken einer kindisch-furchtsamen Einbildungskraft. Der Gott, der dich, o Seele, entkleidet, der wird dich wieder bekleiden.

Wer in Christo zu leben weiß, der wird auch freudig mit ihm sterben. Und der Gerechte stirbt täglich. (1 Kor. 15, 31.) Er stirbt, so oft er sich in seinen Gedanken zu Gott erhebt, und das Irdische vergißt. Er stirbt, so oft er im Geiste sich mit den Geistern seiner verstorbenen Lieben unterhält, und bei ihnen ist. Denn dann ist ihm für den heiligen Augenblick diese Welt nichts mehr. Er ist bei Gott, er ist bei seinen Geliebten. Er ist, was er sein wird, wenn die Seele aus ihrem irdischen Schleier entwickelt worden; nur noch nicht in jener Vollkommenheit, wie dann, wenn sie sich Gott und den Geliebten in neuem Gewande und durch verklärtere Werkzeuge gleichsam mittheilen kann.

Sterben ist mein Gewinn! Denn wofür lebe ich hier auf Erden? Das Loos aller Menschen und die ganze Natur lehrt es mich, für die Ewigkeit. Also ein noch besseres, vollendeteres Dasein ist meine Sehnsucht. Dafür arbeite ich an meiner Selbstveredelung; darum suche ich meinem Geiste die Vollkommenheit jeder Tugend zu erwerben; was ich durch Christum werde, das heißt, was ich durch die Nachfolge in seiner göttlichen Weisheit werde, das bin ich dort. So ist es also der Tod, der mich zum erwünschten Ziele führt. Ich erreiche durch

ihn, wonach ich immer gestrebt habe: ich werde endlich das, warum ich da bin.

Sterben ist mein Gewinn. Ich vertausche ein unvollkommenes Gewand mit dem edlern; ich verwechsele im Vaterhause des göttlichen Alls eine niedere Stelle mit einer höhern, geringere Seligkeiten mit erhabenern, von deren Größe ich in meiner irdischen Beschränktheit keine Vorstellung haben kann, so wenig, als der Wurm des Staubes die Seligkeit ahnen kann, welche die Brust des vernünftigen Menschen bewegen mag. Ich komme aus der Dürftigkeit zur Fülle Gottes, wo der Tropfen zum Meere wird, das Sonnenstäubchen zur Sonne.

Sterben ist mein Gewinn. Warum sollte meine Seele beben vor der unbekannten Straße, die sie wandeln soll? Ist denn hienieden der Weg bekannter, den sie gehen muß? Ist nicht jede nächste Stunde, die ich zu leben habe und leben werde, mit undurchdringlicher Dunkelheit umhüllt? Weiß ich, was ihr begegnen wird? wohin ich komme? Und doch durchlebe ich auch diese Stunde, doch wird es auch da hell, sobald ich darin bin.

Und so wird es hell sein in der Stunde, welche nach der Todesstunde die nächste ist. Die unbekannte Straße wird mir zur bekannten werden, sobald ich sie berühre. Wie könnte ich vor ihr zittern? Es ist ja derselbe Weg, den diejenigen meiner Geliebten wandelten, die vor mir starben. Warum sollte ich diesen mir ewig theuern Seelen nicht mit Entzücken folgen? Ach, vielleicht schon

in dem schönen Augenblicke, da der irdische Schleier von meiner Seele fällt, erkenne ich diese Geliebten wieder, die ich von mir so fern glaubte; erfahre ich, daß sie mir immerdar näher waren, als ich in meiner irdischen Beschränktheit wähnte!

O, wohl ist Sterben Gewinn! Es ist nähere Vereinigung mit dem Vater der Geister; es ist Vereinigung mit den geliebten Vollendeten, nach denen sich mein Geist mit ewig regem Verlangen sehnt; Vereinigung mit ihnen, nach denen noch heute mein wundes Herz blutet, mein Auge weint. Wiederfinden, Wiederhaben, Wiederlieben! o ihr, die Gottes Hand mit mir in seiner Schöpfung zusammenführte, zusammenband! Wiederfinden, Wiederlieben, Ewigeinssein mit euch, geliebte, theure, verklärte Seelen! Welche Wollust wohnt in dieser Erinnerung! Gott gab euch mir; Gott, die höchste Liebe, gab uns diese Liebe, die kein Tod bricht, und wie ein unsichtbares Band den Sterblichen mit den Bewohnern besserer Welten zusammenknüpft! Gott vernichtet nicht das Heilige, das Gute — es ist ja sein Werk! und die Liebe ist das höchste Gut, was Seelen gegenseitig beseligen kann. Denn darum beseligt Gott das Weltall, weil er selbst die unendliche Liebe ist.

Sterben ist mein Gewinn! Ja, dies sei mein letzter Seufzer auf dem Todtenbette, und der Gedanke an die Liebe meines Schöpfers, und der Gedanke an meine Geliebten drüben, der letzte Gedanke meiner Seele, ehe der Schleier von ihr abfällt. Und ist er gefallen, dann schwebt sie schon

in Vollendung, wie die heiligen Geliebten, deren Auge früher brach, als das meinige.

Und darum, o Christus, o Göttlicher, o Offenbarer des Vaters, sei Du mein Leben, denn ohne Dich wäre Sterben ein Untergang meines Geistes! Ich, o du Höchsterleuchteter, will in Deinem Sinne denken, in Deinen Gotteslehren wandeln, mit Deiner Hoheit das Irdische betrachten, mit Deiner Liebe die Menschheit lieben, mit Deinem Muthe jedes Hinderniß meiner Tugend und mich selbst überwinden, um gerecht und groß und göttlich zu handeln, mit Deiner Geduld des Lebens Noth tragen, mit Deiner Weisheit und Mäßigung des Lebens Freuden geniessen, mit Deinem Glauben gelassen und vertrauensvoll in die Wege der Vorsehung eingehen, und mit Deinem Auge die Ewigkeit als mein Vaterhaus, und zu Gott als meinem Vater sehen.

Denn Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn!

XXXIII.

Gott mein Trost immerdar.

Jes. 54, 7. 8.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Rettung senden,
Wenn Alles um mich zagt.

Dein Wille nur geschehe
In aller meiner Noth;
In Freuden, wie im Wehe,
Im Leben, wie im Tod.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich, frei
Von allzuschweren Sorgen,
Nur Dir vertrauend sei.

Das Leben hat vielerlei Plage, vielerlei Schmerz. Wo ist auch nur ein einziger von allen Sterblichen, der von sich sagen könnte: aber ich bin von allen Leiden und Thränen ausgenommen! Und wenn man schon zuweilen Personen sieht, die im Ueberflusse schwimmen, in voller Gesundheit blühen; denen Alles nach Wunsch zu gehen scheint, wenn sie etwas unternehmen; die beständig das Vergnügen im Auge glänzend, den Scherz auf den Lippen haben: wer weiß denn, wie es in ihrem Gemüthe bestellt ist? Ihre äusserliche Heiterkeit ist oft nur ein Schleier über verborgene Wunden. Wer hat den Wurm gesehen, der im Geheimen an ihrem Herzen nagt?

Viele Familien gibt es ja, von denen man bei dem ersten Anschein behaupten möchte, daß ihnen gar nichts zu wünschen übrig bleibe. Sie haben, was sie wollen, und sind an Allem reich, was tausend Andern fehlt. Allein die Erfahrung hat bewiesen, wenn man mit ihnen bekannter wird, und einen tiefen Blick in ihre geheimen Umstände thun

kann, die sie nicht leicht offenbaren, so findet sich Alles anders. Sie sind oft weit unglücklicher, als ihre Nachbarn, von denen sie beneidet werden. Ja, es ist gar nicht unerhört, daß eben das scheinbare Glück, in welchem sie zu leben scheinen, die rechte Quelle ihres Uebels ist, unter dem sie im Stillen leiden.

Das mag der Grund gewesen sein, welcher viele Menschen verleitet hat, sich vorzustellen, dieses Leben auf Erden sei von Gott selbst dazu bestimmt, für uns ein Leben voller Trübsale zu sein. Sie nannten den Aufenthalt zwischen Wiege und Sarg eine schwere Prüfungszeit im Jammerthale. — Aber daran thaten sie wohl Unrecht. Wie könnten sie von dem Gott der Barmherzigkeit und ewigen Liebe glauben, daß er in seiner Welt Jammerthäler geschaffen habe? daß er Geschöpfe ins Leben und Bewußtsein gerufen habe, um sie quälen zu können? Das würde auch der hartherzigste Mensch nicht gekonnt haben: und man wagt, solche Grausamkeit vom heiligsten und gerechtesten aller Wesen zu vermuthen?

In diesem Gefühle ist es vielleicht geschehen, daß sich Andere aufgemacht haben, Vertheidigungen und Rechtfertigungen Gottes zu schreiben, wegen des in der Welt vorhandenen Uebels. Sogar große christliche Gelehrte beschäftigten sich vollen Ernstes damit. Ach, das Geschöpf will den Schöpfer rechtfertigen!

Es sind auch alle Trostgründe für die Vernunft vergebens, um uns in leidenvollen Tagen zu be-

d|i|c d|i|c d|i|c

ruhigen, wenn man nicht das reinste, herzlichste Vertrauen zu Gott hat, wie das unmündige Kind zum weisen Vater. Denn was man auch lehre und predige, das Unglück bleibt ja doch Unglück, und der Kummer bleibt doch Kummer, und die Schmerzen lassen sich von der Ueberzeugung des Verstandes nicht bezwingen. Aber das weiß ich: Vertrauen auf den Vater da oben macht jeden Druck des Lebens weit leichter, macht das Gemüth stärker und nimmt ihm alle Furcht, und entwaffnet das, was noch kommen mag, von allen Schrecken. Das rechte Vertrauen zu Gott betet nicht: Vater, erhöre meine Wünsche! rette, was ich jetzt in Gefahr bin zu verlieren; oder: stelle wieder her, was ich schon verloren habe! — sondern es betet, wie Christus in den allerbängsten seiner Stunden gebetet hat: „Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ — (Luk. 22, 42.)

Wenn ich an die unendliche Majestät des Herrn denke, der zahllose Welten belebt, mit tausend und tausend andern Wesen erschaffen hat, und seit Ewigkeiten erhält, daß keine Sonne, keine Erde wanken und weichen kann aus ihren Bahnen; wenn ich denke, wie unergründlich die Weisheit ist, welche mit gleicher Zweckmäßigkeit den Grashalm gestaltet und mit seinen äussern und innern Theilen geordnet hat, wie das Heer der tausend und tausend Gestirne in den Räumen des Weltgebäudes; wenn ich an die unendliche Güte denke, die er in allen Theilen der Erde, des Meeres und der

Himmel allen seinen Geschöpfen ohne Ausnahme zu Theil werden läßt, — allen — warum sollte ich denn das Einzige sein, das er versäumt? Wie kann ich glauben, daß der Allversorger nur für mich nicht sorgt? Würde ich denn wohl noch athmen können, noch in der Welt sein, wenn er mich einen Augenblick lang vergessen hätte? Nein, auch in meinen bangen Stunden hat er mich nicht verlassen, sondern ist bei mir der Unsichtbare, der Allwaltende, der Allen Gnädige. Er liebt mich!

Diese Ueberzeugung, diesen unentreißbaren Trost habe ich, wenn ich an ihn denke. Dagegen verstummen auch die frechsten Zweifel, welche Einbildungskraft, Unmuth und Ungeduld des Sterblichen ersinnen wollen. Er liebt mich! dies weiß ich. Er liebt mich, wie er seine ganze Welt liebt. Ich weiß es, und würde es wissen, wenn auch weder Aeltern noch Lehrer es gesagt hätten; wenn auch das ganze Weltall verstummen könnte. Und wer sagt es mir? Mein eigenes, ganzes Leben sagt es, und würde mir es sagen, wenn auch alle andere Zeugen schwiegen. Darum getrost, meine Seele!

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser. [illegible] 7. 8.)

Ja, Gott ist mein Trost immerdar, und sollte es mir in dieser Welt auch noch so übel ergehen. Was könnte mir begegnen, ohne den Willen des Allmächtigen, der Alles erfüllt? Und was mir auch widerfahre: alle Haare meines Hauptes sind gezählt worden, wie Jesus sprach! Es ist der Wille der höchsten Liebe. Was mir auch widerfahre: es soll, es wird Alles zu meinem Besten dienen, wenn ich nur vertraue.

O trostreiches Wort: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln.

Wohl muß es dem Dulder hart sein, wenn ihn Gott gleichsam einen kleinen Augenblick zu verlassen scheint, besonders wenn man ohne alle erkannte Schuld das Opfer des Grames wird; oder wenn man sich vielleicht das empfindlichste Uebel unwissender Weise zuzog, weil der Mensch nicht Alles kennt und voraussieht. Doch warum soll man sich deswegen Vorwürfe machen? Warum sein Unglück durch solche unverdiente Selbstanklage vergrößern? Niemand weiß die Wirkungen voraus von dem, was er thut oder unterläßt. Das, was ganz gefahrlos zu sein scheint, kann gar oft die größten Nachtheile bringen; und das, wovon wir die bösesten Folgen fürchten, löset sich am Ende oft ganz unschädlich auf. Niemand als der Allwissende ist allwissend. Kurzsichtig bleibt auch der weiseste und erfahrenste Mensch. Die Folgen unsers Lassens und Thuns gibt Gott, der

die Umstände nach seltener Weisheit leitet. Es wäre wohl ein kindischer Trotz, von dem, der das Weltganze regiert, zu fordern, er solle Alles nach unsern Einsichten und Wünschen und zu unserm Vergnügen leiten. Ist es nicht immer, wie er es einrichtet, zu unserm augenblicklichen Vergnügen: o, zu unserm wahren Besten ist es doch zuletzt gewiß. Darum gräme sich doch Niemand um das was er sich unverschuldet und aus Unwissenheit zuzog. Sollte es sein: so wollte es Gott! — Alle Vorwürfe, mit denen wir uns gegen uns selbst bestürmen und anklagen, sind neue Aeusserungen unserer Unwissenheit. Denn so wenig wir wußten, wie schlimm das enden würde, was wir ohne bösen Willen, vielleicht in bester Absicht, thaten: eben so wenig wissen wir voraus, wie wohlthätig und ersprießlich für uns, und ohne daß wir es vermuthen auch für Andere, das zuletzt wird, worüber wir jetzt als ein Unglück klagen.

So wie ich, ohne meinen Willen, bloß aus Unwissenheit, mir und vielleicht Andern ein Unglück verursachen kann, ist es möglich, daß ich durch Unwissenheit und Uebereilung anderer Menschen an den bösen Erfolgen ihres Thuns und Lassens Theil nehmen muß. Ein kleiner Funken, der, vom Licht unbemerkt abgeflogen, im Hause eines Nachbars zündet, setzt sein ganzes Haus in Flammen, und der Wind oder die Nähe der Gluth bringt das verzehrende Feuer auch in meine Wohnung. Ich kann die Hälfte meines Vermögens, Alles kann ich verlieren — aber wen sollte

ich deswegen anklagen? Wer regiert die Winde, die Flammen, die Stunden? Es kann geschehen, daß die Noth der Völker, das gespannte Verhältniß entgegenstehender Länder, einen Krieg unausweichlich gemacht hat. Wer leitet die Schicksale desselben? Wer lenkt den Ausgang der Schlachten? An welchen kaum bemerkten Geringfügigkeiten hängt da gewöhnlich das Größte! Möglich ist es, daß der Krieg mir und den Meinigen ganz unerwartete Vortheile bringt, eben so gut aber möglich, daß er mir mein Vermögen raubt, mich den Mißhandlungen roher Krieger preis gibt, mich um Gewerbe, Amt und Brod bringt, mir vielleicht eine tödtliche Krankheit hinterläßt. Wen soll ich anklagen? Habe ich ein Recht, zu verzweifeln? Was mir auch begegnet ist und begegnen mag, ist es in den Planen der ewigen Vorsehung berechnet gewesen; und es ist die Vorsehung der Liebe, die für mich rechnete! Mein Gram um das Eingebüßte wäre nur eine Anklage, welche das Kind gegen den Vater erhebt, der besser weiß, als ich, was meiner Seele wohlthätig ist, meiner Seele, der im unendlichen Hause Gottes ein u n e n d l i c h e s D a s e i n vorbehalten ist. Für dies Unendliche mag wohl mancherlei Art der Vorbereitung nothwendig sein, deren Werth und Zweck ich nicht begreife, weil ich selbst das Ziel noch nicht kenne, zu welchem es führen soll. Aber, das weiß ich, zum Ziele führt es, denn Gott lebt! Gott sorgt! der Vater will es.

Wenn das Leben mit diesem Leben schon aus

wäre, ja, dann würde mir Alles unbegreiflich dann würde meine unverschuldete Noth die höchste Ungerechtigkeit Gottes sein. Aber wer könnte diesen wahnsinnigen Gedanken fassen? wer jenes glauben? Deswegen soll und darf mir auch das Allerschmerzlichste auf Erden nicht allzuschmerzlich fallen. Wer nur auf den Augenblick sieht, ist verloren; wer noch von einer Zukunft weiß, dem bleibt noch eine Frage, noch eine Hoffnung offen. Der Wundarzt schneidet mit seinem scharfen Messer auch wohl ins gesunde Fleisch, um einen um sich fressenden Schaden mit der Wurzel wegzunehmen, und die völlige Gesundheit zurückzuführen. Wer will denn wegen des augenblicklichen Schmerzes verzweifeln? Alles geschieht ja der langen Zukunft willen. Wenn meine Geliebtesten dahin welken und erkranken und den Geist aufgeben, — ach, wohl ist es bitter! — Aber sie lebten doch nicht für dieses Leben allein. Es war nicht bitter für sie; und wären sie auch gern noch länger bei mir geblieben: o sie wußten nicht, was ihnen gut war. Jetzt triumphiren sie über ihren eigenen Irrthum, die Verklarten. Es war bitter für mich; mein Herz hing gar zu innig an ihnen. Aber ist denn dies Herz von ihnen getrennt? Leben sie denn nicht mit mir noch im gleichen Hause meines Vaters? — Ewigsein ist unser Loos! wie kann mich denn der Augenblick beugen? Freilich könnte ich glauben: ihre Lebenslänge hienieden hätte wohl noch eine Zulage von mehrern Tagen gestattet. Aber, du kurzsichtiges Wesen, wenn du fähig wä-

rest, die Verkettung der Schicksale zu durchblicken: weißt du, ob du selbst eine solche Zulage gewünscht haben würdest? — Was Gott thut, das ist wohl gethan. Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige.

Selbst Krankheit, selbst Tod können nicht für ein zärtliches Gemüth so herbe sein, als der Schmerz, welchen uns treulose Freunde verursachen, die uns verriethen, indem wir sie liebten; die uns täuschten, indem wir an sie glaubten. Welch ein tiefer Kummer für gute Aeltern, wenn sie das Schicksal haben, Aeltern ungerathener, schlechter Kinder zu sein! — wenn nun alle ihre Nachtwachen, ihre Thränen, ihre Lehren verloren sind, die sie dem ungerathenen Kinde von seiner frühesten Jugend her weihten; wenn alle Hoffnungen verloren sind, die sie sich in glücklichen Stunden von demselben machten; alle fröhlichen Aussichten in die Tage ihres Alters verloren sind! Wahrlich der Tod eines herzlich geliebten Kindes kann so weh nicht thun, als der Anblick eines in Lastern entarteten. Tausendmal lieber eine schöne Leiche, als ein ruchloses, vor Gott und Menschen verworfenes Leben!

Solch ein Loos ist wohl oft das Loos der frommsten und wohlwollendsten Väter und Mütter gewesen. Sie hatten nach ihren Kräften es weder an Aufsicht noch Unterricht fehlen lassen; nicht an Strafen, nicht an Bitten; nicht an Warnungen, nicht an Belehrungen. Dennoch mußten sie Zeugen vom Mißlingen aller ihrer redlichen Arbeit

ten sein. Es gibt wenige Familien, wo nicht ein oder das andere Mitglied aus der Art geschlagen ist, sei es mehr oder weniger; und wo man nicht sagen kann, dies sei der Aeltern Schuld. So hart dies Schicksal zu tragen ist, wird es durch den beruhigenden Gedanken gemildert: man trage es ohne eigenes Verschulden. Frei ist des Menschen Wille, er lenke sich zum Bösen oder Guten. So sind Aeltern nicht vermögend, den Willen und die Neigungen eines Kindes zu beherrschen, die Gott selbst freigelassen hat. Aber das ist gewiß, auch das, was wir schon verloren schätzen, ist noch nicht verloren. Gott wird es retten. Er läßt keine Seele ganz verloren gehen. Er sendet seine Verhängnisse, und die Zuchtschule beginnt. Die Erkenntniß wird kommen, die Reue wird nicht ausbleiben, die Besserung wird folgen, und wäre es auch noch so spät. Verirren kann sich der Mensch vom rechten Wege; er verirrt sich aber nur in Dornen und Disteln. Verlieren kann er den Weg nie; die Schmerzen der Verirrungen treiben ihn früh oder spät wieder zu der guten Straße zurück. Der Verirrte kehrt gewiß wieder um, wenn auch oft blutend und elend, aber er kehrt wieder um. Gott hat kein Gefallen am Tode des Sünders, sondern er will, daß er lebe. Und wenn wir es auch hienieden nicht erleben — es ist noch eine Zukunft. Was wir jetzt als verloren beklagen, umarmen wir mit doppelter Wonne einst als wiedergefunden.

So ist Gott mein Trost immerdar. Ich will, ich kann nicht verzagen, so gros auch das Unglück

sei, das mich trifft. Der Herr wendet endlich Alles nur zum Besten. „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser!"

Also auch dann darf ich auf die ewige Gnade des Allerbarmers hoffen, selbst wenn er meiner Sünden willen sein Angesicht, gleichsam im Augenblick des Zornes, von mir abgewendet zu haben scheint. Wie elend wäre auch der schwache Sterbliche, wenn er einen unversöhnlichen Gott hätte! Wie leicht ist der Fehltritt gethan, und wie schrecklich, wenn das Vergehen des Augenblicks mit den Strafen der Unendlichkeit abgebüßt werden müßte! Wer kann von dem vollkommensten aller Wesen eine Unvollkommenheit glauben, die wir an Menschen selbst verabscheuungswerth finden würden? Das sei ferne von mir!

Ich kann unglücklich werden durch meine eigene Schuld. Selbst aber das mir daraus erwachsene Leiden ist der redende Beweis von Gottes Liebe. Er hat es selbst mit der Sünde verbunden, damit ich sie fliehen lerne und in der Tugend ihn wieder suche, den ich im Leichtsinn vergessen konnte.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;

Nimm an, Gott liesse Undank zu,
Und Lust an Trug und Ränken
Ganz ungestraft — was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Kein Unglück ist größer, als immer dasjenige, was wir durch eigene Schuld über uns hergerufen haben. Was man nach seinem Gefühl unverdienter Weise dulden muß, ist nicht nur erträglich, sondern das Bewußtsein unserer Unschuld macht uns den Schmerz oft süß, und erhebt den Geist über ein Geschick, welches ihn zu beugen bestimmt scheint.

Allein das Uebel hat dann erst seine volle Größe, wenn wir in den Blicken Anderer, statt Mitleiden und Bedauern, Vorwürfe und Verachtung finden; wenn man uns, statt Bedauern und Tröstung, eine Zufriedenheit zeigt, daß wir den Lohn unserer Fehler endlich einärnten. Auch diese Kränkungen sind noch nicht so empfindlich, denn sie können nur von hartherzigen Menschen kommen — aber die Vorwürfe unsers eigenen Gewissens! Wehe dem Menschen, dem sein Herz keinen Trost geben mag! — Und dann neben dem peinlichen Bewußtsein: „daran bist du selbst schuldig; du hättest das Unglück vermeiden können!“ noch der Gedanke an die Heiligkeit Gottes, des Richters, des Gerechten.

Bei weitem aber werden die Menschen mehr durch eigenes Verschulden in Noth gestürzt, als durch ausserordentliche Verhältnisse, denen sie nicht entgehen konnten. Uebereilungen, Unvorsichtig-

keiten stürzen bald Diesen, bald Jenen in Verlegenheiten, denen er mit einiger Besonnenheit wohl hätte ausweichen mögen. Doch was auf Rechnung des beschränkten menschlichen Verstandes zu setzen ist, quält noch nicht sehr, als was auf Rechnung des Herzens gebracht werden muß. Wer mit boshaftem Willen einem Andern zu schaden trachtete, und sich selber damit den empfindlichsten Schaden brachte; wer Andern eine Grube gräbt und selber hineinfällt: wer tröstet den? Ihn treffen die göttlichen Strafgerichte, und das Gewissen spricht: du hättest noch mehr verdient.

Es schleppen ihrer Viele einen siechen Leib durch ihr ganzes Leben: sie schmachten an Krankheiten hin, die, wie es sich kaum bezweifeln läßt, nur den Tod zum Ende haben. Einst waren sie heiter, voll blühender Gesundheit, wie Andere. Aber sie haben die Kraft ihres Lebens in Wollüsten verschwelgt; sie haben ihre Gesundheit durch Unmäßigkeit und Uebertreibung von Arbeiten oder Vergnügungen zerrüttet — Beides war Ausschweifung; sie haben ihren Körper verweichlicht, statt ihn gegen alle Witterungen und Ereignisse gehörig abzuhärten — sie wurden gewarnt — sie verloren, was sie zu wenig achteten, das edle Kleinod der Gesundheit. — Auch andere Menschen leiden wohl an Gebrechlichkeiten des Körpers, doch ohne eigene Schuld. Wie unbedeutend ist wohl jede Kränklichkeit neben den folternden Vorwürfen des Bewußtseins eigener Verursachung des Elends!

Armuth für Schmach zu halten, ist thöricht. Tausende sind arm und können dabei sehr achtbar sein. Mancher hilfsbedürftige Edle ist nur um so ehrwürdiger durch seine Noth. Aber wenn der Mensch seine Vermögensumstände mit leichtsinnigen Unternehmungen zu Grunde richtet; wenn er durch Verschwendung, stolzen Aufwand, durch Trägheit oder durch lüderliche Lebensweise verarmte; dann ist Armuth eine Schmach! — eine gerechte Schmach! spricht der verächtliche Blick der Menschen. Eine gerechte Strafe! spricht das Gewissen.

Jede Schuld ärntet ihren Lohn. Welchen Fehler sich auch der Mensch verzeihen wolle, Gott verzeiht ihn nicht; dem Fehler folgt unabläßig die Bestrafung. Welcher Leidenschaft wir uns auch ohne Gefahr überlassen zu können glauben: die Gefahr bleibt nicht aus, sie ergreift und verschlingt uns früh oder spät. So geheim wir auch unsere Sünde zu halten wissen: es schlägt die Stunde, da unsere Klugheit vergeblich wird, und unsere Schlechtigkeit am Licht des Tages offenbar wird.

Auch diese selbst verschuldeten Leiden, sie sind das Schwerste des Lebens; darunter erliegt manches Herz, und Mancher sinkt als ein Opfer dieses Leidens in die Gruft, und oft kennt Niemand seine Noth, als der Allwissende.

Aber so groß die Qual meines Herzens sein möge um das, was ich leider verschuldet habe: sollte ich ganz trostlos bleiben? Ist denn der Allerbarmer nicht auch mein Erbarmer? Ist er für

alle seine Erschaffenen ein gnädiger Vater, und für mich nicht?

Nein, nein! Du bist auch mein Erbarmer und Du willst mich nicht ganz verstoßen. Groß ist die Zahl meiner Sünden, aber Deine Barmherzigkeit ist größer als meine Schuld. Ich bin nicht werth, daß Du mir dies Leben gabst, welches ich mit Sünden befleckte; Deine Welt mich erblicken liesfest, die ich mit meinen Vergehungen entweihte. Ich bin nicht werth aller Deiner Barmherzigkeit und Treue — und dennoch hoffe ich, o mein Erbarmer, mein Erlöser, auf Deine Gnade, und Du lässest mich nicht zu Schanden werden.

Sprichst Du es nicht selbst, o grundgütiger Schöpfer meiner Seele: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen! — Du hast mich noch geliebt, selbst da ich gegen dich so schwer gesündigt: liebst Du Dein schwaches Kind weniger, nun ich Deine Strafe leide? — Wenn mich Niemand mehr trösten will, Niemand mich trösten kann: Du bleibst mein Trost immerdar!

Ach, der am Kreuze blutete, auch für meine Seligkeit hat er geblutet! Und er war es, der mich in meinen Aengsten zu Dir empor wies, und den heiligen Bund stiftete, welchen ich brach. „Doch es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen," sprichst Du, mein Herr, mein Erlöser, „aber

meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!" (Jes. 54, 10.) So bist Du mein Helfer im Leiden, mein Gott und mein Trost immerdar.

So erbarme Dich denn meiner mit Deiner ewigen Gnade, so sammle mich denn wieder zu Dir und behalte mir nicht meine Schuld. Ich büße dafür in der Reue und Angst meines Gewissens; und nicht mit leeren Thränen, nein, mit heiligen menschenfreundlichen Werken und Gesinnungen, will ich meine verlorne Ruhe wieder suchen. Meine Ruhe ist aber nirgends zu finden, als in Deiner Gnade, in Deinem Wohlgefallen. Ueberzeugt von der Vergebung meiner Sünden durch Deine ewige Liebe, die Du durch Jesum mir offenbartest; überzeugt von Deinem Wohlgefallen, will ich gern die Strafen meiner Schuld tragen, und fürchte nichts mehr, was mir auch noch drohe. Du leitest Alles zum Besten denen, die Dir vertrauen und in der Gerechtigkeit vor Dir wandeln. Amen.

XXXIV.

Das ewige Verhängniß.

Erste Betrachtung.

Röm. 11, 33. 34.

Tagessonne,
Zwar du lächelst
Gütig auf des Menschen Wohnung —
Nachtgestirne

In dem tiefen
Dunkeln Blau des Himmels,
Zwar ihr strahlet
Mit dem Blicke
Hoher Ruhe
Prächtig über Land und Meer.
Aber denk' ich
An des Menschen
Enges Leben voller Dunkel:
So verschwind' ich
Vor der Größe eures Anblicks;
Und erhebe
Vor dem ewig hohen Antlitz,
Das auf Wiegen, wie auf Särgen,
Auf des Friedensthales Palmen,
Auf des Schlachtgefildes Blutstrom,
Auf des Menschen Thun und Thränen
Unverändert niederschauet!

Ruhig wandeln über unsere Schmerzen und Hoffnungen die Monden hin. Es wechseln in der ununterbrochenen Ordnung die Jahreszeiten. Das Alte wird wieder neu, das Neue alt. Die Werke der Vorzeit vergehen, wie die Menschengeschlechter, welche sie gestiftet hatten. Neue kommen, um wieder zu vergehen und vergessen zu werden. Es ist ewiglich das Alte. Alles hat seine unabänderliche Bahn, sein unabänderliches Ziel; Alles ist einem großen, eisernen Gesetz unterthan, der Stern des Himmels, wie die Blume des Feldes; der Felsen,

wie der Wurm, welcher an ihm kriecht; die ganze Nation, wie der Mensch, welcher darin geboren ward. Nichts kann anders sein, als es ist; nichts wird anders sein, als es werden soll. Das ist das Verhängniß, das ewige!

Was ist das Verhängniß? — Wie? Alles vorher bestimmt von Ewigkeit? Es welkt keine Blume, es weint kein Säugling, es stürzt kein Felsgebirge, es geht kein Volk unter, ohne daß es nicht vor unnennbaren Zeiten also bestimmt gewesen wäre? Und was ist denn meine Tugend und meine Vergehung; was ist denn das Verbrechen, was der Richter? Ist mein Wille auch vom Schicksal geboten? Bin ich endlich im großen Weltganzen nicht mehr und nicht weniger als das Sonnenstäubchen, welches sich in den Lüften schwimmend bewegt, nicht wie es will, sondern wie es muß? Ist alles, was geschieht, nun seit Ewigkeiten verhängt: was hilft mein Seufzen, mein Wünschen, mein Streben nach Besserm? was fruchtet mein Gebet? War nicht auch dies Gebet in dem Rathschlusse des Verhängnisses schon vorher bestimmt? Also bin ich nur eine Maschine, die zum Spiel des großen Ganzen gehört; und mein vermeinter freier Wille ist nur eine Selbsttäuschung?

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung wird wieder Ursache neuer Wirkungen. Der Baum bringt Sa-

men, der Samen wieder Bäume hervor. Weil meine Jugend so war, wie sie war, mußte ich werden, wie es jetzt mit mir ist. Die Schicksale des vergangenen Jahres haben die gegenwärtigen geboren; ohne die Vorfälle der längst vergessenen Jahrhunderte hätten wir die Begebenheiten unserer Zeit nicht erblickt. So ist Alles von Anbeginn in einander verkettet, und diese Verkettung dehnt sich durch die unendliche Zukunft aus. Da greift ein Rad des unermeßlichen Weltwerks in das andere; ein Glied hängt im andern. Das ist das Verhängniß, und darum ist Alles unabänderlich. So wie der, welcher einen Stein in den Wasserspiegel eines stillen Sees schleudert, dessen Getöse im Niedersturz, dann die von ihm weg sich rasch bewegenden Wellenringe voraussieht, ehe sie sind; und wie sie sich immer in größern Kreisen verbreiten und sich noch zu den entfernten Ufern fortpflanzen, während es schon im Mittelpunkt still ist, von wo die erste Bewegung ausging: eben so könnte der, welchem die Beschaffenheit aller Wesen in der Welt bekannt wäre, die Begebenheiten der Welt nach Jahrtausenden aus der ersten Bewegung vorauserkennen, welche die Dinge der Welt vor Jahrtausenden zuerst empfingen. Das wäre Allwissenheit. Aber keinem Sterblichen ist diese Allwissenheit geworden. Daher geht er ungewiß und wankend durch das große Gewühl des Weltlebens, und weiß nicht, was voranging, was nachfolgt; nennt, was ihm begegnet, bald Glück, bald Zufall, bald unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber

er nennt nur Zufall und Ungefähr, von dem er die unmittelbaren Ursachen nicht wahrnimmt. Es ist nichts von Ungefähr, weil Alles seine Ursachen hat. Alles ist nothwendig; Alles im Rathschlusse des ewigen Verhängnisses einbegriffen.

Alles? Wie, so wäre die unendliche Welt und Alles, was sich darin regt und bewegt eine unendliche Maschine, ein wohleingerichtetes, wunderbares Uhrwerk, in welchem nichts Anderes geschehen kann, als was der Wille des Meisters vorhergesehen und bestimmt hat? Ich selbst wäre nichts als ein höchst geringfügiger Theil in diesem Weltenbau? Ich erschrecke. Was bin ich? wo bin ich? Wie einsam stehe ich mit meiner Lust, mit meinem Schmerz in dieser kalten, eisernen Ordnung der Dinge und unter diesen todten, willenlosen Gestalten! Warum soll ich hier gefühlvoll und liebend dastehen, da nichts meine Liebe verdient? warum hassen, da auch das Böseste, auch das Laster nothwendig wäre? Wie verlassen bin ich plötzlich von meinen schönsten Wünschen, von meinen erquickendsten Hoffnungen! Wozu dies Spiel mit mir? Wozu meine Reue wegen Fehlern, die ich vorher bestimmt war zu begehen? Wozu mein Haß gegen die Sünde, wenn das ewige Verhängniß mich derselben einmal geweiht hat? — —

Nein, nein! ich bin auf Irrwegen. Alles in mir widerspricht diesen Vorstellungen von der Welt. Meine Gefühle empören sich dagegen mit stürmischer Gewalt. Ich empfinde deutlich die Freiheit meines Willens; und ist gleich mein Körper einem

todten Werkzeuge gleich, ist doch mein Geist nicht Maschine; er ist das Regierende, Belebende, das, was sich nach eigenen Ueberlegungen entschließt. Nein, die Welt ist keine todte, kalte Masse, in der sich Alles, sich selbst unbewußt, nach ewigen Vorherbestimmnngen bewegt, sondern ein liebender Gott waltet lebendig mit seiner Macht und Güte durch Alles, beseelt Alles und beseligt Alles. O, was wäre die Welt ohne Liebe, ohne Gottheit, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Vergeltung? Ein ungeheurer Leichnam, von dem die Seele gewichen; ein bewußtloses Spiel der Dinge, worin für das Höchste und Herrlichste, für Tugend, Liebe und Vollkommenheit, nur Namen vorhanden wären, ohne daß die Gegenwart selbst da wäre! Ein elendes, zweckloses, unauflösliches, nie endendes Räthsel; und das allerbeklagenswürdigste der Wesen darin wäre der Mensch mit den Ansprüchen seiner Vernunft, mit den Gefühlen seines Herzens!

Nein, jene Vorstellungen von einem Verhängnisse sind Irrthümer des Verstandes, entsprungen aus allzueinseitiger Betrachtung der Dinge. Darum führen sie zuletzt auf Widersprüche mit sich selbst; auf Widersprüche mit Allem, was wir aussser uns wahrnehmen; auf Widersprüche mit unserm eigenen Bewußtsein.

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung darin wird wieder eine neue Quelle von neuen Wirkun-

gen. Folglich ist das, was heute geschieht, nothwendige Folge des Vergangenen, und das, was ich heute bin, die nothwendige Frucht der verflossenen Tage. — Läugnen läßt sich dies nicht; wie vermeide ich nun die Irrwege des Verstandes, zu welchen ich abermals zu gerathen in Gefahr bin?

Ich will das Weltganze in seiner ganzen Vielseitigkeit überschauen. Da erblicke ich dann vom todten Stein bis zum höchsten aller erschaffenen Wesen eine unendliche Menge von Kräften. Alles, was da ist, das ist an sich auch eine Kraft; das heißt, es wirkt auf seine Umgebungen. Auch der todte Staub ist eine Kraft, sonst könnte er nicht auf die Dinge um sich her wirken durch seine Schwere, durch seine Anhänglichkeit; sonst würde er nicht auf unsere Sinne wirken durch seine Farbe, durch seine Gestalt, durch seinen Geruch. Was nicht auf mich wirkt, ist für mich nicht vorhanden; was aber wirkt, das ist eine Kraft.

Die Menge der im göttlichen Weltall vorhandenen Kräfte ist so zahllos als mannigfaltig. Sie verbinden sich mit andern Kräften, und bringen durch solche Vereinigung ganz neue Erscheinungen hervor. Welche Mannigfaltigkeit von Kräften wohnt nicht in dem Körper, welchen wir Stein nennen! Wie größer noch ist diese Mannigfaltigkeit in den Pflanzen; wie noch größer in den Thieren! Aber nicht bloße Mannigfaltigkeit herrscht unter ihnen, sondern auch eine höhere oder niedere Stufe. Die Lebenskraft der Pflanze ist doch höher als die Kraft, welche der Stein hat; jene ver-

mehrt sich durch sich selbst, hat ihre Jugend, ihr Alter, ihre Fortpflanzung. Höher noch steht die Kraft, welche wir Thierseele nennen; denn sie fühlt, sie wählt, sie urtheilt. Noch höher steht die Kraft des menschlichen Geistes, in der herrlichen Klarheit ihres Sichselbstbewußtseins. Noch höhere Kräfte stehen über uns, welche die heilige Schrift Engel und Erzengel nennt.

Aber alle diese Familien und Reiche von Kräften in der Schöpfung Gottes sind, was sie sind, durch Gottes Willen; alle haben ihre besondern Wirkungskreise, ihre besondern Bestimmungen, ihre eigenthümlichen Gesetze, nach denen sie handeln und wirken müssen. Darum ist und bleibt der Stein nur Stein, und behält seine Eigenschaften; darum suchen die Wurzeln des Weinstocks und der Distel nur die ihnen entsprechenden Nahrungsstoffe; darum leben und bewegen sich anders der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser. Jede Kraft in der Natur hat von Gott ihr eigenes Gesetz empfangen, und also auch der menschliche Geist ein eigenes, welches weder das Gesetz des Thieres, noch der Pflanze, noch des Steines ist.

In Gemäßheit dieser eigenthümlichen Gesetze wirken nun alle erschaffenen Wesen auf einander. Sie verbinden und trennen sich, suchen und fliehen sich, ziehen sich an und verdrängen sich. So entsteht das unendliche Leben und Regen im Weltall. Das Streiten der Kräfte unter einander ist das Leben des Weltalls.

Weil alle die Kräfte, aus denen das Weltall

zusammengesetzt ist, nicht anders wirken können, als es die ihnen von Gott gegebenen Wirkungskreise und Gesetze gestatten, so sind alle ihre Handlungen nur nothwendige Folgen solcher Gesetze. Und wie die Kräfte aus Gottes Willen entsprangen, sah der ewige, hohe Baumeister der Welten auch alle ihre Wirkungen voraus. Das war die ewige Vorherbestimmung dessen, was geschehen sollte.

Doch Gott, indem er von Anbeginn das Dasein der Welt beschloß, beschloß dasselbe in seiner unendlichen Weisheit. Darum wirkte das Streiten der Kräfte keine Verwirrung des Ganzen, sondern ein Befördern aller; keine Sichselbstzerstörung, sondern ein hohes, wundervolles Leben des Ganzen, wo Eins dem Andern dienen, und was da dient, unter andern Verhältnissen zugleich das Andere beherrschen muß. Das war, das ist, das wird sein die ewige Weltordnung, in welcher sich die Sterne und Sonnenstäubchen bewegen, die Gräser und Moose wie ganze Nationen blühen und untergehen.

Doch Gott, als er in seiner unendlichen Vollkommenheit die Weltordnung schuf, schuf sie zu unendlich erhabenen Zwecken; er schuf sie in der Fülle seiner Liebe. Er, die höchste Güte, wollte die Beseligung des Ganzen, das Glück derjenigen Kräfte, welche eines Gefühls von Glück fähig gemacht waren. Darum ist im Weltgange durch die göttliche Vatermilde selbst für die Freude des kleinsten Wurms gesorgt, und dem menschlichen

Geist verlieh er noch höhere Seligkeit. Allein der Wurm verliert die Freude und empfindet Schmerz, sobald er die Gesetze seiner Natur verletzt. Eben so auch der menschliche Geist die Seligkeiten, die ihm bestimmt sind, wenn er seine Gesetze unerfüllt läßt. Sein Gesetz aber ist, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; folglich seine erhabenere Stellung zu behaupten, die ihm angewiesen ward, und über die untern Kräfte zu herrschen, nicht aber sich von ihnen beherrschen zu lassen. Es soll der Geist die thierischen Kräfte, welche in seinem Körper wohnen, beherrschen; unreine Begierden unterdrücken; nur auf Gott emporblicken und die Geisterwelt, deren Genosse er ist. Sein Gesetz ist das Gewissen, ist die Sehnsucht nach Vollkommenheit, ist der Abscheu gegen das Böse, ist der unzerstörbare Trieb zur Freiheit. Läßt er sich im Streit mit seiner thierischen und pflanzenhaften Natur von dieser unterjochen: so wird er sich selbst verächtlich und elend. Denn Alles ist in der Weltordnung eine Verkettung nothwendiger Folgen. Die Sünde und das Unvollkommene gebiert den Schmerz.

Der Mensch ist also nicht zur Sünde, nicht zum Verderben vorherbestimmt, sondern zur Seligkeit und Vollendung. Durch Festigkeit seines Willens kann er diese Selbstvollendung in allen Verhältnissen seines Lebens erreichen. Er kann voraus wissen, daß, wo er Traurigkeit und Schmerzen fühlt, irgend etwas an ihm sei, das noch nicht ist, was und wie es sein

soll. Der Schmerz und das Uebel selbst wird sein Wegweiser zur Seligkeit. Das ist sein Verhängniß!

Welche Schicksale uns also treffen mögen — wir sind von ihnen unabhängig, insofern wir uns selbst sind, was wir sein sollen. Unsere Geliebten können dahinsterben, aber wir sind nur dann erst durch solchen Verlust unglücklich, wenn wir vergessen, daß wir und sie Mitglieder des Geisterreichs sind, daß wir sie als Geister nicht verlieren können; daß wir uns durch nichts Vergängliches in dem Grade fesseln lassen sollen, als wäre es unvergänglich. — Der Tod ihres Leibes war eine nothwendige Folge des Irdischen; unser Schmerz ist nothwendige Folge zu großer Anhänglichkeit am Irdischen. Das ist Verhängniß! Aber alle Verhängnisse Gottes sind wohlthätig; sie stärken unsere Kraft; sie locken durch Milde, oder treiben durch furchtbaren Ernst den Geist empor vom Hinfälligen und Irdischen zur Erkenntniß und Liebe des Unvergänglichen, vom Thierischen empor zu dem, was unsere eigentliche Würde ist, zum Geistigen. Kriege und Schlachten, Hunger und Elend, Krankheiten, Raub und Brand, sind Verhängnisse. Was besagen sie? Nichts, als Untergang des Vergänglichen. Sie weisen uns auf das Bleibende, Ewige hin, auf das Glück, welches nur in unserm Innern gedeiht. Dein Jammer über die Unfälle, lag er im Rathschlusse des Verhängnisses? Ja, weil er eine nothwendige Folge deiner eigenen Unvollkommenheit war. Die Seelen-

ruhe des Weisen in allem Unglück — sie ist die eben so nothwendige Wirkung seiner Geistesgröße und siegenden Kraft.

Je tugendhafter und sich selbst gehörender der menschliche Geist ist, je unantastbarer ist er für alle Schicksale, je unabhängiger ist er von allen Verhängnissen. Gott steht erhaben über jedes Verhängniß, weil er der Allerheiligste ist. Je heiliger unser Inneres, je näher stehen wir Gott; je näher Gott, je entrückter sind wir der Gewalt der Verhängnisse.

So lösen sich die Widersprüche in herrlichen Einklang auf; aus dem Dunkel wird Licht. Alles muß zu unserm Besten dienen, Alles für uns sein, weil Gott für uns ist. Diese Verhängnisse des Herrn sind weise, sind gerecht, sind gütig. Sie erscheinen nicht, um uns zu willenlosen Sklaven zu machen, sondern unserm Geist die Freiheit zu geben; sie erscheinen und ergreifen ihn, um ihn über alle Verhängnisse zu erheben. O, welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

XXXV.

Das ewige Verhängniß.

Zweite Betrachtung.

Jesaias 55, V. 9.

Es wirkt das Schicksal still und groß
Aus ew'gem Dunkel unser Loos:
All' Irdisches umspannt sein Netz;
Das Schicksal ist der Welt Gesetz.

Doch Einer lebt, der höher thront,
Zu dessen Fuß das Schicksal wohnt;
Der Staub und Geist zusammenhält,
Er gab auch das Gesetz der Welt.

Das Schicksal ist nur Gottes Knecht;
Gott herrscht allein mit Huld und Recht.
Und sein Verhängniß ist das Spiel
Des Irdischen ums große Ziel.

Und Jesus führt den Geisterchor
Vom Staub hinauf zu Gott empor;
Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan.

Im hohen Alterthum bemerkten die einzelnen Weisen, welche damals lebten und lehrten, so wie ganze Völker, im Lauf der Dinge die Gewalt der Verhängnisse. Vor dieser Gewalt erzitterten alle Herzen. Die Weisheit der Heiden suchte sich das ..rchtbare Räthsel zu lösen. Man nannte diese

unerbittliche Gewalt, der Alles unterworfen sei, der nichts widerstehen könne, das blinde Schicksal. Von ihm empfing der Wurm, wie der erhabenste Mensch und die Nation, ihr Loos. Ja, selbst alle Gottheiten, mit welchen die Einbildungskraft der Sterblichen Erde und Himmel bevölkert hatten, waren, so glaubte man, diesem ewigen Weltgesetz unterworfen. Auch der mächtigste der Götter konnte sich nicht darüber emporschwingen.

Dieser Glaube an das weltgebietende Schicksal mußte unter denjenigen Menschen nothwendig sein, welche noch keinen strengen Unterschied zwischen Geister- und Körperwelt machten, sondern in ihrem Sinn so eng und einig mit dem Irdischen waren, daß Alles, was ihren Leib betraf, auch zugleich Loos ihres Geistes wurde. Ihre höchsten Güter wohnten im Irdischen, Schönheit, Macht, Reichthum, Ehre. Da sie also nur für diese Dinge lebten, und keine höhere Bedeutung des Lebens kannten, stieg und sank der ganze Werth ihres Daseins in gleichem Verhältnisse, wie sie von jenen Gütern mehr oder weniger erreichten. Das Schicksal, welches ihnen jenes raubte, konnte ihnen also Alles entreissen. Wenige hatten die Ahnung, daß es noch ein höheres Gut gäbe, welches selbst das gewaltigste Schicksal dem Sterblichen nicht wider seinen Willen nehmen könne. Noch Wenigere hatten den Muth, sich über jedes Schicksal in eigener Seelengröße zu erheben. Die es aber thaten, erregten schon damals durch den Hel-

densinn ihrer Tugend das Erstaunen und die Ehrfurcht der Welt; ja, man war geneigt, sie selbst unter die Götter zu versetzen.

Ein Anderes ist im Christenthum, als im Heidenthum. Jesus führte das menschliche Geschlecht von den Irrthümern der Einbildungskraft und des Verstandes auf die Straße der ewigen Wahrheit zurück. Er offenbarte uns den einzigen Gott als das vollkommenste aller Wesen und als den Vater der Geister, welchen wir nicht mit Opfern und irdischen Dingen, sondern im Geiste verehren sollen. Er offenbarte uns, daß die Bestimmungen der Menschheit nicht zwischen Wiege und Grab eingebannt lägen, sondern ließ den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit dringen. Er lehrte das Leben auf Erden gering achten; nicht hier sei der Schauplatz unsers Glücks; sondern im Hause meines Vaters, sprach er, sind noch viele Wohnungen! Er lehrte die Grenzlinie zwischen dem Werth des Irdischen und des Himmlischen oder Geistigen. So ihr Nahrung und Kleidung habt, sprach er, so lasset euch genügen. Ihr sollet nicht Schätze sammeln auf Erden, sondern Schätze im Himmel. Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes. Ihr sollet vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden litte an seiner Seele? Er lehrte die Oberherrschaft des Geistes über den Leib, den unendlichen Vorzug und die Majestät des Geistes über alles Erdengut kennen. Er selbst bewies in seinem

Leben, wie der Mensch höher als jedes Schicksal stehen könne, und unantastbar von demselben. Er bewies, daß die Verhängnisse zwar unsere irdischen Verhältnisse angreifen können, aber daß sie nicht vermögend sind, unsere innere Ruhe, die Seligkeit unsers Geistes, zu zerstören.

Das Verhängniß oder Schicksal ist also blos das göttliche Gesetz, dem die Körperwelt unterworfen ist. Gesundheit oder Krankheit des Leibes, Leben oder Tod desselben, Verbesserung oder Verschlechterung unserer Glücksumstände, Zunahme oder Abnahme unsers Ansehens, unseres Einflusses, unserer Gewaltmittel, Aufblühen oder Untergang der Nationen, Sieg oder Verlust auf Schlachtfeldern — alles dies, und alles, was irdisch ist, unterliegt dem Gesetze des Irdischen, dem Verhängnisse.

Geister aber sind einem ganz andern Gesetz unterworfen. Sie theilen die Schicksale des Irdischen nicht. Ihr Wesen ist Freiheit, ihr Gesetz die Tugend, ihr Ziel die Gottähnlichkeit. Das Schicksal des Irdischen berührt sie nur, insofern sie mit dem Irdischen verknüpft sind. Je weniger sie sich selbst gehören, je mehr sie sich erdwärts neigen, sich mit dem Irdischen vermischen, das Irdische lieben, je mehr sind sie auch dem Verhängnisse unterthan. Wer sich unter fremde Herrschaft begibt, muß deren Gesetz dulden. Wer auf eigene Hoheit und Freiheit Verzicht leistet, muß die Behandlung des Knechtes annehmen. Darum ist nur der, welcher sein Heil von Aussendin-

gen erwartet, unglücklich, darum ist nur der Nachfolger Jesu, der wahrhafte Weise, glücklich. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, selbst die scheinbar schrecklichsten Schicksale, zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.)

Geister sind einem ganz andern Gesetze unterworfen, als das Irdische; darum wird ihnen weh, wenn sie sich unter fremde Herrschaft begeben. Sie sind abgefallen von ihrer Würde, von ihrem Beruf; sie möchten nicht erhabene Geister, sondern erhabene Thiere sein. Aber Gott liebt sie noch. Das Schicksal wird ihre Zuchtruthe und treibt sie zurück zur Selbsterkenntniß, zur Ergreifung des Bessern. Und durch den Mund furchtbarer Verhängnisse spricht Gottes Stimme zu ihnen: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken. (Jes. 55, 8. 9.)

Zwar können wir den Verband mit dem Irdischen nicht ganz aufheben. Wir stehen als Geister noch auf einer so niedrigen Stufe, daß wir mit den geringern Wesen des Weltalls in unmittelbarer, enger Berührung leben müssen. Aber es liegt an uns, höhere Wesen zu sein oder zu werden. Darum erschien Jesus Messias. Er kam, uns zu erlösen von den Banden der Finsterniß und der Macht des Todes, die im Irdischen wohnt. Er kam, uns unsere verlorne Freiheit wieder zu erobern. Aber sein Erlöserleben war für denjeni-

gen umsonst, der sich nicht selbst verläugnen, nicht der Welt entsagen, und leben kann gerecht, unschuldig, ohne Selbstsucht, wie er. Sein Erlösertod war für denjenigen umsonst, der nicht Geistesmuth und Erhabenheit genug hat, Gott mehr als Menschen zu gefallen, und sterben zu können, wie er.

Wir können uns nicht vom Irdischen ganz ablösen; aber wir sollen uns nicht von der Liebe des Irdischen unterjochen lassen, sondern neben demselben in aller Freiheit bestehen. Wir sollen und müssen Nahrung für unsern Leib suchen, aber durchaus keinen köstlichen Werth auf das Kitzeln unsers Gaumens legen. Wir sollen uns anständig kleiden, aber uns von keinem Wohlgefallen an äusserlicher Pracht überwinden lassen, so daß wir minder glücklich wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Purpur, Sammet und Seide sind zuletzt von gleichem Stoff, wie der geringste, mit dem man die Blöße seines Leichnams deckt. Wir sollen arbeiten, unsere Vermögensumstände zu verbessern suchen, damit wir desto mehr Mittel für uns und die Unserigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menschen zu sein, und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückseligkeit zu bewirken; aber in das Mehrhaben sollen wir nicht unsern Stolz, unsere ganze Lust setzen, dann wird das Minderhaben auch nie unser größtes Leid sein. Wir sollen Achtung und Einfluß nicht verschmähen; aber keine Achtung, keinen Einfluß suchen, als durch unser Verdienst und unsere Tugend. Denn nur insofern das öffentliche Ansehen

des Menschen zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entsprungen ist, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gute zu stiften. Aber nach Ansehen dürsten, um Ansehen zu haben; herrschen wollen, um der Herrscher zu sein, heißt die Laufbahn schon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk selbst machen. In den Verhältnissen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig stehen, Rang und Titel haben, oder keinen, das ist dem unsterblichen Geiste gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht ausser ihm, sondern in ihm wohnt; wie nicht das, was Menschenhände geben, sondern der Werth, welchen der Geist sich selbst gibt, unvertilgbar ist. Wir können, wir sollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie sind eine Erquikkung unsers ganzen Wesens. Aber wir sollen uns nicht mit solcher Begierde an sie hängen, daß, wenn sie untergehen, wir mit ihnen untergehen müssen. Wir sollen unsere Geliebten, unsere Freunde und Freundinnen, unsere Aeltern, unsere Kinder mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfniß zarter Seelen ist. Allein wir sollen es nie vergessen, daß es nicht ihr Leib ist, den wir lieben — er wird veralten, absterben — sondern ihr Geist. Wir sollen uns stets vergegenwärtigen, daß eine Stunde schlagen wird und schlagen muß, da das über Alles gebietende Schicksal uns von Niemandem scheidet, nicht den Geist vom Geiste, sondern nur den Leib vom Leibe. Wer sein höchstes Glück in dem Athemzug eines Sterblichen gründet, hat

es wohl am gefährlichsten gegründet. Wer nicht das Weltall als sein göttliches Vaterhaus, den Geist nicht als den Gegenstand seiner Liebe, Unsterblichkeit nicht als die Bürgschaft seines Glücks ansehen kann, der soll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht sein Elend liebt, und der Raub schwerer Verhängnisse werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Asche werden.

Empor über Staub und Asche, ihr Erwählten Gottes, ihr Nachfolger Christi! Geniesset die Gaben der Welt als ein süßes, flüchtiges, vorübergehendes Geschenk, aber euer Schatz sei im Himmel! Nehmet die blühende Rose, aber vergesset nicht, daß sie über Tag und Nacht entblättert sein wird. Lebet mit dem Irdischen, aber nicht im Irdischen, sondern in euch selbst. Empfanget jede Freude, und überlasset euch ihr nicht. Verachtet nicht Ehre, nicht Ansehen, nicht Glücksgüter, aber opfert für sie nicht die allerkleinste eurer höhern Pflichten auf; sie müssen euch Fremdlinge bleiben. Denn diese irdischen Vortheile können euch nicht dauerhaft angehören; so gehört ihr ihnen denn noch weniger an. Wer sich allein selber und seiner Tugend und seinem Gott angehört, dem gehört Alles; der ist den Schmerzen des Erdenlebens mehr denn jeder Andere entfernt; den beherrscht kein Verhängniß. Er kann arm sein, verachtet, verfolgt; er kann Ansehen, Glücksgüter, Bequemlichkeiten, Freunde, Vaterland verlieren: aber seine innere Zufriedenheit, den heiligen Stolz seiner Tugend verliert er nicht. Er ist über die

Verhängnisse erhaben. Sein Trost, sein inneres Glück gab ihm die Welt nicht. Die Welt kann es ihm also auch nicht rauben.

Doch, wem rufe ich es zu? — Wer erkennet die ewige Wahrheit Jesu: Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen? (Matth. 6, 33.) O, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht! Der größere Theil der Menschheit ist in seinen sinnlichen Bedürfnissen versunken, und hat kaum Ahnung höherer Bedürfnisse. Er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er betet zu Gott, und dient seinen Leidenschaften. Er ehrt die Tugend und übt das Unerlaubte. Er hofft die Unsterblichkeit, und gibt sich dem Vergänglichen mit seinem ganzen Wesen hin. Er begehrt das Glück, und flieht vor demselben. Er kann der Wahrheit nicht widersprechen, und umarmt lieber die Täuschungen der Sinne. Er will ein Mensch, ein höheres Wesen sein, und gefällt sich, Thier zu bleiben. Er klagt über die Härte der Schicksale, und will sich nicht über die Macht derselben zur Geisteshoheit erheben. Er bleibt elend, unglücklich, zwieträchtig mit Allem, was um ihn ist, und mit sich selbst. Er sucht Rettung, und findet sie nicht. Der Wille Gottes ist in ihm laut worden, und er folget ihm nicht mehr. Er verdient seine Noth, denn er will sie. Darum spricht der Herr: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel und alles Geistige

höher ist, denn die Erde, und alles Irdische: so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Wem rufe ich es zu? — Den Völkern? O, blicket doch auf ihr Elend. Dies Elend ist das Zeugniß ihrer Irrthümer. Wie kleinlich ist das Streben aller Einzelnen in ihnen, oder doch der Meisten — welche Früchte können solchen Saaten folgen? Wo ist die Eintracht, wenn die Gefahr vorübergegangen? Wo ist die Freundschaft, wenn der Eigennutz des Andern gekränkt wird? Wo ist die Vaterlandsliebe, wenn der eigene Vortheil leidet? Wo ist die Mäßigung im Glück? Warum entsagen sie nicht dem Uebermuth, welchen sie in Andern hassen? Warum werfen sie den Andern Stolz vor, den sie selbst nicht meiden? Warum rühmen sie heilige Ehrfurcht vor Völkerschaften, und verletzen dieselbe, sobald sie keine Gefahr davon vor sich sehen? Warum preisen sie Redlichkeit, und freuen sich, den Andern zu überlisten? — Ach, sie sahen vor ihren Augen die Wirkungen der Zwietracht, des Uebermuths, der Ungerechtigkeit; sie vernahmen die Warnungen der ganzen Weltgeschichte — aber ihre Herzen sind verstockt. Sie hatten Moses und die Propheten, aber sie glaubten lieber ihrer falschen Thorheit. Sie ergriffen in Tagen der Noth das Panier der Tugend, um sich durch dasselbe von größerm Untergang zu retten; aber die Noth verschwand, und sie fielen ab vom heiligen Rettungspanier, um neuen Jammer sich zu bereiten. — Es sei denn. Euer Schicksal ist

geordnet; euerm Verhältnisse entrinnt ihr nicht; denn ihr selber habt es gerufen. — Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Unter den Tausenden ist aber vielleicht Einer, der Gottes Gedanken und Wege aus den Stimmen der Schicksale erkennt; Einer, dem sein Inneres, das Bewußtsein der Unschuld, der Frieden Gottes, höher gilt, als alles äussere Gut; Einer, der Christo ganz gehört, nicht in kirchlichen Zeremonien, sondern mit dem Sinn und Geist, in Wollen und Handeln, in Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung — — ach, du Einer unter den Tausenden, du bist der Glücklichste, den kein Sturm des Verhängnisses erschüttern kann. Du bist höher, den jedes irdische Schicksal.

O auch ich — auch ich will zu diesem Frieden, zu dieser Höhe! Ich will Dein Bruder sein. Jesus Messias, Du warst der Gottselige mitten unter dem Spott der Welt. Deine Verfolger saßen auf Thronen, und waren doch Knechte ihrer Thierheit; Du aber warst ein Fürst des Lebens, ein Ueberwinder des Todes, und die Gewalt der Verhängnisse konnte Dich nicht schrecken. Das Kreuz auf Golgatha ward Dein Siegeszeichen; die Dornenkrone ward Deine Triumphkrone.

Ich will hinaufstreben in mir zu Deiner Höhe, und Gottes Macht wird in mir Schwachen mächtig

werden. Es wird — es soll gelingen, daß ich Alleinherrscher in mir selbst, Herr meiner Gefühle und Neigungen werde; daß ich mir nichts erlaube, als was recht, wahr und nützlich ist; daß ich, was die Welt mir Schönes zeige und biete, annehme, ohne dafür mich selbst und meine Ruhe zu verkaufen; daß ich frei sei in mir von allen äussern Fesseln; reich auch in äusserer Armuth, hoch auch in äusserer Niedrigkeit; daß ich nur mir und Dir, o Jesu, und allen edeln, reinen Geistern gehöre! — Es soll, es wird gelingen! O stärke, Geist Gottes, meinen entschlafenen Geist! Amen. Es wird gelingen. Amen.

XXXVI.

Die Hoheit des wahren Christen in der Welt.

Phil. 4, 13.

Wer sich an Deiner Wahrheit hält,
In Deinen Sinn eindringet,
Zu Dir sich über Zeit und Welt,
Gott aller Welten, schwinget,
Mit dem bist Du! Wer ist so kühn,
Der sich verschwöre wider ihn?
Was kann die Welt ihm dräuen?

Ihn schreckt nicht Krankheit, nicht das Grab,
Gericht nicht und Verwesung.
Er, der sich hin zum Tode gab,

Ist Trost ihm, Kraft, Erlösung;
An den geschlossen, Eins mit dem,
Weiß er: ich bin Gott angenehm,
Ihm lieb, wie Jesus Christus.

Wo sind Sidon und Tyrus, die glanzvollen Städte des Alterthums, deren Märkte einst die Sammelplätze des Welthandels waren, von deren Reichthümern alle Nationen mit Bewunderung redeten? Niemand spricht mehr von ihren aufgethürmten Schätzen, Niemand mehr von ihren Palästen, Burgen und Flotten. Reisende sehen nur noch in den syrischen Einöden einen Schutthaufen trauern. — Wo prangt Babylon, die alte, furchtbare Stadt? Warum zittert vor ihrer Gewalt und Herrlichkeit nicht mehr das ganze Morgenland? Wo sind ihre Kerker, in welchen einst Judäa schmachtete? Wo ihre Lustgärten, die das Wunder der Welt genannt wurden? Verkündet nichts mehr ihre Stätte, von ungeheuern Ringmauern umfangen, an denen, wie die Fluth des Meeres an Felsen, ohnmächtig der Zorn ergrimmter Nationen brach? — Siehe, in Chaldäa's Ebenen steigen noch umbüschte Erdhügel auf mit Ueberbleibseln zerfallener Gemäuer aus Backsteinen. Schlangen nisten im magern Gestrüppe und Raubthiere schleichen im Schatten der Trümmer. Das ist die Hoheit Babylons heute, des alten, mächtigen, furchtbaren!

Und wie tief bist du, o Jerusalem, gesunken, Haupt des heiligen Landes, wo in Sion Davids

Harfen Jehova's Ehre priesen, wo um Salomons Thron alle Kostbarkeiten des Orients strahlten! Dein Tempel ist abgebrochen, zu welchem weiland betende Völker wallfahrteten; dein Volk ist zerstreut in alle Theile der Welt, wie die Spreu vom Winde. Nur fromme Erinnerungen, wie Christus Jesus in seiner Menschheit dort gewandelt ist, wie er dort auf Golgatha blutete, retteten die zerstörte Stadt Davids von gänzlicher Verödung, also, daß sie noch in einem kümmerlichen Dasein hinschmachtet.

Alle jene Denkmäler irdischer Majestät der Vorwelt, jene Ehrensäulen der Mächtigen, jene Triumphpforten, durch welche ruhmtrunken der bewunderte Sieger zog, — sie sind Schutt und Staub. Dornen und Disteln wuchern um ihre Trümmer. Andere Städte haben sich erhoben zu neuem Glanz, um nach Jahrtausenden verschwunden zu sein, wie jene.

Wo sind die furchtbaren Beherrscher der Erde, die mit eisernem Zepter der Welt geboten und sich Götter nannten? — wo die Eroberer mit ihren Schaaren, vor denen bald Asien, bald Europa in knechtischer Furcht erzitterten? Wo sind ihre Reiche, die sie stifteten vom Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang? — Bebt denn Niemand vor dem Donner ihrer Stimmen? Ist der Wink ihrer Augen kein Gesetz mehr für die erschrockenen Völker und Könige? Hat ihre Macht sich nicht vererbt auf mächtige Erben? Wo sind die Früchte ihrer Großthaten, welche der furchtsame Haufe der Schmeichler

in den Himmel erhob? — Sie sind dahin. Sie sind verloren. Das Jauchzen, welches die Tirannen vergötterte, verhallte als ein ungeheurer Fluch über ihren Gräbern.

Und ihr, die ihr einst das Leben zu einem großen, schwelgerischen Rausche verkehrtet, in der Fülle unermeßlicher Reichthümer; die ihr an einem Tagesfeste Tonnen Goldes verpraßtet, und euern Leichnam üppig in die Stoffe hülltet, welche entfernte Welttheile am köstlichsten erzeugten — gelang euch der Entwurf zum seligsten Leben auf Erden? Ueberfiel euch nie der Ekel an euern goldenen Tischen? — nie die Langeweile in euern lebenvollen Palästen? Ergriff euch nie die Angst des Gewissens, die Furcht des Todes im Arm eurer Buhlerinnen, oder auf der Lagerstätte, von welcher der Schlaf floh? Warum beneidet ihr die Gesundheit des Armen, die stille Heiterkeit des Frommen, die Ruhe des Weisen? — Erst der Tod, da er euch hinwegforderte aus dem traurigen Tempel, lehrte euch, daß man auch um Tonnen Goldes keine wahre, feste Glückseligkeit auf Erden kaufen könne.

Wo sind sie Alle, die Gott höhnten, die Tugend verlachten, den Glauben an das Heilige hinwegwitzelten, und die Hoffnung der Unsterblichkeit den Trost der Thoren nannten? In ihrem Wahnsinn vergingen die Elenden, als geistige Selbstmörder. Sie sind gerichtet durch sich selbst.

Das ist die Eitelkeit des Irdischen! — Staub und Asche sind die Ueberbleibsel aller Herrlichkeit und Majestät auf Erden.

Aber Jesus lebt, und ich in ihm. Er lebt und wird leben bis an das Ende der Tage, und ich durch ihn in Ewigkeit. Thronen zertrümmern, Städte verwittern, Reiche zerfallen, Welten vergehen: aber seine Wahrheit bleibt ewiglich. Er hat ein Reich gegründet, nicht vom Staube im Staube, sondern ein himmlisches, wo die Geister wohnen, die er um den Thron des Vaters versammelt, — auch ich bin ein Bürger seines ewigen Reiches, und selbst ewig wie dieses. Er hat mir mein Glück in meine Brust gegeben, das kein Weltbesieger sich mit Waffen erobern, kein Gewaltiger erkaufen kann mit Millionen; er hat mir eine Seligkeit bereitet, neben welcher der Sinnenrausch eines ganzen Lebens nur ein Gifttropfen neben dem lebenreichen Ozean ist. Ich kann niedrig und kann hoch sein. Ich kann den Tirannen der Erde ins zürnende Antlitz lächeln. Ich kann in den Gewittern des Lebens frohlocken. Ich kann die Waffen des Schicksals stumpfen. Ich kann tausend Toden muthig entgegenwandeln. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. (Phil. 4, 13.)

Ich bin mächtig durch ihn! nicht dem Leibe nach, sondern dem Geiste nach. Und ist der Geist nicht der Allmächtige im Himmel und auf Erden? Ist es der Geist nicht, welcher erst den Staub belebt und die todte Schwere bewegt? Auch die Macht Jesu über die Welt war die Macht des Geistes über das Irdische. Dem Leibe nach wandelte er in Knechtsgestalt, aber nur beten

alle Himmelsstriche, alle Jahrtausende in seinem Namen, und die Könige der Welt vor ihm im Staube. In Knechtsgestalt wandelte der Göttliche. Judäa bot ihm umsonst eine königliche Krone dar, jauchzte umsonst dem Sohne Davids das feierliche Hosianna entgegen. Ihm war der Erde Flitterglanz und Flittermacht zu gering. Was ist euer Staub neben der Fülle der Gottheit? — Sein Zepter sollte über ein überirdisches Reich gebieten, das unvergänglich ist. Auch in mir wohnt das Ueberirdische, das Göttliche. Jesus lehrte mich zur Erkenntniß meiner eigenen Hoheit kommen. Diese Hoheit ist mehr, als die Erde Großes und Hohes bieten kann. Nicht um eure Orden und Sterne, nicht um eure Würden und Gaben, nicht um eure Thronen und Wollüste vertauschte ich diese Hoheit des Geistes, ihr Weltgebieter: mit allen euern Sinnentäuschungen erkauft ihr meine Ruhe, meine Furchtlosigkeit, meine Freudigkeit nicht. Ich bin ein Geist; ich lebe schon auf Erden in einer erhabenern Welt. Dem Leibe nach wandle ich in euerm Staube, trete ich in die engen Verhältnisse und Schranken eures bürgerlichen Lebens, treibe ich Gewerbe und Beruf, nenne ich einzelne Sterbliche Blutsverwandte; — aber dem Geiste nach gehöre ich nicht euern kleinen Länderzungen an, sondern das Weltall ist mein Vaterland, der Gott der Unendlichkeit ist mein König, Gebieter und Vater; alle erschaffenen Geister sind meine Brüder, der Geist des Erdenfürsten, wie des Bettlers; der Geist Abrahams und

Moses, wie der Edeln, die Jahrtausende nach mir in Asche dieses Sterns gekleidet, als Menschen hienieden wandeln werden. Jesus Christus selbst ist mein Bruder. Dafür hat er mich erkannt, als er mich zur Kindschaft mit Gott geführt. Dadurch bin ich mächtig, als Geist, als Genosse des ewigen Seins, als Gottes Kind.

Ich bin mächtig zu Allem durch Christum, denn er hat mir das Geheimniß meiner angestammten Würde, das Wunder meiner hohen Bestimmungen offenbart. Er hat mich gelehrt, den Geist der Geister anbeten, mich ihm nähern im Geiste und in der Wahrheit. Durch ihn habe ich die heilige Zuversicht, daß Gott mit mir ist, weil ich in ihm bin. Ist aber er mit mir, vor dem sich ehrfurchtsvoll der Cherub und Seraph beugt, vor dessen Wink die Welten zittern: wer mag wider mich sein? — Ihr, die ihr auf eigene Kraft das Gebäude eures Stolzes gründet: ein Athemzug in eurer Brust zu wenig, eine Muskel, die den Dienst versagt, und ihr seid Staub. Ihr, die ihr mit herrischem, thierartigem Eigenwillen euch selbst Götter zu sein dünket, von Gott abfallend sein Gesetz verachtet und eure Leibeslüste zu Gesetzen macht, das Recht mit Füßen tretet aus Hochmuth, die Unschuld verderbet aus Uebermuth — Gott ist mit mir, was vermöget ihr wider mich? Den Leib könnet ihr mir tödten, das fürchte ich nicht; aber mein Ich könnet ihr nicht, nicht die unsterbliche Seele tödten. Das Geisterreich

ist das Reich des Lebens, da ist kein Tod! Darum zittere ich nicht vor irdischer Gewalt. Das vermag ich durch den, der mich mächtig macht, Christum!

Ich bin mächtig durch ihn — den Geist — also durch das, was ich geistig von ihm empfangen habe, die Tugend. Diese ist der Weg, auf welchem ich zu Gott gelange; diese das Band, welches mich mit Gott verknüpfet. Ich bin mächtig durch Christum, denn er lebet in mir, nicht dem Leibe nach, sondern geistig; durch sein Wort, durch seine Lehre, durch sein Vorbild in aller Gerechtigkeit. Er ist nur gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligkeit und zur Erlösung. (1 Kor. 1, 30.)

Auch er war Mensch, wie ich, auf daß ich und Jeder erkennen solle, es sei ein heiliges Leben im irdischen Leibe möglich, und die Tugend, das Gottähnlichwerden, kein nichtiger Traum, keine überspannte Erwartung der Schwärmerei. Jesus war von menschlichen Trieben gereizt, von mancherlei Gefühlen bewegt, wie ich. Er ist versucht worden allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde geblieben. (Hebr. 4, 15.)

Er hat mich erlöset von der Gewalt der Sünde durch sein heiliges Wort, welches mich über mich selbst und meinen elenden Zustand aufklärte. Denn ich wandelte im finstern Thale des Todes, so lange ich nur von thierischen Neigungen die Richtung empfing; so lange ich Klugheit und schlaues Benützen der Umstände für höchste Weisheit hielt; so lange ich glaubte, daß menschliche Ehrenbe-

zeugungen die erhabensten wären; so lange ich in Gold und Wohlstand die Schlüssel zum Palaste aller Glückseligkeit suchte; so lange ich Alles für recht hielt, was kein bürgerliches Gesetz verbieten und keine menschliche Obrigkeit bestrafen konnte; so lange ich nur Werke der Wohlthätigkeit, der Menschenfreundlichkeit, der Großmuth, der Treue, der Wahrheit übte, als sie mir selber einen Nutzen verschaffen konnten; so lange ich weder Gott noch Menschen so sehr als eigentlich mich selbst liebte. Durch Jesum bin ich zur Klarheit höherer Ansichten gelangt. Wer nach bürgerlichen Gesetzen lebt, kann ein nützlicher Mensch sein, aber ein Gottmensch ist er nicht, und nicht der Besitzer unzerstörbaren, innern Glückes. Auch durch Moses ward ein Gesetz gegeben für sein Volk; die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum geworden, und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 17.)

Durch sein Blut hat er mich gereinigt von Sünden — nicht dem Leibe nach, sondern geistig. Irdisches Blut kann nichts Geistiges abwaschen. Aber wie Jesu Blut Eins war mit seinem Leben, so war Jesu Leben Eins mit dem gottoffenbarenden, welterleuchtenden Geiste; so war sein Blut durch sein Leben, sein Leben durch seinen Geist eingeweiht. So darf auch ich sagen: das Blut Christi macht mich rein von allen Sünden. Aber wie sich in seinem Blute sein Geist mir weihte, so soll sich auch ihm mein Geist weihen. Er und ich müs-

sen Eins sein in Gedanken, Gesinnungen, Gefühlen und Thaten. Nur so lebt er in mir, nur so lebe ich in ihm Wer ihn flieht, wie kann der in ihm leben? Wer dem Fleische, dem Sinnlichen verbleibt, wie kann der des heiligen Geistes sein? Wer fern von Jesu Sinn und Heiligkeit steht, der steht fern von Jesu Kreuz und Blut. Denn Niemand, so sprach er selber, kann zweien Herren dienen, nicht der Welt zugleich und Gott. Ist Jesu Tugend nicht unsere Tugend, so ist Jesu Verdienst auch nicht unser Verdienst. — Nur wer in ihm ist, der hat das ewige Leben.

Ich bin mächtig durch ihn, — nicht dem Leibe nach, sondern im Geiste; nicht, daß ich durch das von ihm verliehene Himmelslicht mir größere Macht auf Erden, mehr Vermögen, mehr Ansehen, mehr Hoheit und Würden erwerben könnte, sondern daß ich durch ihn fähig geworden bin, sie zu entbehren für mein Glück, und sie gering zu achten. Das ist es, was den Christen so gewaltig macht, so furchtlos, so reich an Glück, so erhaben in allen Umständen, daß er die Welt und ihre Herrlichkeit nicht etwa leichter als Andere gewinnen, sondern leichter als Andere verläugnen kann. Diese Weltverläugnung war in Jesu. Durch sie ward er göttlich groß. Er verschmähete keineswegs die Lebensfreuden, wie sie sich auf seiner Lebensbahn als Erquickung darboten, aber auch für die größte von ihnen gab er nicht die kleinste seiner Pflichten. — O ihr Sterblichen, bauet ihr für Gott die marmornen und

goldenen Altäre? — Glaubt ihr den Herrn des Weltalls durch eure majestätischen Tempel zu erfreuen? Wähnet ihr ihn zu beglücken durch eure Demuth vor ihm, und durch die hohen, herrlichen Namen, welche ihr ihm gebet? Nein, diese prächtigen Altäre und Tempel, erbauet zur Erhebung eurer Andacht, entzücken nicht den unendlichen Geist, der im Bau des kleinsten Mooses alle Kunst des irdischen Meisters und Weisen übertraf. Nichts Irdisches, so schön, so vollkommen es sein möge, kann dem Geiste genugthun. Es ist doch Staub und liegt tief unter ihm. Darum verachtete Christus Jesus die Ehre der Welt, die Pracht Salomonis, die Gewalt derer, die über Länder herrschen. Er ging gleichgültig neben dem Tand des Lebens hin in Knechtsgestalt, einfach gekleidet, ohne Geräusch: hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte. Und eben dadurch ward sein Geist groß über Alles; ähnlich Gott; der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. (Hebr. 1, 3.) So hat er uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußpfaden. (1 Petr. 2, 21.) Wer die Welt verläugnen kann, der hat sie überwunden. Wen ihre Reize nicht von Geistespflichten ablocken, ihre Gefahren nicht schrecken können, der steht in himmlischer Freiheit da, mächtig in Jesu, ein Ebenbild der Göttlichkeit.

Ich bin mächtig durch ihn — denn er offenbarte mir den weisesten Gebrauch der Lebensgüter und der Gaben, welche ich hienieden durch

die Gnade meines Schöpfers empfangen habe. Wie Christus Jesus mächtig war an Thaten und Worten vor Gott und allem Volke (Luk. 24, 19), also ist es, der ihm nachfolget. Es bedarf keine zahllosen Heerschaaren, um große Dinge zu wirken. Gott ist gewaltig durch seine Geliebten. Hat nicht ein einziges Wort der Wahrheit aus dem Munde des Weisen, obschon er in verborgener Dunkelheit lebte, Völkern und Schicksalen andere Richtung gegeben? Hat nicht ein Seufzer der Unschuld schon oft das ganze Truggewebe bewnnderter Beredsamkeit zerrissen? Hat nicht ein Blick des Gerechten oft den Tirannen zwischen seinen Leibwachten erzittern gemacht? — Ihr, die ihr in goldenen Sälen wohnet, über Flotten gebietet, oder weite Gefilde euer Eigenthum nennet; die ihr in Purpur und Seiden wandelt, und Zinsen auf Zinsen häufet: ihr besitzet mehr, als ich; aber ich bin reicher, als ihr. Eure Schlösser, eure Flotten, eure Landgüter, eure Juwelen, eure Zinsen beseligen das Herz nicht; ihr hänget Wünsche an Wünsche, und werdet nicht zufrieden. Weil euch Alles zu wenig ist, seid ihr arm: Ich bin reich, weil ich genügsam bin. Ich bedarf selbst des Wenigen, was ich habe, nicht alles zu meiner Nothdurft. Ich besitze also einen Ueberfluß, der euch fehlt. Ich kann noch Andern mittheilen, noch Andern helfen mit dem, was ich entbehren kann. Ihr verschenket Geldsummen an Kirchen und Klöster, an Kranken- und Armenhäuser; ihr vertheilet glänzende Geschenke. Aber ich gebe mehr, als ihr, denn ich

verschenke einen wichtigen Theil meiner Einkünfte; ich gebe mehr, als ihr, denn ich gebe segenvoller, weil ich selbst die aufsuche, welche meines Beistandes bedürfen, ihre Noth prüfe und die Mittel, welche ihrem Wohlsein am ersprießlichsten sind. So gab Jesus; darum war er in seiner Dürftigkeit reich, und ein Helfer aller Leidenden.

Ich bin mächtig durch ihn — denn durch ihn habe ich selbst die Schrecken des Grabes überwunden. Wer ist denn gewaltig, als der, dem nichts furchtbar ist? Und warum sollte ich mich denn fürchten, da ich mich Gottes freue, und kein Ende meiner innern Ruhe und Seligkeit sehe? Alle Schicksale und Stürme des Lebens, sie können verderben, was von der Erde ist, aber siegend schwebt der Geist über das Irdische. Je finsterer die Nacht, je heller leuchtet das kleinste Licht. Alles Unglück ist nur die Siegesbahn der Tugend; der Scheiterhaufen wird zu ihrem Throne, das Grab ihre Triumphstätte. Leiden können den Leib beugen, aber den frommen Geist verklären sie nur noch mehr. Der Himmel schwebt über der Erde, die Ewigkeit über dem Vergänglichen, der Geist im Ewigen über allen Aufruhr des Irdischen. Als Jesus am Kreuze hing, und die Erde erzitterte und die Sonne sich verhüllte; als er blutend da hing über der Welt, die er entsündigte, die Dornen- und Märtirerkrone auf dem heiligen Haupte, und er, vom Hohn und Fluch der rasenden Menge angefochten, zu Gott sprach: Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, — da war er am

göttlichsten, da auf dem Gipfel der überirdischen Hoheit.

Ich vermag Alles durch den ich mächtig bin, Christum! Fallet hin, meine irdischen Besitzungen, ihr Annehmlichkeiten des Lebens, ihr Verschönerungen meiner Stunden, ihr süßen Gewohnheiten — mag mein Leib euch entbehren mit Schmerzen — frei und mächtig ist der Geist! — Fallet hin, meine Freuden, die mir hienieden blühten; werdet zu Thränen, ihr meine Gesänge der Kunst — dem ewigen Geiste bleibt im Kummer und unter Thränen noch ein höheres Entzücken, welches ihm kein Wechsel der Dinge entreißt! — Fallet hin, o ihr meine Geliebten, holde Gespielen meiner Jugend, treue Gefährten meiner Tage, — es blute immerhin mein Herz, wenn der Todesengel mich von euch reißt: ach, über euern erblaßten, theuern Leichnamen wird mein Glaube sich nur stärker, aufrichtiger in das Ewige, und freudiger sich meine Hoffnung an Gott schmiegen. Es ist ja kein Tod der Geister! Jesus lebt, in ihm auch ich! Es ist kein Gott des Todes im Weltall, nur ein Gott des Lebens! Wir werden uns wiedersehen!

Ja, Alles, Alles vermag ich durch Dich, an den ich glaube, o mein Erlöser, mein Heiland, mein besseres Leben! Du hast das Göttliche in mir entzündet, daß es nicht erlösche; Du bist mein Licht, das mich durch die Finsterniß aller Verhängnisse zum Vater im Himmel leitet. Ich vermag Alles durch Dich, o mein Jesus, denn Du hast mich erhoben über mich selbst in die Arme

Gottes. — Darum sei gebenedeiet, o du Heiliger, durch den ich geheiligt worden bin, daß ich mich des Erbarmens und der Liebe meines Vaters freuen darf. — Was könnte mir meine Hoheit rauben, wenn ich ihr nicht selbst entsage? Wer will mich denn scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wir überwinden in dem Allem, um dessen willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine andere Kreatur, uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Amen (Röm. 8, 35—39.)

XXXVII.

Die Bestimmung des Menschen.

2 Kor. 4, 17. 18.

Laßt das Siegeslied erschallen!
Uns hat er den Sieg gebracht,
Uns, die noch auf Gräbern wallen,
Aufgehellt die Todesnacht.
Herrlich ist sein Werk gelungen,
Uns hat er den Sieg errungen.

Gott, in welcher Sonnenklarheit
Strahlt, was uns Dein Sohn verheißt,
Strahlt die große Himmelswahrheit:

„Ewig ist des Menschen Geist,
Tugend reicht an Gottes Throne
Der Vollendurrg Siegeskrone!“

Stimmet keine Trauerlieder
Bei der Frommen Gräber an;
Ins Unendliche, o Brüder,
Wandeln Geister ihre Bahn:
Christus hat den Sieg errungen,
Und des Todes Macht bezwungen!

Es hat uns Christus, der Herr, im Spiegel seines Erdenlebens geoffenbaret, was wir sind, was wir sein sollen. Ich erkenne in ihm meine eigenen Bestimmungen. Von seiner Geburtsstunde an, in dürftiger Krippe, bis zu seiner Verherrlichung über den Gräbern, ist er die heilige Andeutung dessen, was die Gottheit will, daß der Sterbliche sei. In niedriger Dunkelheit ward er geboren, daß wir bedenken, nicht Herkunft und Rang, nicht Reichthum, noch Pracht geben dem Menschen einen Adel, der vor Gott gilt. Arm starb er; ein Fremdling mußte ihm die Begräbnißstätte leihen, daß wir bedenken, unsere Bestimmung auf Erden sei nicht, Schätze des Staubes zu sammeln und am Sichtbaren zu halten, sondern nach dem Unsichtbaren zu streben. Nirgends sagt die heilige Schrift, daß Jesus zugenommen habe an Gütern und irdischen Würden, wohl aber mit den Jahren an Weisheit und Erkenntniß des Göttlichen. Sein Leben [illegible] wohlthätiges, großes Tagewerk,

die Menschen zu beglücken: er brachte den Sterblichen Erlösung von Irrthum und Sünde, und sein Geist gedachte nicht bloß der Zeitgenossen, sondern auch mit Erbarmen und Liebe derjenigen, welche noch nach Jahrtausenden geboren werden würden. Und dieweil er das Höchste umfaßte, vergaß er auch das Kleinste nicht, um wohlzuthun. Er heilte die Lahmen und Blinden, und half dem Bedürftigen mit dem, was er hatte. Doch Alles geschah, damit wir bedenken, daß auch unser wahres Tagewerk auf Erden nicht blos das bürgerliche Berufsgeschäft, die Sorge für Wohlstand und Ansehen des Hauses, sondern Selbstvollendung in jeder Tugend und Zunahme an Weisheit und Erkenntniß Gottes sein sollte. Und für das Heil der Menschen ging er in den Tod, Gott ergeben und entschlossen; er verachtete die bitterste Schmach; die herbesten Seelenleiden, welche Undank und Freundesverrath verursachen können; die grausamsten körperlichen Schmerzen, da er, von Hunger, Durst und Mißhandlungen erschöpft, blutend auf dem Weg nach Golgatha niedersank, oder an das Kreuz geschlagen, von der Welt verhöhnt, mit dem Tode rang: herrlich war zuletzt über den Gräbern sein Triumph; Alles, daß wir bedenken sollen, nicht irdisches Wohlsein, nicht Lust dieses Lebens sei unsere Bestimmung; nicht Schmerz und Noth des Leibes dürfe uns von der Liebe zum Göttlichen scheiden, sondern unser Geisterblick solle dem Ewigen zugewandt bleiben in allen Schicksalen; unser harren die Palmen des Sieges und der

Vollendung jenseits des Todeskampfes. „Denn, so spricht das göttliche Wort, unser Trübsal, das zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ (2 Kor. 4, 17. 18.)

Der Siegestag des Auferstandenen erinnert auch mich an meinen einstigen Siegestag, an meine höhere Bestimmung.

Was aber ist die Bestimmung des Menschen? Noch habe ich mir selbst diesen Gedanken nicht ganz klar gemacht. Vielen, ich weiß es, ist er ein Räthsel, vor Allen aber denen, welche ihr Auge mehr auf das Sichtbare, als auf das Unsichtbare gerichtet haben. Ist meine Bestimmung Glückseligkeit und Wohlsein, verbunden mit den Gefühlen der Tugend? fragen Viele. Aber wie wenige Menschen genießen Glückseligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechselnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen Anderer trauern, bald unter Krankheiten seufzen, bald unsere theuersten Wünsche verfehlt sehen? Oder wie kann Tugend und ihr belohntes Gefühl unsere Bestimmung sein, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelsten Vorsätzen uns erheben und zuletzt nur mit Klage über unsere Schwäche enden?

Was ist die Bestimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für

ein flüchtiges Dasein zwischen Wiege und Sarg zu unbekannten Zwecken, oder zum Besten Anderer mir unbekannter Wesen geboren, daß sie sich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinsinken und vergehen im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege, wie der Löwe in den Wüsten? Aber wie könnte ich diese Vorstellung paaren mit der Vorstellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trag' ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigener Zweck sei, wodurch ich immerdar gleichsam ein eigener für mich selbst bestehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her sehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem so kurzen Dasein unmöglich erreichen kann, während andere Geschöpfe nicht mehr Eigenschaften haben, als ihnen zur Fristung ihres irdischen Daseins, zur Herbeischaffung ihrer Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen sind?

So zeigt uns schon die bloße Vernunft auf Widersprüche hin, welche nothwendig entstehen, wenn wir unsere Bestimmung nur im engbegrenzten Spielraum dieses Lebens ausfindig machen möchten.

Aber wir wissen, der Mensch ist Geist, der Leib ist Staub, und nur Kleid und Hilfsmittel des Geistes im Irdischen. Der Leib, oder das Thierische, mit dem wir umhüllt sind, verwandelt sich mit den Jahren; der Geist wird reicher an Er-

kenntniß und fühlt, er bleibe derselbe und sei noch derselbe, der er beim ersten Anfang seines Bewußtseins gewesen. Der Leib hängt schwerfällig zur Erde, von der er stammt; der Geist findet nie Ruhe im Irdischen, und begnügt sich nie mit dem Ziel, was er hatte, sondern strebt von einem erfüllten Wunsch im Leben unersättlich nach Erfüllung eines zweiten, eines dritten, und so hinaus in die Unendlichkeit.

Der Geist also ist der wesentliche bleibende Theil des Menschen, nicht der Leib; das Unsichtbare, Ewige ist sein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen ist sein Herstammen, nicht vom Irdischen. Zum Göttlichen geht einst das Geistiggöttliche im Menschen, zum Grabe in der Erde das Irdische vom Menschen zurück.

Ist nun mein Geist das Hauptwesen, so ist, wenn ich von der Bestimmung des Menschen rede, auch nur von dem Zweck die Rede, für welchen er erschaffen ist; vom Leibe kann nicht die Rede sein. Er ist nur eine untergeordnete Kraft zum Behuf des Geistigen. Ist aber die Frage nach der Bestimmung des Geistes, so ist die Frage nach seinem Berufe in einer unaufhörlichen Fortdauer.

Wie mag ich aber wissen, zu welchem Ziel ihn die Gottheit jenseits irdischer Todesstunden ruft? — Dahin reicht mein Blick nicht. Und doch klingen in mir wundersam einträchtig die Stimmen der Natur, der Vernunft und Offenbarung zusammen über das, was ich werden, was ich hoffen soll.

Was soll das Moos am Felsen, was die Eiche am Gebirge, was der Adler in der Luft sein und werden? — Nichts Anderes, als was sie nach den ihnen vom Schöpfer ertheilten eigenthümlichen Kräften sein und werden können: Moos, Eiche, Adler! So soll der Geist, der Gott denkt, werden, was er in den unendlichen Zeiträumen seiner Fortdauer nach seinen ihm verliehenen Kräften werden kann, ein Wesen, das in unendlicher Selbstvervollkommnerung sich der Gottheit naht; eine Kraft, die höher, als tausend unter ihr schwebende, lebende und wirkende Kräfte, von ihnen unabhängig lebet und wirket, und sie durchschaut und beherrscht; eine Erkenntniß, in welcher sich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit des Alls immer beseligender und grenzenloser offenbart. Und das ist die ewige, die über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, die unser harret, unser, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Das ist der geheime Andrang in uns selbst; das Gebot des verherrlichten Auferstandenen, worin er uns die wahre Bestimmung des Menschen enthüllt: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5, 48.)

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geistes im unendlichen Fortschreiten ist meine Bestimmung. Die Wahrheit derselben, mir durch Jesum entschleiert, mir durch meine Vernunft schon bestätigt, wird durch mein Erdenleben selbst klar. Denn zu dieser Vergöttli-

chung treibt mich selbst im Irdischen Alles hin. Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Herrschaft über das Sinnliche, und zur Verachtung desselben; zur Erhebung des Geistes selbst über alle Spiele der Umstände und Schicksale. Das ist Vergöttlichung. Denn Gott ist in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beseligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schicksal, einzig, unendlich groß. — Dies Erdenleben ist für den Geist nur eine Erziehung zur großen Bestimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet, in fernern Lebensräumen dauert sie beständig fort unter wachsenden Seligkeiten.

Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Erkenntniß und Weisheit. Darum schon ward der Mensch nackt und schirmlos geboren, damit er die Kräfte seines Geistes in Anstrengungen zu seiner Erhaltung entwickele. Das Thier tritt mit natürlichen Waffen, mit angeborner Bekleidung ins Leben, und findet Gras und Laub, Früchte, Aas und was es zur Nahrung bedarf: und mit dunkeln Naturtrieben zum Auffsuchen derselben begabt, sucht es und findet. Viele Jahrtausende sind seit Erschaffung und Bevölkerung des Erdballs verstrichen. Die Thiere sind in Erkenntniß und Weisheit nicht fortgeschritten; wohl aber, immerdar getrieben, von des Lebens Noth oder Last, der Mensch. Anfangs wohnte er in Höhlen, bald in Laubhütten, dann in bequemen, sichern, selbst erfundenen Wohnungen. Anfangs waren seine Hände und Nägel, bald auch hölzerne und steinerne Hilfsmittel, seine

gebrechlichen Werkzeuge: dann stieg er in die Tiefen der Erde, holte aus den Eingeweiden derselben die Metalle, verdoppelte seine Kraft zur Beherrschung aller Thiere; der Tieger war ihm nicht mehr zu gewaltig, der Fuchs nicht mehr zu schlau, der Adler nicht mehr zu hoch in den Lüften. Anfangs war er schüchtern auf seinen engen Wohnplatz beschränkt; bald wanderte er zu andern Gegenden, lernte fremde Sprachen und theilte sich und seine Gedanken durch künstliche Töne mit; dann schwebte er kühn über ungeheure Meerestiefen, von einem Welttheil zum andern, und durch bloße Schriftzeichen redete er mit Freunden in unermeßlichen Fernen, wohin er selbst nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmlischen Gestirne; dann ging der Gedanke an eine Gottheit in ihm auf, er suchte sie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch diese nicht Gott, sondern nur Geschöpfe wären; er betete zum Unsichtbaren — dann ward ihm das Licht Jesu, als die Menschheit zu demselben fähig geworden.

Und also schritt der menschliche Geist, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltsam fort von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein spielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtausenden dem einsichtvollen Greise ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Was wird die Menschheit, fortschreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfun-

gen, nach sechstausend Jahren sein? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächsten himmlischen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernten Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahllose Werke der Natur. — Gott aber, die höchste Weisheit, erkennt Alles; der Weiseste der Sterblichen nur kaum vom Weltozean einen Tropfen. Vergöttlichung ist das Ziel des Geistes.

Dahin treibt uns die ganze Welteinrichtung: Alles treibt uns zur Erweiterung unserer Herrschaft über das Sinnliche und zur Geringschätzung desselben; Alles uns zum Gefühl unserer höhern Würde, als Geister, als schwache Ebenbilder Gottes. Der Wille des Geistes, und die Begierden und Triebe des Fleisches, das ist, unserer sinnlichen Natur, sind im steten Widerstreit. Das ist das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet, der Apostel. Aus dem Fleische kommen alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum Neide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem Geiste stammt die Sehnsucht nach dem Heiligen, Göttlichen, Bleibenden. Vergebens sucht der Geist Ruhe und Zufriedenheit im Irdischen; immer wird er durch dasselbe wieder zurückgestoßen und auf sich selbst gewiesen. Vergebens vergißt der Geist seine Würde und Bestimmung, und fordert sein Glück von den Geschenken des Erdenlebens. Schönheit und Stärke vergehen; der Ruhm wird verdunkelt, den Ueppigkeiten folgen Krankheiten;

Geld und Gut wechseln in mancherlei Händen und bleiben diesseits des Grabes; Aeltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder sterben, nichts bleibt, nichts sichert ein festes Glück zu. Alles treibt uns, hinwegzuschauen vom Sichtbaren auf das Unsichtbare!

Sünde ist Geisteskuechtschaft, Tugend ist Geistesfreiheit. Sünde ist Fleischesherrschaft, Tugend ist Geistesherrschaft. Vergebens vergißt der Geist, daß er frei sein und herrschen soll über die aus seiner irdischen Natur hervorsteigenden Begierden; vergebens will er schwach sein und Anstrengung und Kampf meiden, sich im sinnlichen Wohlleben gütlich thun, und seine ganze Weisheit in Vermeidung des Unangenehmen und im Genuß dessen begründen, was im gemeinen bürgerlichen Leben reizt, gefällt, ehrend und vergnüglich ist; vergebens widerspricht er selbst den Warnungen seines Gewissens: — — die ewige Welteinrichtung, die große Geisterschule — und nichts anderes ist sie — treibt uns selbst an, die Herrschaft über sinnliche Einflüsse wieder zu ergreifen und das Irdische geringzuschätzen. Denn jede Sünde wird von ihrer Selbststrafe verfolgt: dem Betrug folgt die Angst, der Wollust das schmerzliche Erkranken, der Unmäßigkeit die Erschaffung. Es ist für den Geist keine Ruhe, keine Zufriedenheit, bis er Meister wird der Leidenschaften, die ihm allein Qual bringen, bis er gerecht, wahr, von schnöden Vorurtheilen und Sinnengelüsten unabhängig wird, und

im Gefühl der Tugenden die höchste Seligkeit findet. Das ist Vergöttlichung.

Dahin treibt Alles den Geist, bis er die Dinge der Welt und ihren Werth aus dem richtigen Gesichtspunkte ansehen, beurtheilen und anwenden lernt; jeder Irrthum bringt Schmerzen. Dahin Alles, bis er, wie über den Zauber des Irdischen, sebst über die Macht der Schicksale erhaben steht. Die Schicksale sind nur Sendungen Gottes zur Belehrung und Vervollkommnerung der Geister; sie treffen nur irdische Verhältnisse. Wenn Berge stürzen, Völker unterjocht oder frei werden, wenn Flammen Haus und Gut, Kriege allen Wohlstand verzehren, wenn Krankheiten uns unverschuldet überfallen, wenn Freunde an unserer Brust sterben — Alles geht das irdische Verhältniß an. Je unabhängiger der Geist des Christen über den Einfluß des Irdischen ist, um so unabhängiger ist er von Erdenverhältnissen und ihren Schicksalen. Er kann beides, arm oder reich sein, Ueberfluß oder Noth haben, Freundschaft oder Verfolgung sehen: nichts scheidet ihn von dieser Liebe zu Jesu, zur Tugend, zur Gottheit. Ihm kann die Welt nichts geben, was er nicht auch mit Gelassenheit verlieren kann. Selbst das Leben gilt ihm nicht mehr als die Pflicht. Er fürchtet auch den Tod nicht. — Und wer nicht vor dem Tod, nicht vor Armuth, nicht vor menschlichen Urtheilen zittert: was mag dem das Schicksal anhaben? — Er ist ein Geist, gleich Gott; er trägt seine Seligkeit, sein höchstes Gut in sich, kein Schicksal kann es ver-

nichten. Er steht, wie ein Gott, ohne Furcht über allen Lebensgewittern, im Bewußtsein der Unschuld und Gerechtigkeit. Das ist Vergöttlichung; das ist Bestimmung des Menschen!

Und dieser Bestimmung, der ich in endloser Fortdauer entgegeneile, soll ich, kann ich, will ich auf Erden schon zum Theil fähig sein. Jesus wandelte in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Eigenschaften angethan, auf Erden; und doch erweiterte er seine Erkenntniß göttlicher Dinge, ward er gewaltig über seine irdischen Neigungen und erhaben über jedes Schicksal. Er hatte Freunde, gern sah er den zärtlichen Johannes an seiner Brust; dennoch hing sein Gemüth nicht ganz und leidenschaftlich an Einzelnen. Die gesammte Menschheit, sprach er, sind meine Brüder, meine Schwestern. — Er hatte gern den Genuß irdischen Wohlseins, erschien beim Freudenmahl an der Hochzeit zu Kana und verschmähte die köstlichen Salben nicht, mit welcher fromme Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn beschenkten; demungeachtet opferte er dem Verlust sinnlicher Annehmlichkeiten keinen Seufzer; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, und wich dem Tode nicht aus, da Pflicht ihm gebot, das Leben gering zu achten für das Heil der Sünder. — Aber allen Göttlichen wartet ein Siegestag. Der Auferstandene fand ihn über den Gräbern des Todes.

Ist dies nun die Bestimmung des Menschen — wehe mir, wie oft vergaß ich ihrer! Wehe der Welt, in welchen verworrenen Vorstellungen lebt

sie! Wie? haben Natur und Vernunft und Offenbarung keine Bestimmungen mehr, und ist kein Jesus Messias auferstanden? Denn ich erblicke die Menschen geschäftig für alles Andere, nur nicht für das Unsichtbare: sie ringen mit Aufopferung von Freude, Gesundheit und Leben nach allem Andern, nur nicht nach Vervollkommnerung des Geistes und Aehnlichwerdung mit Gott. Sie brüsten sich, klug zu sein; Einer will es mehr sein als der Andere; Jeder will Zeit und Umstände am schlauesten zu seinen Absichten benutzen — aber wo sind die, welche sich zu der Geisteskraft aufschwingen, vermittelst deren sie über das Schicksal, über Zeit und Umstände, über Hoffnungen und Furcht erhöht stehen?

Ach, und sehe ich auf die Haufen des Volkes um mich her — welche geistige Finsterniß! — Sehnsucht, tiefe endlose Sehnsucht ist in Allen nach göttlichen Dingen; Allen ist Religion ein Heiligthum, Alle blicken zum Himmel, Alle in die dunkeln Fernen der Ewigkeit: aber welche traurige Begriffe haben sie über ihre Bestimmung, welche unwürdige Vorstellungen von der Majestät Gottes! Sie meinen ihre Vergöttlichung mit sinnlosen Gebeten und kirchlichen Zeremonien zu erkaufen, und daneben in der Welt Thiere und Sklaven ihrer Thierheit sein zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlassen sich hintennach auf die Fürbitten der Heiligen, oder auf das Verdienst Jesu Christi, und bilden sich ein, damit ihre Selbstvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen,

ihre Gebete, ihre guten Handlungen seien eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung sind sie gut, nur aus Furcht wegen Strafe meiden sie Böses. Von der Ewigkeit machen sie sich eine Vorstellung, als wäre da unaufhörliches sinnlich-angenehmes Leben! — Und alle diese Irrthümer helfen schamlos Menschen befördern, welche sich Priester des höchsten Gottes, Lehrer der Weisheit Jesu nennen lassen! Und Obrigkeiten sehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, sehen selbst den rohen Volksglauben, und versäumen gleichgültig ihre Pflicht, durch bessere Bildungsanstalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei den Niedrigsten im Volke! Wie? hat denn die Menschheit ihre erhabene Bestimmung vergessen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Ist kein Christus auferstanden, der da predigte: Vollkommen werden sollet ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Und wenn wir an unsern Bestimmungen nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jesu dem Einen ein Spott, dem Andern ein todtes Werk? Warum wird das Leben genommen, als wäre keine Ewigkeit? Und das höchste Wesen unedler und schwächer genommen, als das Bild, welches wir uns sonst von einem Menschen machen, den wir gerecht, unbestechlich und weise nennen?

Auferstandener, sie verehren Dich mit ihren Lippen, aber ihre Herzen sind entfernt von Dir. Sie werden Verkünder Deines himmlischen Wor-

tes, nicht weil sie Dir nachfolgen, sondern ein bequemes Leben führen wollen! Sie hängen vom Spiel der Umstände und kleinlicher Vortheile, und von kleinlichen Begierden ab, sie, die als ewige Geister erhaben, wie Du einst, über die Schicksale sein sollten, die im Irdischen walten. — Doch nicht alle! — Aber die Zahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger ist leider so klein!

Jesus, mein göttliches Vorbild im Leben, Leiden und im Tode, ich feiere in meinem Gemüthe heute das Siegesfest Deiner Vollendung — es werde nun auch das Siegesfest meines Geistes über die Gewalt sinnlicher Einflüsse. Ich erkenne meine Bestimmungen; ihr Gedanke erfüllt mich mit heiligem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe, will ich aus dem Grabe meiner Irrthümer hervorgehen ins reinere Geistesleben, aus der Sklaverei der Leidenschaften in die Freiheit und Selbstbeherrschung. — Und nicht damit zufrieden, will ich auch Andere erwecken, neben mir, daß sie ihrer höhern Bestimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren ewigen Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreise derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden hast, Deine Hoheit preisen, und durch Gesinnungen, Wort und That Allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unsichtbaren und Ewigen daheim ist; daß nicht Geld, noch Ruhm und Würde und was im flüchtigen Leben gefallen kann, sondern Vergöttlichung der Natur das große Geisterziel ist; daß wir

vollkommen werden sollen, gleich wie Du, unser Vater im Himmel, vollkommen bist. Amen.

XXXVIII.

Unsterblichkeit.

Mark. 16, 1 — 14.

Werd' ich vor Freude mich noch kennen,
Wenn Gott zur bessern Welt mich nimmt?
Wie werd' ich Alles anders nennen,
Wenn Gottes Macht mich dort umschwimmt!
Wie eine einz'ge Gottheit nur,
So ist auch nur ein einz'ges Leben,
Und eine einz'ge Schöpfung nur.
Vernichtet ist des Todes Spur;
Nichts als Verwandlung kann es geben.
Ich weiß, daß meine Seel' einst wohnt,
Wo Christus, mein Erlöser, thront.

Die Feier der Wiedererscheinung Jesu, des Gekreuzigten, des Gestorbenen, ist gewissermaßen der Festtag, mit welchem wir auf Erden die freudige Erinnerung an unsere eigene Unsterblichkeit begehen. Seine Auferstehung vom Grab mahnet uns an jene große Verwandlungen, welche auch unserer Seele bevorstehen. Sie ist nicht Staub, wie unser Leib; sie kann nicht Staub werden. Ewig wirksam, wie alle vom allmächtigen Schöpfer erschaffenen Kräfte im Weltall, wird auch unser Geist

ewig wirksam bleiben. Jesus, unser Vorbild im Leben, unser Vorbild im Tode, ist auch das Vorbild dessen, was wir nach dem Tode zu erwarten haben.

Es sind drei große Gegenstände, die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, neben welchen alles Andere gering zu achten ist, — drei Gegenstände, zu welchen sich nur der menschliche Geist erheben kann, kein anderes und bekanntes Geschöpf Gottes; — drei Gegenstände, die das Heiligthum aller Seelen sind, und ohne deren Besitz der Mensch aufhören würde, Mensch zu sein. Diese sind: der Gedanke an eine in Allem waltende Gottheit; — das Streben, sich Gott zu nähern durch Vollkommenheit; — die Hoffnung der Ewigkeit.

Und wer diese drei Heiligthümer in seinem Herzen bewahrt, der folgt den Fußstapfen Jesu; der ist auf dem Wege des Heils; aus dessen Brust wird nie jener Gottesfrieden weichen, welcher ein Vorschmack der höhern Seligkeit ist, die uns erwartet.

Wenn der Gedanke an die Unvergänglichkeit unserer Seele und an die unendliche Güte Gottes zu allen Zeiten in den Menschen lebendig genug wäre, würden wir weniger Werke des Leichtsinns, der Eitelkeit, der Lieblosigkeit sehen; würden wir weniger Furcht und Grausen vor dem Tode empfinden.

Darum will ich mich heute in die Herrlichkeit des Gedankens: Es ist ein Gott, und ich bin sein Werk und ewig unvernichtbar! —

ganz versenken. Ich will an meine bessern Bestimmungen, an mein höheres Dasein denken, und mich durch die Hoffnung erquicken, die Jesus mir selbst verliehen, und die Gott selbst nicht bloß im Herzen der Christen, sondern im Gemüth aller Menschen offenbart hat, die auf Erden wohnen.

Ich bin zur Unvergänglichkeit geboren. Christus hat es uns verheißen. Es wird ein Tag kommen, da ich nicht mehr dieser Welt gehöre, sondern einer andern, wo ich eine höhere oder geringere Stufe der Seligkeit betreten werde, je nachdem sich mein Geist schon in diesem irdischen Leben für das künftige vorbereitet. (Ev. Joh. 5, 28. 2 Kor. 5, 10.)

Ich bin zur Unvergänglichkeit berufen. Dieser Leib, in welchem ich jetzt wandle, ist von der Erde genommen; er wird wieder Staub und Asche werden. Aber das Unverwesliche verweset nicht! ruft mir die heilige Schrift zu: Mein Geist wird in neue Verhältnisse eingehen, und gleichsam mit einem edlern Gewand umgeben, edlern Genusses theilhaftig werden. — Es ist vergeblich unser Forschen und Grübeln, wie jene wunderbaren Verwandlungen beschaffen sein können. Es ist thöricht, über den Zustand der Seele, nach dem Tode Aufschlüsse zu wünschen. Das hieße mit menschlicher Ohnmacht in die Geheimnisse der unendlichen Allmacht, mit menschlicher Blindheit in die namenlose Tiefe der göttlichen Weisheit eindringen wollen. Wie soll uns deutlich gemacht werden, wozu uns auf Erden alle Aehnlichkeit einer Vergleichung,

und jeder Sprache die Möglichkeit der Worte fehlt? Selbst der Apostel Paulus verwirft das fruchtlose Bemühen neugieriger Grübler, und für das, was mit uns nach dem Tode vorgeht, hat er nur dunkle Bilder. (1 Kor. 15, 35 — 44.)

Genug, daß dem Christen die beruhigende Ueberzeugung geworden ist, es wartet unser ein eigenes Leben, das uns bestimmt war vom Anbeginn der Dinge. Da wird Gott abwaschen alle Thränen von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei, noch Schmerzen werden mehr sein; denn das Erste ist vergangen! (Offenb. Joh. 21, 4.)

Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode gab Jesus, der Welterlöser, einem der mit ihm gekreuzigten Missethäter den süßen Trost der Unsterblichkeit. Er sprach zu ihm mit sterbender Stimme: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Aber Gott gab die Offenbarung von der ewigen und unvergänglichen Natur des menschlichen Geistes allen Sterblichen. Alle Völker des Erdbodens glauben an die Fortdauer ihrer Seelen, ohne daß ein Volk diese beseligende Lehre von dem andern empfangen hätte. Die Gottheit hat die menschliche Vernunft und deren Gesetze also geordnet, daß sie, sobald sie zu einiger Kraft gestiegen ist, von selbst genöthigt ist, eingedenk zu sein ihrer unendlichen Zukunft, die sie erwartet.

Alle Religionen verheißen daher diesen Trost, und selbst die Heiden weinten nicht über den Leich-

nam ihrer Todten, ohne den nassen Blick hinüber zu wenden nach dem Jenseits des Grabes. — Diese allgemeine Uebereinstimmung, dieser allgemeine Glaube ist Gottes Stimme!

Wie sollten wir auch auf den entsetzlichen Gedanken ewiger Vernichtung gerathen können, da uns die lebende und todte Natur, die weite Gottesschöpfung, das Gegentheil zeigt! Was einmal in dem Weltall vorhanden ist, das kann nicht wieder daraus verloren gehen. Das Staubkorn, welches du mit Füßen trittst, war einst der Theil eines Felsens. Der Felsen ist nicht mehr, aber seine Theile sind noch überall vorhanden. — Wie? und wenn das Allergeringste seine Dauer hat, wiewohl es im Laufe der Zeiten tausendmal seine Verbindungen und Verhältnisse ändert: soll das Edelste und Erhabenste, das wir in diesem erschaffenen Weltall kennen, soll der menschliche Geist allein eine Ausnahme machen? — Während das Staubkorn so lange im Weltall bleiben wird, als ein Weltall ist, soll der Geist des Menschen, der allein Gott und Unsterblichkeit denken kann, für einen bloßen Augenblick vorhanden sein?

Zwei Dinge verkennen wir in dem Gebiet der Schöpfung, und sie unterscheiden sich überall — der todte unbelebte Stoff, und dann wieder gewisse verborgene Kräfte, welche diese rohen Stoffe zusammenfügen und beleben. Diese Blumen, welche dein Garten hervorbringt, entspringen aus der Erde. Wasser, Erde, Luft und Wärme ernähren freilich die Pflanze; aber nicht

aus jedem Sandkorn oder Lichtstrahl wird eine Pflanze. Es ist eine geheime Kraft vorhanden, durch welche der Grashalm und die Eiche eben ein Grashalm und eine Eiche, und nichts Anderes, werden kann. Diese verborgene Kraft, gleichsam als die Seele der Pflanzen anzusehen, weiß ihr die geschicktesten Nahrungstheile herbeizuziehen. Durch diese unsichtbare, unerklärliche Kraft ist die Blume zur Blume geworden.

Wie meinst du nun: ist es der todte Stoff, welcher durch sein Zusammenkommen eine besondere geheimnißvolle Kraft erzeugt? oder ist es das verborgene Reich der Kräfte, welches mit dem todten Stoffe spielt, und ihm mannigfaltige Gestalten, Leben, Bewegung und Genuß mittheilt? — Wenn der todte Stoff nicht aus dem Weltall verschwinden kann: meinst du, die Kräfte, das Edlere und Bessere werde verschwinden? – Wenn die Pflanze von ihren Kräften verlassen wird: ist darum die ehemals in ihr vorhanden gewesene Kraft verschwunden? Du bemerkst sie nicht; sie wirkt in andern Verhältnissen fort.

So ist auch der menschliche Geist eine höhere, eine unendlich wunderbare Kraft, mit der keine andere von allen, die wir kennen, verglichen werden kann. Wahrlich, wer wird thöricht genug sein, zu glauben, dieser unser Leib, aus Staub zusammengebildet, habe den Geist erst hervorgebracht; wenn dieser Leichnam einst wieder in Asche zurücksinkt, müsse der Geist auch vergehen? Ist es nicht der Geist, welcher ihn pflegt, ihn nähret, ihn vor

Unglück behütet, ihn bewegt, ihn nach Willkühr als sein Werk gebraucht?

Wahrlich nur derjenige kann in diesen Wahnsinn versinken und die Unsterblichkeit bezweifeln, der durch sein Leben sie nicht verdient, oder Ursache hat, sie zu fürchten. —— Umsonst wollen sie sich selbst betrügen, umsonst Mörder ihrer eigenen Vernunft werden! Laut ruft es in ihnen: deine Seele kann nicht vergehen! sie wird fortdauern und ihr Gericht empfangen! — Sünder, Sünder, es ist ein Gott, und so wahr ein Gott ist, so wahr bist du unsterblich, und deine Thaten folgen dir in die Ewigkeit nach.

Die menschliche Seele, dieser Funken aus dem unendlichen Ozean göttlichen Lichts, die erhabene Kraft, welche über Pflanzen, Steine und Thiere herrscht, sich zum Himmel erhebt, den Lauf der Welten berechnet, und durch eine innere Offenbarung ihres göttlichen Ursprungs sich bewußt ist; dieser Geist, dessen Gedanken über Gebirge und Meer fliegen, und zum Thron der Allmacht dringen, ist überall etwas für sich selbst Bestehendes. Er ist nur für sich da: nicht für etwas Anderes, und als Theil desselben. Er hängt mit der übrigen Schöpfung nur vermittelst seiner Sinne zusammen. Rings um ihn her verändert sich Vieles; nur er bleibt und beobachtet es und entwickelt darin jene Kraft. Wäre der menschliche Geist nicht für sich selbst geschaffen; wäre er nur zum Behuf anderer Dinge vorhanden: so würde er seinen Werth, sein Dasein verlieren, so-

bald die andern Dinge verschwänden, deren Theil er wäre. Der Geist ist nicht für den Körper, für diesen durch ihn belebten Staub, für dies Werkzeug, geschaffen, sondern der Leichnam ist für ihn da. Er muß ihn beleben und leiten.

Und dies merkwürdige Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes, diese feste Ueberzeugung, er sei für sich selbst da und nicht ein Theil anderer Dinge, ist die innere, göttliche Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ist auch der erhabenste Geist, die Gottheit, welche uns schuf, kein Theil des Ganzen, kein Theil von etwas Anderm; sie ist für sich selbst, sie ist ewig.

Wer an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifeln könnte, der zweifelte in einem Augenblick finsterer Selbstverwirrung, in einem Anfalle des Wahnsinns, an Deinem Dasein, o Gott!

Denn wenn wir die unvernünftigen Thiere betrachten, mit ihren blinden Naturtrieben, mit ihren vielfachen Geschicklichkeiten: so werden wir wir gewahr, daß Alles, was ihnen der weise Schöpfer wunderbar genug verliehen hat, nothwendig und nützlich zur Erhaltung ihres Lebens und für ihren Zweck ist.

Wäre der menschliche Geist nur für diesen flüchtigen Augenblick des Erdenlebens geboren: so hätte er aller jener ausserordentlichen Vorzüge nicht vonnöthen gehabt, mit welchen er von Gottes Hand ausgestattet ist. Hätte er, gleich andern Thieren, nur die blinden Naturtriebe derselben bekommen,

so würde er sich ebenfalls nähren und erhalten können.

Aber wozu nützen uns die herrlichen Anlagen unsers Geistes? Warum sind wir durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gezwungen, diese Anlagen zu vervollkommnen? Warum müssen wir eine Erkenntniß Gottes haben, wenn dieser Gott, vor dessen Thron unser Geist anbetet, nicht unser ewiger Vater sein wollte? Warum legte die Hand Gottes die unvergängliche Sehnsucht nach Leben und Fortdauer tief in unsere Brust, wenn der Allbarmherzige sie nicht stillen wollte? — Wie, wären wir nicht unglückseliger, als das geringste Thier, mit unsern höhern Kenntnissen und Eigenschaften, wenn die Unsterblichkeit der Seele nur eine Täuschung wäre? Das Thier kennt den Tod nicht; es lebt unbekümmert um die folgende Stunde. Warum gab uns Gott, der Allweiseste, einen Blick in die Zukunft? — Zweifler, könntest du Gott lästern, und sprechen: damit wir desto unglücklicher wären! Gott hätte also seine Weisheit herrlich an Steinen, Thieren und Pflanzen offenbart, und beim Menschen sei sie zwecklos verloren? Die Thiere gelangen durch ihre niedrigen Kräfte zu so großer Zufriedenheit und Vollkommenheit, als es ihrer Natur nach möglich ist; aber der Mensch erreicht mit viel höherm Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollendung, zu welcher wir fähig sind. — Mit diesem Leben also ist unsere Bestimmung noch nicht erreicht und erfüllt. Wir tragen in uns

den Keim zu einer Vollkommenheit ins Unendliche; so ist denn Unendlichkeit zugleich die Zugabe zu unserer Erschaffung, oder die Welt ist ein Chaos, die höchste Weisheit mit sich selbst im Widerspruch — ein Gedanke, der Wahnsinn wäre.

Du glaubst einen Gott. Und wolltest du, verwegener Thor, ihn in deiner Raserei aus dem wunderbar geordneten Weltall hinwegläugnen: jeder Grashalm, dein innerer Richter, alle deine Schicksale, die Nationen des weiten Erdkreises in tausend Sprachen würden dir es zurufen: er ist! er ist!

Und ist ein Gott, ist er das vollkommenste, das heiligste Wesen — wie darfst du an seiner Gerechtigkeit zweifeln? — Wer aber an keine Fortdauer der Seele, an keine Vergeltung glaubt, die über den Sternen wohnt: der glaubt einen unvollkommenen Gott: glaubt, daß in der gefühlvollen Menschenbrust höhere Gerechtigkeit wohne, als bei dem Allerheiligsten.

Denn wie wollte es mit der göttlichen Gerechtigkeit bestehen, daß tugendhafte Menschen, fromme Christen, welche um der Tugend willen und ohne ihr Verschulden die schwersten Widerwärtigkeiten erdulden auf Erden, sie erlitten haben sollten, ohne eine Ausgleichung ihres Elendes mit höhern Seligkeiten? — daß Bösewichte, daß Tirannen der Menschheit in Herrlichkeit und Freude ihre Tage zubringen, und ungestraft ihre Nebenmenschen, ungestraft ganze Familien, ganze Völker mit Herzeleid und Drangsal verfolgen dürfen? —

Wie, wenn für diese kein Richter, für jene kein Belohner in dem Weltall vorhanden ist: wer möchte es auf Erden wagen, tugendhaft zu sein?

Wohl sagt man, die Tugend belohne sich selbst — ach, aber nicht immer. Wie mancher opferte der Tugend alle Freuden des Lebens hin, und starb unter Schmerzen und Thränen, den göttlichen Gesetzen getreu! Nein, die Tugend belohnt sich eben so wenig auf Erden immer selbst, als sich jedes Laster auf Erden auch immer selbst bestraft. — Aber den duldenden Christen, wie den frechen Sünder, wehen Ahnungen aus andern Welten an, und beide empfinden es: über den Sternen wohnt der ewige Vergelter!

Ja, über den Sternen wohnt der ewige Vergelter! Weine nicht länger, unglücklicher Freund der Tugend; verzage nicht, verlassene und verfolgte Unschuld! dein Tag des Triumphs wird kommen. Trage muthig dein Kreuz, wie Jesus, zum Grabe! — Auch du wirst ewig leben, wie er.

Wir sind unsterblich! Nicht ewig sind wir des Todes Raub. O ihr verwaiseten Kinder, warum klaget ihr trostlos über dem Grabe eures Vaters, eurer Mutter? — O Vater, o Mutter warum härmest du dich über den Verlust deines gestorbenen Kindes? Es ist vorangegangen in bessere Welten. Du bist unsterblich; du wirst es wieder finden. — Gott wollte es so. Dies Schicksal war ewige Vorherbestimmung im Weltplan. Gott wird auch Dich rufen. Du wirst einst selig sein, während Andere dir auf Erden noch nachweinen.

Wir sind unsterblich! Sünder, warum erblassest du? Unsterblich ist auch die Seele des Unglücklichen, den du mit deinem Haß, mit deiner Lästerzunge verfolgtest; unsterblich ist auch der Arme, dem Du hartherzig die Hilfe versagtest, damit du in Wollust leben könntest; unsterblich ist auch die durch dich verführte und um ihre Lebensfreuden betrogene Unschuld; unsterblich ist, du Stolzer, dein Nebenmensch, welchen du wie ein Wurm im Staube, zertratst.

Wir sind unsterblich! — O Christ, o stiller Nachfolger Jesu, auch die sind unsterblichen Geistes, denen du wohlgethan hast. Sie werden von dir zeugen vor Gott. Die Thränen, welche du vom Auge des Leidenden trocknetest, sie werden sich in deine Seligkeit verwandeln. Die Kinder, welche du mit frommem Sinn für die Ewigkeit erziehst, sie werden dir nie entrissen. Sie sind dir die verwandtsten Seelen hier und dort.

Wir sind unsterblich! Gott, mein Gott! namenlos barmherziger, weiser, gerechter Gott! — in dieser Hoffnung liegt meine ganze Erdenlust. In Deiner Welt ist kein Tod, sondern nur Leben; und was wir Tod nennen, ist nur Verwandlung. Dein ganzes Weltall ist Leben, Du selbst bist Leben, wie sollte ich in dir sein und aufhören können? Du hast mich nicht für diesen Traum auf Erden ins Dasein gerufen. — Du wähltest mir die Ewigkeit, Jesus, der Auferstan-

dene, zeigt mir durch seine heilige Lehre dahin den Weg.

Er zeigt ihn mir durch die Unsterblichkeit hin zu Dir – zu Dir! – zu höhern Vollkommenheiten, denen Du mich bestimmt hast, zu denen ich mich in der Prüfungsschule des irdischen Lebens vorbereiten soll. (Kol. 3, 2.)

O, welche unbeschreibliche Heiterkeit bemächtigt sich meiner Seele! welches Entzücken gießt der Gedanke an ewiges Sein in mein Herz! Ihr Leiden des Lebens, ihr Stunden des Schmerzes, was seid ihr? — Vorüberfliegende Schatten, die keine Spur in mir hinterlassen; Mahnungen Gottes, festzuhalten an Jesu heiligen Weisungen; Mahnungen meines himmlischen Vaters, eingedenk zu sein meines Berufs zur Ewigkeit.

O mein Gott! fest will ich an Dir hangen. Ich bin durch Deinen Willen unsterblich; ich will, von Deinem heiligen Geist durchdrungen, der Unsterblichkeit würdig handeln. Ich will meine Fehler abschütteln, wie einen befleckenden Staub; ich will Gottes sein, weil ich unsterblich bin. Sehnsuchtsvoll strebe ich zu Dir empor, ewiger Vater! — nimm mich und die Meinigen in Deine Herrlichkeit einst auf! Amen.

XXXIX.

Warum muß uns das künftige Leben ein Geheimniß sein?

2 Kor. 5. 7.

Ich glaube, — doch, ach! hier im Staube,
Wie schwach ist auch der stärkste Glaube!
Wie schwankend oft noch mein Vertrau'n!
Zu früh will stets der Glaube schau'n.

Laß, o Du, meines Lebens Leben,
Laß Deinen Geist mir Zeugniß geben:
Tod ist nicht Tod für mich, ist nur
Veredlung sterblicher Natur.

Einst, ist's vollbracht das Erdenleben,
Wirst Du den Schleier mir erheben,
Den Schleier aller Dunkelheit,
Vom Angesicht der Ewigkeit.

„Wenn man," so spricht der Sterkliche oft, indem er sich an die künftigen Schicksale seiner Seele erinnert, „wenn man auch nur wüßte, wie es mit uns in jenem Leben werden würde! Wenn man auch nur einige Spuren hätte von dem Zustande des Geistes nach dem Tode des Leibes! nur einige Kenntnisse von seiner dortigen Bestimmung, nur einige Ahnung von der Beschaffenheit seines Aufenthalts, nur einige Vorboten von seinen Freuden und Leiden in der Ewigkeit!"

Solche Fragen, solche Wünsche sind freilich sehr verzeihlich. Sie verrathen jedoch nicht sowohl eine edle Wißbegier der Seele, als vielmehr Vorwitz und Neugier. Denn die Wißbegier beruhigt sich leicht mit der Ueberzeugung: es kommt unfehlbar der Tag, an welchem du alles dies selbst erfahren und wissen wirst; und dann wirst du es erfahren, und wann es dir zuträglich ist. Aber die Neugier will sich deß nicht genügen lassen; sie will wissen, nur um ihr Gelüst zu stillen; sie gleicht dem vorwitzigen Kinde, welches zwar überzeugt ist, es werde zur bestimmten Zeit von seinen zärtlichen Aeltern beschenkt werden, aber doch unnützer Weise früher, als die erwählte Zeit vorhanden ist, das Geschenk selbst errathen möchte.

Daher hat die Thorheit der Sterblichen zu keiner Zeit geruht, die Geheimnisse der Ewigkeit zu erklügeln. Daher sind über die Beschaffenheit des künftigen Lebens so vielerlei Vorstellungen und Träumereien entstanden, als Menschen waren, die sich unterfingen, darüber ihren Einbildungen freies Spiel zu lassen. Unter den Juden wie unter den Türken, unter den Heiden, wie unter den Christen, herrschen die verschiedensten Vorstellungen vom Zustande unsers unsterblichen Geistes nach diesem Leben, Vorstellungen, welche oft die unwürdigsten für Gottes Größe und Majestät sind.

Einige meinen, die Seelen werden dort in einer beständigen sinnlichen Wollust leben, umring

von prachtvollen Garten und Lusthainen, an reich besetzten Tafeln, wo sie nach Belieben schwelgen können. Andere glauben, die Seelen schlafen so lange im Grabe, bis das große Weltgericht beginnt und die Verstorbenen weckt, wo sie dann ihren Lohn empfangen. Andere bilden sich ein, daß die Seelen bis zum jüngsten Tage der Welt theils unter der Erde, theils in den Vorhöfen der Hölle, theils in der Luft, theils in der Nähe des Himmels umherirren, und die Macht haben, sich den lebenden Menschen zu gewissen Zeiten, besonders des Nachts, sichtbar zu machen, und sie als Gespenster ohne Grund und Ursache zu erschrecken. Wieder Andere träumen, die Geister der Vollendeten müssen in einem Paradiese umherwandeln, und finden das größte Vergnügen in der Erinnerung und Erzählung der Thaten ihres vergangenen Daseins. Noch Andere glauben, daß die Seelen, noch ehe sie in den Ort ewiger Freuden zugelassen werden, sich vorher noch von allen ihnen anklebenden irdischen Neigungen, Sorgen und Sünden müssen läutern lassen, damit sie ganz rein zur unendlichen Seligkeit eingehen.

Umsonst aber haben der Vorwitz und die Neugier der Sterblichen die Pforten der Ewigkeit bestürmen wollen, um das Verborgene zu entdecken. Es gelang ihnen nie. Undurchdringlich blieb die Finsterniß, mit welcher Gott das unbekannte Land der Zukunft verhüllte; und von den Todten kam noch keiner zurück, um der lüsternen Neugier des

Menschen das heilige Geheimniß der Geisterwelt zu verrathen.

Inzwischen führten dergleichen thörichte Grübeleien niemals zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken. Die Menschen quälten sich mit ihren eigenen Träumen. Sie schufen sich Schreckbilder mancherlei Art, die nirgends vorhanden waren, als in ihrer erhitzten Einbildungskraft. Sie bevölkerten ihre Phantasie mit Gespenstern und sichtbar sein sollenden Geistern, die sie in ihrer Furchtsamkeit überall zu sehen und zu hören meinten. Sie verbreiteten nicht das Reich der Weisheit, sondern das Reich des Irrthums und der heidnischen Fabelwe t. Sie dachten nicht so sehr darauf, Jesu in Gesinnungen und Handlungen ähnlich zu werden, als vielmehr sich über ihre Einbildungen und Meinungen unter einander zu streiten. Sie hofften zuletzt von langen und künstlichen Gebetsformeln, von Opfern und äusserlicher Zucht, von Fasten und Reinigungen mehr Heil, als von der Nachahmung Jesu, von tugendhaften Gesinnungen und Handlungen der Liebe. Sie setzten endlich den Werth und das Wesen des ganzen Christenthums mehr in Lehrbegriffe und in Glauben, als in gottgefällige Werke, wie Jesus Christus in allen seinen Predigten, wie die Apostel Jesu sie in allen ihren Reden und Briefen forderten. Umsonst rief ihnen der heilige Apostel Jakobus zu: Was hilft es, lieben Brüder, so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube allein

selig machen? (Jak. 2, 14.) Umsonst rufst Du ihnen, o Jesus Christus, zu: Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. (Matth. 7, 21.) Sie beharrten in ihrer traurigen Weisheit; Aberglauben, aberglaubige Gebräuche, Gebetsformeln, gottesdienstliche äussere Verrichtungen galten ihnen mehr, als Jesu warnende Liebe.

So sei denn fern von mir Alles, was nur Sache des Vorwitzes ist; fern von mir jede Vorstellung und Muthmaßung über den Zustand abgeschiedener Seelen, die mich zu aberglaubigen, furchtsamen Empfindungen und Gebräuchen verleiten könnte. Ich habe auf Erden nur einen großen Offenbarer alles Göttlichen und Himmlischen; dieser ist Gottes Sohn, Jesus Christus, der Weltheiland. Er ist allein mein Licht, mein Leitstern in der Finsterniß, und alles Andere, was wir Menschen, so weise, so heilig sie auch sein mochten, von den Gegenständen des ewigen Lebens offenbaren wollten, war nur irdische Vorstellung, war nur ihre besondere Meinung.

Jesus aber, der ewige Genosse der Ewigkeit, der da ist der Anfang und das Ende, Jesus verhieß uns die Unsterblichkeit der Seele, ohne über den Zustand in jenem Leben etwas zu verkünden. Er lehrte nur, daß der Geist des Menschen nach seiner Befreiung vom Körper höhern und schönern Verhältnissen entgegeneilt, die ihm Gott bereitet hat von Anbeginn; darum sagte er

zu dem Todesgenossen am Kreuze: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! (Lukas 23, 43.) Er lehrte, daß die Geister sich hier auf Erden vorbereiten müssen zur Ewigkeit, daß sie schon hier dem großen Reiche Gottes angehören; daß das Reich Gottes nicht in äussern Zeichen bestehe, sondern in uns sei in tugendhaftem, vollkommenem Gemüth. Das Reich Gottes, sprach er, ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.) Er lehrte, daß, wie hienieden jeder Sterbliche sich einer höhern Vollkommenheit, eines schönern Verhältnisses würdig gemacht habe, er es in der Ewigkeit auch empfangen werde. Da wird Jeder gerichtet nach seinen Worten, Gedanken und Werken, und den Lohn empfangen wie er ihn verdient. (Matth. 25 34 — 46.)

Mit diesen Belehrungen über die Erwartungen, welche wir von der Ewigkeit haben, soll und darf der Jünger Jesu sich genügen lassen. Er kennt den Werth des ewigen Lebens; ihn erfreuen die Verheißungen desselben. Wir wandeln hienieden noch nicht im Schauen, sondern im Glauben. (2 Kor. 5, 7.)

Und warum sollte ich nicht mit jenen Offenbarungen zufrieden sein? Warum sollte ich mich nicht gern mit dem beruhigen, was Jesus mir verhieß? Warum sollte ich meiner unruhigen Neugierde mehr Gehör geben, als der Weisheit meines göttlichen Erlösers und Beseligers?

Hätte die Gottheit es heilsam erachtet für das menschliche Geschlecht, daß es Blicke hinüberwerfen und die Geheimnisse der Ewigkeit durch-

dringen könnte: so würden wir dieses Glück fürwahr genossen haben. Aber der Allerweiseste wollte es nicht; dies Vermögen, den Wandel der Geister bis in die Ewigkeit zu verfolgen, war folglich nicht unser Glück. Wir wurden desselben beraubt, bis zu der großen Stunde, da wir selbst Genossen der Ewigkeit werden.

Dein Vorwitz also, das dunkele Räthsel von der künftigen Welt zu lösen, ist sträflich; ist deines Christenthums unwürdig; ist Mangel des Vertrauens zu Gottes hoher Weisheit und väterlicher Liebe. — Sei überzeugt, daß die Kenntniß dessen, was der Herr dir noch verhehlen will, dich unglücklich machen würde. So gibt es ja auch manches Geheimniß, welches Aeltern ihren eigenen Kindern hienieden verbergen, so lange dieselben noch im Stande der Unmündigkeit leben; sie sparen ihnen die Entdeckung davon für reifere Jahre auf. Eine allzufrühe Enthüllung des Geheimnisses könnte vielleicht für die Wohlfahrt ihres Hauses, für die Wohlfahrt ihres Kindes gefährlich werden. Wer möchte die Klugheit und Vorsicht dieser besorgten Aeltern tadeln, welche eben darin einen unzweifelhaften Beweis der Liebe ihres Kindes geben? Wird nicht einst in spätern Jahren das Kind selbst dafür danken müssen?

Und so ist es auch mit dem Menschen gegen Gott! Auch wir werden einst, wenn der Tod das dunkele Siegel des Geheimnisses bricht, der Weisheit des allliebenden Vaters unsern Dank stammeln. Auch wir werden die Eitelkeit unserer Be-

mühungen, die kindischen Einbildungen belächeln, welche wir uns wegen der ewigen Zukunft machten. Auch wir werden den Mangel des Vertrauens zur Gnade dann mit Recht bereuen.

So wenig wir auch noch hienieden im Stande sind, bei unsern beschränkten Einsichten die Rathschlüsse des Allerhöchsten und deren höchste Zwecke zu erkennen, ist es uns doch schon jetzt viel leichter, diese Zwecke zu ahnen, warum Gottes Hand vor unsern Augen dies Angesicht der Ewigkeit verschleierte, als es uns leicht wäre, diesen Schleier nur um ein Geringes zu lüpfen.

Je weniger wir dasjenige bestimmt kennen, was uns nach diesem Leben erwartet, je reiner, je uneigennütziger kann auf Erden unsere Tugend sein.

Was ist denn christliche Tugend? Was ist denn Heiligkeit, welche Jesus von uns fordert? — Sie ist ihm nichts Anderes, als Selbstbeseligung, Selbstveredelung. Sie soll keinen andern Zweck haben, als sich selbst; sie soll kein Mittel werden, diesen oder jenen Vortheil zu erbeuten; sie soll nicht eine bloße Klugheitsmaßregel sein.

Was ist aber die Tugend, mit welcher ich Almosen an Arme austheile, um dafür Ehre bei den Leuten einzuärnten? — Feindschaften vermeide, um ruhig leben zu können? — Beistand leiste, damit man mir wieder beistehe? — gemeinnützige Handlungen verrichte, um zu Ansehen zu gelangen? — ehrlich handle, um Zutrauen zu gewinnen? — leutselig bin, um gelobt zu werden? —

demüthig bin, um gepriesen zu sein? — Freundschaft denen beweise, die mir wieder Freundschaft beweisen können? — Ist dies Tugend im Sinne Jesu? — Nein, es ist nur Klugheit! Es ist nur Berechnung, wie man durch kleine Opfer einen größern Vortheil erobert. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Und so ihr nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? fragt Christus. (Matth. 5, 46. 47.) — Nein, vollkommen sollt ihr sein, gleichwie euer Vater im Himmel ist; das heißt, ohne Eigennutz, ohne eure Tugend zu einem bloßen Klugheitsmittel zu erniedrigen; ohne einen höhern Lohn für eure Vollkommenheit zu erwarten, als in dieser Vollkommenheit selbst schon liegt.

Wer die Tugend nicht um ihrer selbst willen lieben kann, o der hat die Tugend noch nie erkannt! Ein Kind, welches nur darum, nur dann gehorsam ist, wenn man ihm dafür etwas Gutes verspricht, ist kein weises, kein frommes, wohl aber ein kluges, ein eigennütziges Kind.

Gott ist vollkommen, weil er Gott ist, und die Vollkommenheit in sich selbst die höchste Seligkeit findet. Gott ist vollkommen, nicht um andere, äussere Vortheile zu gewinnen, und ist barmherzig, gnädig und gütig, nicht damit der Wurm des Staubes, der schwache Mensch, ihm dafür Verehrung leiste. So, in diesem Geiste nun, will Jesus, sollen auch wir vollkommen sein, wie es der Vater im Himmel ist.

Wir sollen uns durch alle Tugenden veredeln und heiligen, nicht um dafür durch etwas Anderes belohnt zu werden, sondern weil schon in dieser Veredelung und Heiligwerdung die Seligkeit des Geistes eingeschlossen liegt. Der Tugendhafteste, der Weiseste ist schon eben dadurch der Glücklichste, weil er der Edelste ist. Was er hienieden war, das ist, das bleibt sein Geist auch in der Ewigkeit. Das ist sein Lohn droben, daß er sich immer mehr der göttlichen Vollkommenheit nähern darf, daß er Gott ähnlicher geworden, und immer ähnlicher wird.

Wenn Jemand nichts Böses thut, aus Furcht vor Strafe: so ist er klug, aber nicht tugendhaft zu heißen. Wenn Jemand nicht stiehlt, aus Furcht vor den Fesseln des Gefängnisses, wer wird ihn fromm nennen? Wer wäre Bürge, daß er nicht stehlen würde, wenn keine Fesseln, kein Gefängniß vorhanden wäre? — Wenn Jemand nicht sündigt, aus Furcht vor der Hölle: ist er darum ein Gerechter? Oder wenn Jemand hienieden Gutes thut, in der Hoffnung, dafür in jenem Leben außerordentlich belohnt zu werden: ist er darum ein Heiliger im Sinne Jesu? Wie, wenn er keine, oder nur schwankende Hoffnungen hätte, würde er dann noch so gut handeln? Ist seine eigennützige Tugend also viel anders, als eine kluge Maßregel, wie er um einen geringen Preis ein großes Gut erkaufen, durch ein geringes Opfer von wenigen Minuten eine Ewig eit voller Lust erwerben könne?

Nein, es ist Wohlthat, daß wir nicht die

Ewigkeit schon mit irdischen Blicken durchschauen. Unsere Tugend kann dadurch um so heiliger und uneigennütziger auf Erden sein, weil wir, unbekannt mit dem, was kommt, ganz auf uns selbst beschränkt sein müssen.

Und zudem, wenn uns auch eine Offenbarung der künftigen Welt gestattet werden sollte, was möchten wir davon begreifen? — Wie wäre denn bei unserer jetzigen Lage, bei unsern an die Erde gefesselten Kräften die Erkenntniß des Ueberirdischen möglich? Wie kann der Sinnliche das Geistige umfassen? Alle Beschreibungen würden uns dennoch dunkel bleiben, weil uns alle Mittel der Vergleichung fehlen.

Wenn ein Reisender unsers Welttheils zu den rohen Wilden ferner Inseln des Weltmeers gelangt: wie will er denselben die Bequemlichkeiten, die geistigen Vorzüge des Menschen aus unsern Gegenden beschreiben, da davon kein Begriff in die Seele des Wilden je gelangt ist? — Wenn ein Sehender dem Blinden die Reize einer Landschaft, die prachtvollen Gestalten hoher Gebirge schildern will, an deren Fuße große Ströme Wassers glänzen, und deren Haupt die Wolken des Himmels im Strahl der goldenen Abendsonne schimmern — mit welchen Worten könnte er dem Blinden, der nie das Licht gekannt, den wunderreichen Zauber dieser Schöpfungen vorstellen? Der Blinde wird traurig in seiner Finsterniß verharren, und von Allem nichts begreifen. Nur größere Wehmuth

wird seine Seele erfüllen, daß er des Glücks nicht theilhaftig worden ist, wie viele andere Wesen.

Wohlan denn, wir Sterblichen alle, sind wir denn mehr, als Blindgeborne für die auf uns harrende Herrlichkeit des künftigen Daseins? Dort sehen nur die Verklärten! Und wenn jener Vollendeten einer erschiene, wenn er uns die Größe, die Güte, die Majestät des Schöpfers in jenen seligen Welten schildern, wenn er uns den Zustand der vom Irdischen befreiten Geister vorstellen wollte — ach, würden wir ihn begreifen und verstehen können? Würden wir nicht in Wehmuth versinken, in Gedanken, daß andere Geschöpfe Gottes unendlich vollkommener und seliger wären, als wir? Würden wir nicht die Freuden, welche Gott uns schon hienieden gewährt, gering finden gegen diejenigen, welche er uns noch vorbehalten hat? O gewiß, mit weiser Hand verhüllte der Ewige den Glanz der Ewigkeit, welcher uns auf Erden noch nicht beseligen darf — denn wir würden minder glücklich sein, als wir sind, da unsere Wonnen, die wir empfinden, auch die größten sind, welche wir kennen.

Wär uns ein Blick in die Seligkeit künftiger Welten gestattet, die Ungeduld, sie zu erreichen, würde uns das Hiersein verbittern. Wie leicht, wie bald wäre die Grenze des Lebens übersprungen! Wie viele Tausend Leidende würden in Augenblicken

des Unmuths, uneingedenk ihrer Pflichten, diese Welt verlassen wollen!

Aber Gott wollte, daß wir auf Erden unsere Bestimmung erfüllen, so weit sie hienieden zu erfüllen ist, daß wir unsere irdische Laufbahn nicht freiwillig, nicht muthwillig verlassen, sondern sie bis an ihr äusserstes Ziel beenden. Daher stellte er als Wächter vor die verschlossenen Thore der Ewigkeit das Schrecken und den bangen Zweifel, und die furchtbare Stille des Todes, und die unaufhörliche Finsterniß!

Und diese Wächter treiben das Menschengeschlecht in seine Bahn zurück, daß es seinen Lauf vollende.

Umsonst quält uns jetzt das Ungemach des Lebens, umsonst die Sehnsucht und Ungeduld zur Wiedervereinigung mit unsern Freunden, die in das ewige Vaterland vorangingen: das Grausen, welches die Pforten der Ewigkeit umringt, wirft uns wieder zurück, und wir setzen die Erdenreise ruhiger fort.

Wäre jene Finsterniß nicht, wir würden den müden Seefahrern gleichen, welche auf dem stürmischen Meere nach einer langen Reise die Ufer der Heimath vor sich erblicken. Sie sehen die ruhigen festen Gestade, wo keine Stürme mehr den Untergang drohen. Schon sehen sie die blühenden Bäume und die friedlichen Hütten. Alle Sehnsucht, alles Heimweh erwacht. Ihre Augen schwimmen in Thränen wehmüthiger Wonne bei dem lange entbehrten Anblick. Sie zittern. Jeder Au-

genblick wird ihnen zum Jahr, ehe sie das Ufer erreichen. Ach, schon erkennen sie die Gattinnen, die Brüder, die Aeltern, die Kinder, die Geliebten, welche ihrer dort warten. Sie sehen die Arme derselben ihnen zum Empfang entgegenbreiten. Sie vernehmen aus der Ferne den Ruf der Liebe und Sehnsucht. Was hält sie noch, in diese Arme zu fliegen? sich satt zu weinen mit Freuden nach der langen Trennung an jener Brust, die zärtlich für sie schlägt? — O Heimath der Ruhe, o Freude, die wir so lange vermißten: so rufen Alle. Sie vergessen das Ruder des Schiffes, vergessen die Wellen des Meeres, die Klippen, die Brandungen rings umher, sie vergessen die Schätze, welche sie auf der langen, mühsamen Reise einsammelten — sie stürzen sich voller Sehnsucht ins Meer, um desto schneller die Ufer der Heimath zu erreichen.

Das wäre das Loos der Sterblichen, wenn nicht der dunkele Abgrund sie von dem himmlischen Vaterlande zu ihrem eigenen Heil trennte.

Aber, o mein Gott! nicht immer trennt er mich von den theuern, heißgeliebten Seelen, die dort meiner warten! — Ich werde sie endlich erblicken, diese Ufer meines bessern Vaterlandes; ich werde sie endlich wiedersehen, die Theuern, an denen mein Herz hängt; dann werde ich ausruhen von den Gefahren und Mühseligkeiten, die ich auf dem stürmischen Meere des Lebens ertrug.

Ja, getrost, o mein Geist, Gott hat dir deine Ruhe bereitet; Gott hat dir deine Heimath be-

wahrt! Du wirst mit Entzücken wiederfinden, was du hier verloren hattest! Du bist nicht einsam; ach, deiner harren schon die Geliebten. Sie winken dir mit den Palmen des Sieges, die du hier erkämpfen sollst. — Auf denn, mein Geist, vollende diesen Kampf! Erhebe dich durch Jesu heiliges Wort, mit Jesu heiligem Sinn zu jener Vollendung, durch welche du allein ein Bürger des schönern Lebens, der Genosse einer seligern Zukunft sein kannst! Er ist's ja, der dir ruft: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!

XL.

Eine Freude in der Todesstunde.

Offenb. Joh. 14, 13.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich gebeugt im Staube
Zu Dir, mein Herr, mein Gott, mein Heil!
Bin ich der Sünden all' entladen,
Wird mir die Hoffnung Deiner Gnaden,
So ist der Himmel ja mein Theil.

Und naht sich dann mein letzter Schlummer,
Wohl mir, dann darf ich ohne Kummer
Hinab auf die Geliebten seh'n;
Und Keiner, der mich sah und nannte,
Wird es bereu'n, daß er mich kannte,
Und kalt an meinem Grabe steh'n.

Eins welket um das Andere hin: die Pflanze des Feldes, das Thier, der Mensch. Man kommt, man sieht sich um, man scheidet wieder von hin-

nen. Ob in der Blüthe und Fülle des Lebens, ob erst im späten Alter von hinnen gehen — wer weiß es? Und zuletzt ist es einerlei. — Welchen Unterschied haben denn ein paar Minuten, ein paar Tage ein paar Jahre mehr oder weniger? Was vorüberging, ist, als wäre es nie vorhanden gewesen. Der Staub des Kindes, der Staub des Greises liegen neben einander im Grabe — beide sind jetzt dasselbe. Ein anderes Menschengeschlecht wandelt über sie hin; weiß nichts von ihnen, redet nicht von ihnen, lebt, um bald auch neben ihnen zu liegen.

Das wissen wir Alle. Wir fürchten jenen Augenblick. Doch sträuben wir uns vergebens. Ob auf dem Schlachtfelde, ob auf dem Krankenlager, ob in der Mitte unserer Verwandten, ob unter Fremdlingen, ob im Genusse eines frohen Tages, ob im Kerker, — gleichviel, er erscheint gewiß.

Sich darüber täuschen — und nie auf den Augenblick hinsehen, ist eben so thöricht, als sich mit Sterbensgedanken quälen, und die besten Lebensgenüsse verbittern. — Aber das ist weise, wenn man sich für jenen bittern und gefürchteten Augenblick noch eine grosse Freude aufspart, in der endlich alles Bittere süß werden muß.

Daran denken freilich wohl auch viele Menschen: doch nicht immer wählen sie das Rechte. Oft sind sie in der Wahl dessen, was ihnen in der Scheidestunde wohl thun sollte, sehr einseitig.

Es gibt Viele, die ihr ganzes Leben hindurch sorgen und arbeiten, um Geld zu gewinnen, damit

sie ihren Kindern ein ansehnliches oder doch nothdürftiges Vermögen hinterlassen können. — Das ist nun freilich sehr löblich. Es muß in der letzten Stunde und beim Abschiede von den lieben Seinigen eine große Beruhigung sein, wenn man weiß, es sei doch nun für sie gesorgt, wenn wir ihnen auch fehlen. Sie sind nicht ganz verlassen, nicht ohne alle Mittel; werden nicht als Bettler, als überlästige Geschöpfe in der Welt umhergestoßen; sind in den Stand gesetzt, ein ehrenhaftes unabhängiges Leben zu führen. — Allerdings, dies ist große Beruhigung. Aber doch ist es nur eine geringe Freude. Denn das gute und böse Schicksal unserer Lieben hängt ja nach unserm Tode nicht vom Gelde allein ab, was wir ihnen hinterlassen. Es hängt noch weit mehr von ihren Geschicklichkeiten ab, von ihren Kenntnissen, von ihren Tugenden, von der Freundschaft der Menschen, vom Segen Gottes ab. Alle Geldsummen machen nicht glücklich, wenn wir nicht durch unsere Gemüthseigenschaften fähig sind, wahrhaft glücklich zu sein. Wohl sichert ein anständiges Vermögen unsere Kinder vor allzugroßer Abhängigkeit von Menschengunst und Menschenlaunen. Allein wer seine Kinder so erzogen hat, daß sie selbst unabhängig vom Gelde glücklich und zufrieden sein können, erst der hat ihnen einen wahren Reichthum hinterlassen, den nicht Diebe stehlen, nicht die Zeitumstände vermindern, nicht Motten fressen können. Und endlich, wenn wir keine andere Beruhigung beim Abschiede von den Unserigen haben, als daß wir einiges Vermögen hinterlassen, mit dem sie sich weiter helfen können: wie wenig haben wir gethan! Das thun ja auch die Heiden. Wir leisteten nur unserer dringendsten Pflicht, unserm eigenen Ehrgeiz Genüge.

Noch Andere pflegen sich für die Todesstunde eine Freude aufzusparen, deren sie sich für das

ganze Leben sonst zu berauben hartherzig genug gewesen sind. Man hört gewöhnlich, daß Sterbende allen ihren Widersachern verziehen und sich mit ihnen aufrichtig ausgesöhnt haben.

Wohl ist Versöhnung mit Feinden eine hohe Seelenfreude. Es ist das Zeichen eines vortrefflichen Gemüths, wenn wir freundschaftlich Jeden um Verzeihung bitten, den wir aus Stolz, oder Habsucht, oder in aufwallendem Zorn gekränkt haben. — Doch recht betrachtet, was ist eine Versöhnung mit unsern Feinden auf dem Sterbebette? — In der That, nichts ist sie, als eine Erklärung, mit ihnen Frieden zu machen, weil wir ihnen doch nicht mehr schaden können. Was wirst du von der Versöhnungslust eines Menschen halten, der dir, wenn er im Kerker sitzt, Freundschaft und Frieden gelobt, und wegen des Vergangenen deine Verzeihung wünscht? Was ist Versöhnung mit unsern Feinden, wenn wir auf dem Sterbebette liegen? Sind denn Alle die zugegen, welche wir während des Lebens bald durch Worte, bald durch Werke beleidigt haben? Gibt ihnen denn unser Wille Genugthuung für die verdrußvollen Stunden und Tage, welche wir ihnen durch unser zänkisches und liebloses Wesen gemacht haben? Sind wir denn auch sicher, daß sie uns unsere Ungerechtigkeiten alle vergeben haben? Warum sparst du auf, was du an jedem Tage deines Lebens zu thun verpflichtet warst, und machest erst Freundschaft, wenn deine Feindschaft Keinem mehr gefährlich sein kann? Meinst du, dein bloßer, in der Angst des Herzens dir abgenöthigter Wunsch sei hinlänglich, die Seufzer der Beleidigten zurückzuhalten, daß sie nicht zum Himmel steigen zum Vergelter, deine Ankläger zu werden?

Wir hören von Andern, daß sie vor ihrem Sterben, wenn sie mit dem letzten Willen über

die Vertheilung ihres Vermögens Anordnungen treffen, die Armen bedachten; milde Stiftungen oder andere gemeinnützige Anstalten wohlthätig begabten; zuweilen eigene Verfügungen trafen, um das, was sie auf ungerechte Weise besaßen, an den wahren Eigenthümer zurückzubringen. — Es ist billig! — Man soll nicht mit dem Bewußtsein eines Verbrechens aus der Welt scheiden, das man noch auf einige Weise verbessern kann. Es ist löblich! Man soll mit dem, was hinterlassen wird, auch die Vermehrung des allgemeinen Wohls bedenken. Nicht unsere Blutsverwandten und Kinder allein sind unsere Kinder — alle Kinder Gottes, alle Erlösete Jesu sind es. — Inzwischen mag doch wohl die Freude traurig sein, wenn wir endlich das wegaeben, was uns ohnehin der Tod verbietet, länger zu haben. Warum, du Karger, Geizigsparender, gibst du nicht auch, da du lebest, und beförderst Glück und Freude? Da würde es dir ein Verdienst sein, was es in der letzten deiner Stunden nicht mehr ist. Die arme Wittwe im Evangelium, so wenig sie auch Vermögen hatte, brachte doch ihr Scherflein zum Gotteskasten. Sie entbehrte während ihres Lebens, um wohlzuthun. Du aber spartest, um dein Gut zu vergrößern, und wurdest erst freigebig, als der Augenblick kam, da dir dein Erworbenes nicht länger angehören sollte. Du, der sein Vermögen zu glänzenden Lustbarkeiten, zu Pracht und Wohlleben, zum Kitzel des Gaumens bei leckern Gastereien anwendete, und erst wenn Krankheit und Todesnähe dir die Kraft zur Ueppigkeit und Schwelgerei rauben, daran denkt, Nakte zu kleiden, Hungrige zu speisen: was hast du Großes gethan? Du hörst auf zu schwelgen, weil du nicht mehr kannst, und gibst, was dir nichts mehr nützt. Deine Tugend ist wahrlich klein; wie hoffst du von ihr Versüßung der Todesbitterkeit?

Es ist ein Trost in der Sterbestunde, sich von seinen Geliebten und Freunden umringt zu sehen, und in den Thränen ihres Schmerzes das angenehme Geständniß ihrer Zuneigung und zärtlichen Anhänglichkeit zu lesen. — Doch kann uns dies wohl alles Herbe des letzten Augenblicks versüßen? Wer wird nicht traurig, wenn er einen Sterbenden erblickt? Man sieht ja auch einen ganz fremden Menschen nicht ohne Rührung und Theilnahme in seinen letzten Athemzügen. — Und ist es denn ein Verdienst, ist es ein Zeugniß von unserm innern Werth, wenn Personen um uns weinen, die gewohnt waren, mit uns zu leben; mit denen wir immer in traulichen Verhältnissen standen? — Wäre nicht das eine größere Beruhigung, wenn wir im letzten Augenblicke wüßten: auch diejenigen werden trauern, wenn sie unsern Tod vernehmen, die niemals eigentlich Umgang mit uns hatten? — wenn die ganze Gemeine klagt: wir verloren einen redlichen Mitbürger, einen Beistand der Armen und Verlassenen, einen thätigen Beförderer alles Guten, einen angenehmen Gesellschafter, einen Menschenfreund im vollsten Sinne des Wortes?

Wahrlich, dies Bewußtsein ist in der Todesstunde eine der größten Freuden: daß wir nicht aus der Welt gehen, ohne von Jedem, der uns kannte, geachtet zu sein. — Er muß das Schmerzhafteste auf dem Sterbebette der Gedanke sein: Wohl mancher lebt, der da wünscht, er hätte dich nicht gekannt, er wäre nie in Verhältnissen mit dir gestanden.

Mit jenem unendlich süßen Troste, daß Keiner von denen, die wir hinterlassen, bereut, uns gekannt zu haben, starb einst Jesus Christus. Er starb den Tod der hohen Selbstaufopferung für das Glück aller Seelen; er starb den Tod der unnennbaren Liebe selbst fur die Undankbaren,

die ihn noch verkannten. Er starb, aber selbst seine Verfolger bewunderten ihn; selbst seine Richter sprachen: Wir finden keine Schuld an ihm. Ein verwildertes Volk, im Sturme roher Leidenschaften, schleppte ihn zum Tode — aber Jerusalem weinte. Nach einigen Tagen ergriff strafendes Schrecken seine Feinde — und Tausende, die sich einst von ihm gewandt hatten, nahmen wieder ihre Zuflucht zu ihm. — Noch heute trauert, nach fast zwei Jahrtausenden, das durch ihn erlösete Geschlecht, wenn es das Andenken seines Leidens und Sterbens erneuert. Wahrlich, das heißt in Gott sterben! das heißt noch lange im Tode sich vom Segen seiner Thaten begleitet sehen.

S e l i g s i n d d i e T o d t e n, d i e i n d e m H e r r n s t e r b e n v o n n u n a n. J a d e r G e i s t s p r i c h t: d a ß s i e r u h e n v o n i h r e r A r b e i t, u n d i h r e W e r k e f o l g e n i h n e n n a c h. Offenb. Joh. 14, 13.

Und dies — ja dies soll die letzte irdische Freude sein, welche sich jeder Weise, jeder wahrhafte Christ für die Todesstunde aufsparen muß. Mit einem solchen Bewußtsein schläft es sich sanft ein.

Was heißt denn: i n d e m H e r r n s t e r b e n? Es heißt, in Jesu Christi Sinn und Heiligkeit sterben. — W a s h e i ß t i n J e s u s t e r b e n? Es heißt nicht im Glauben an Gott und Jesum sterben — o die Teufel glauben auch und zittern! — sondern es heißt, ungetrennt von Jesu, ganz Eins mit ihm, und also auch in ihm sterben. Und wer kann i n J e s u s t e r b e n, wer nicht i n J e s u g e l e b t h a t? W a s h e i ß t, i n J e s u l e b e n? Es heißt, in seinem Glauben, in seinem Geiste und Sinn leben; so leben und handeln, wie er in unsern Verhältnissen selber gelebt, gedacht, geredet, gehandelt haben würde.

Nur wer im Herrn gelebt hat, kann einst im

Herrn sterben. Nur wer im Herrn stirbt, ist selig zu preisen; der ruhet von seiner Arbeit aus, — er ruhet aus, nicht von Vergnügungen, vom Streben nach Geld, nach Ehre, nach Bewunderung, nach Pracht und Glanz, sondern von der Arbeit für anderer Menschen Wohl und Freude. Und er ist selig zu preisen, denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zur Todesstunde. Da ist ihre Erinnerung sein letzter Trost. Da gibt ihm der Gedanke an ein frohes Scheiden die Beruhigung: Ich hinterlasse von Allen, die mich überleben, Keinen, der es bereuet, mich gekannt, mit mir in naher oder entfernter Berührung gestanden zu haben. Ich hinterlasse Keinen, der froh ist, daß ich aus der Reihe der Lebendigen wegging, weil ihm mein Dasein drückend und verhaßt war. Nein, ich trete aus einem Kreise werther Menschen, denen allen ich, wo nicht immer Gutes, doch wissentlich kein Böses zugefügt habe. Ich that im Leben was ich konnte. Ich dachte oft bei meinen Handlungen: Würde Jesus so gehandelt, so gedacht, so gesprochen haben an meiner Stätte? Ich lebte im Herrn, darum sterbe ich im Herrn. Mein Jesus lebt, ich werde auch leben. Selig ist, wer so stirbt, denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zum Grabe. — O, wo gibt es in der Welt ein schöneres Leichengefolge, als das Gedächtniß unserer Tugenden bei denen, die noch nach uns sind; wenn unsere Freunde mit weinenden Augen noch lange rühmen, wie gut wir waren; wenn noch lange unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen unser ehrenvoll gedenken; wenn selbst Fremdlinge, indem sie von uns hören, bewegt werden und sprechen: Wahrlich: selig ist dieser Todte zu preisen, denn herrlich folgen ihm seine Werke nach! — Ja, sie folgen

ihm nach; sie wandeln sich in Segen über seine Kinder und Kindeskinder. Sein Name, der im Andenken der Mitbürger hochgeachtet lebt, ist die Empfehlung für seine hinterlassenen Verwandten. Man vergilt noch gern dem verstorbenen Vater, der verstorbenen Mutter in ihren Kindern. Man ehrt die Eltern noch in diesen. Wehe dem, der den Seinigen, die er liebt, nichts als Geld und Gut hinterlassen kann! Geld und Gut verfliegen. Aber ein durch große Tugenden ehrwürdig gewordener Name ist ein Heiligthum, das weder die Flamme des Krieges, noch die List des Betrügers, noch die Ungerechtigkeiten der Großen, noch die Gewalt der Bösewichter zerstört. An dies der Gedanke des Sterbenden, und im Tode schmeckt er die lauterste Seligkeit; er fühlt es, seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach in das bessere Leben, jenseits der Todesstunde. Denn — es zittere der Sünder, und Entzücken durchglühe den Gerechten! — es wohnet über den Sternen ein ewiger Vergelter. Er lebt, auch ich werde bei ihm leben. Was ich den geringsten von meinen und Jesu Brüdern gethan, das habe ich ihm gethan. Gott vergilt! — Der stille Dank durch mich geretteter Unglücklichen, durch mich getrösteter Leidenden schallt hinüber in den Himmel; die Thräne der Rührung oder Freude, welche ein gefühlvoller Mensch über das gute Werk weint, das ich ohne Ruhmsucht stiftete, glänzt dort; das tief empfundene, leise Lob, welches Lebensgenossen, ohne daß ich darnach strebe, ohne daß ich es hier nur vernehme, über meine nützlichen, menschenfreundlichen Werke aussprechen, tönt mir dort entgegen. — Ach, welche Seligkeit muß das Herz des Sterbenden erfüllen, wenn er denkt: Weit entfernt, daß unter denen, die mich überleben, ein Einziger mein Andenken verwünscht, darf ich

vielleicht mehr glauben, es wird Mancher mit Liebe von mir reden!

Sterben werde ich! es ist gewiß! Aber werde ich in der Abschiedsstunde diese hohe Freude geniessen, welche dem Edeln die Bitterkeit des Abschieds versüßt? — Sollte ich es nicht wünschen? — Was fürchte ich mehr als jenen letzten Augenblick? Warum sollte ich nicht alles Angenehme in denselben hineintragen, wenn es in meiner Gewalt steht? O selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

Und wie, wenn nun in der künftigen Nacht mein letzter Schlaf wäre? wenn in einem Monat? — wer weiß denn die Stunde, da ihn Gott von der Arbeit abruft! — hätte ich dann die eine, die süßeste und letzte aller irdischen Freuden?

Wenn ich jetzt stürbe, könnte ich mit dem Bewußtsein mein Haupt niederlegen auf das Sterbekissen: ich hinterlasse Niemanden in der Welt, den es gereut, mit mir in irgend einer Verbindung gewesen zu sein? — Ist Niemand da, den ich durch Worte, Beispiele und Handlungen zu einer Sünde verleitet habe? — der sich meiner nicht erinnern kann, ohne im Stillen roth zu werden vor Scham? Ist Niemand da, dem ich durch schadenfrohes Geschwätz, durch leichtsinnige Urtheile, durch unüberlegten Spott in der Hochachtung bei seinen Mitbürgern schadete? Ist Niemand da, der sich ärgert, wenn er meinen Namen hört, weil ich wohl boshaft seinen guten Namen verläumdete aus Verkleinerungssucht? Ist Niemand da, von welchem ich vielleicht nicht jetzt noch ein auf ungerechte Weise mir zugeeignetes Gut besitze? Vielleicht fordert er es mir nicht ab; vielleicht habe ich es so hinterlistig empfangen und behalten, daß er selbst nichts davon weiß. Soll ich einen so ungerechten Besitz, auf dem kein Segen ruht, meinen Erben hinterlassen? Ist

denn Niemand da, dem ich durch meine Launen, durch mein unzufriedenes, zänkisches, herrschsüchtiges Wesen das Leben oft schwer und freudenlos machte? Ist Niemand da, der sich einst beklagen wird, daß ich seine Erziehung so übel besorgte? Ist Niemand da, der mich beleidigt hat, und hasse ich ihn noch, lebe ich noch in Unzufriedenheit mit ihm?

Sterben werde ich, das ist gewiß. Aber werde ich im Herrn sterben? Habe ich im Herrn gelebt? O, ich muß mein Angesicht vor Dir schamvoll verhüllen, Herzenskundiger, Nieserforscher, allheiliger Vergelter! denn ich fühle, indem ich mich selbst prüfe, daß ich nicht ganz vorwurfsfrei bin. Ich habe noch Vieles gut zu machen, das ich bose gethan. Ich habe noch Vieles gut zu machen, das nicht vergessen sein darf. Ich habe nicht immer in Dir, mein Jesus, gelebt, — wie könnte ich nun freudig in Dir sterben? Es war mir leicht, jedem meiner Bekannten durch irgend eine gute Eigenschaft gefällig, in irgend einer vortheilhaften Stunde nützlich zu sein — und doch geschah es nur selten. Oft geschah wohl leider das Gegentheil! Ach, ich wage kaum daran zu denken.

Aber, vernimm es, allgegenwärtiger Gott, ich will daran denken, ich will verbessern, ersetzen und das Versäumte nachholen. Ich will in meinem Jesu leben, um einst, schon selig in der Todesstunde, im Herrn entschlafen zu können, mit dem Bewußtsein: es bleibt Niemand übrig, den es gereut, mich gekannt zu haben. Darum gilt auch mir das Wort vom Himmel: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!

Inhalt.

Seite

I. Gott im Sturm 3
II. Betrachtung der Witterungswechsel (Erster Theil) 19
III. Betrachtung d. Witterungswechsel (Zweiter Theil) 33
IV. Der Schnee 47
V. Der Untergang der Welt 62
VI. Die Heimathliebe der Völker . . . 76
VII. Das Erscheinen Christi im Leben . . 93
VIII. Das Reich Gottes 105
IX. Des göttlichen Wortes Macht . . . 121
X. Buße und Gnade 135
XI. Werth schwerer Schicksale 148
XII. Beruhigung in schweren Stunden . . 163
XIII. Das höchste Gelübde — Weltentsagung . 176
XIV. Weltverbrüderung 188
XV. Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger? (Erster Theil) 200
XVI. Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger? (Zweiter Theil) 213
XVII. Die Furcht vor dem Tode (Erster Theil) 225
XVIII. Die Furcht vor dem Tode (Zweiter Theil) 238
XIX. Ueber das Erscheinen der Verstorbenen . 252
XX. Gott ist die Liebe 265
XXI. Der Trost des Dulders 279
XXII. Der Kranke 293
XXIII. Das höchste Gut 305

Seite
XXIV. Der Vorschmack des Himmels (Erster Theil) 320
XXV. Der Vorschmack des Himmels (Zweiter Theil) 331
XXVI. Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit . 343
XXVII. Der Engel Dasein 357
XXVIII. Die Werke der Vorwelt . . . 373
XXIX. Des Höchsten Allgegenwart . . 384
XXX. Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn 397
XXXI. Christus ist mein Leben . . . 411
XXXII. Sterben ist mein Gewinn . . . 424
XXXIII. Gott mein Trost immerdar . . 436
XXXIV. Das ewige Verhängniß (Erste Betrachtung) 452
XXXV. Das ewige Verhängniß (Zweite Betrachtung) 464
XXXVI. Die Hoheit des wahren Christen in der Welt 475
XXXVII. Die Bestimmung des Menschen . 489
XXXVIII. Unsterblichkeit. 505
XXXIX. Warum muß uns das künftige Leben ein Geheimniß sein? 518
XL. Eine Freude in der Todesstunde. . . 532

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seite
XXIV. Der Vorschmack des Himmels (Erster Theil) 320
XXV. Der Vorschmack des Himmels (Zweiter Theil) 331
XXVI. Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit . 343
XXVII. Der Engel Dasein 357
XXVIII. Die Werke der Vorwelt . . . 373
XXIX. Des Höchsten Allgegenwart . . 384
XXX. Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn 397
XXXI. Christus ist mein Leben . . . 411
XXXII. Sterben ist mein Gewinn . . . 424
XXXIII. Gott mein Trost immerdar . . 436
XXXIV. Das ewige Verhängniß (Erste Betrachtung) 452
XXXV. Das ewige Verhängniß (Zweite Betrachtung) 464
XXXVI. Die Hoheit des wahren Christen in der Welt 475
XXXVII. Die Bestimmung des Menschen . 489
XXXVIII. Unsterblichkeit. 505
XXXIX. Warum muß uns das künftige Leben ein Geheimniß sein? 518
XL. Eine Freude in der Todesstunde. . . 532

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 10

Aarau (1829)

Asc. 5435 z-9/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10269506-9